Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht ausleihbar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MEYER'S UNIVERSUM

oder

die schönsten Ansichten der Erde

in monatlichen Lieferungen

jede derselben

drei bis vier Stahlstichen

der berühmtesten Künstler.

Fünfundsechzigster Band

die Lieferungen 193 bis 195 enthaltend

J. Meyer

des Bibliographischen Instituts.

VERLAG VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT

1852

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

19 Rara
K W 3658
-1

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

35 g 2584 [Ausgetauscht gegen Expl. in Acc. Nr. 30 g 1774

4962 216 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ITASCA LAKE

(QUELLE DES MISSISSIPPI)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXIV. Itasca Lake; die Quellen des Mississippi.

Es geht mit dem Großen in der Natur, wie mit dem Großen im Menschen. Das Edelste verbirgt seinen Ursprung, die höchsten Berge sind unerstiegen, die Quellen der größten Ströme blieben am längsten ein Räthsel. Noch hat kein Forscherauge die Wiege des Nils gesehen, noch ist der Streit über die Quellen des Maranhon unerledigt; und während der Vater der Ströme schon tausend Schiffe auf seinem Busen trug und hundert Städte in seinen Spiegel schauten, war sein Ursprung noch den Menschen ein Geheimniß. Erst vor wenigen Jahren hat sich der Schleier gelüftet, und haben die Quellen des Mississippi ihren Entdecker gefunden.

Westlich vom obern See, im Norden der Staaten Jowa und Wisconsin, liegt das Territorium Minnesota, unter den Sternen der Union der jüngste. Von Thalstufe zu Thalstufe steigt das Land zu einer Hochebene auf. Es ist in seiner Mitte angefüllt mit unzähligen Seen und überwachsen mit Urwald, der noch keinen Axtschlag hörte. Diese Landschaft, halb so groß als Frankreich, ist eine der merkwürdigsten Stromscheiden Amerika's. Ihre nördlichen Gewässer sendet sie in das Polarmeer und die Hudsonbai; der obere See und der Golf von Meriko empfangen die übrigen. Bis auf die neueste Zeit war diese Gegend gänzlich unerforscht und unbekannt. Nur der kühne Pelzhändler drang zuweilen in das Dickicht der Wälder, um mit den Indianerstämmen Felle zu tauschen. Der wissenschaftlichen Betrachtung war sie ein verschlossenes Buch.

Erst in den zwanziger Jahren, als die Kolonisation in Jowa und Wisconsin sich in den Thälern des obern Mississippi und seiner Nebenströme rasch mehrte und bis zu den Katarakten oberhalb St. Paul tief in das Gebiet der Chippewayer und Sioux vordrang, wurde das höhere Quellenland das Ziel beharrlicher Untersuchung. Die Unionsregierung in Washington schickte ihre Boten an die Häupter der wilden Stämme, um Grenzangelegenheiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu reguliren, Streitigkeiten mit den Nachbarstämmen zu schlichten und über Gebietsabtretungen für die heran-dringende Einwanderung zu verhandeln. Sie wählte zu diesen Aufträgen wissenschaftlich gebildete Männer von hervorragender Stellung. — General Caß, einer der Kandidaten für die nächste Präsidentschaft, leitete Jahre lang persönlich den Verkehr mit den Indianern in Minnesota und widmete der eifrigen Durchforschung dieses frucht-baren und gesunden Landstrichs Mühen und Gefahren. Die Auffindung der Mississippiquelle machte er zum besondern Ziel seines Ehrgeizes. Er verfolgte den jungen Strom auf seinen labyrinthischen Windungen von See zu See; — was er inzwischen für die Mississippiquelle selbst hielt und die Welt dafür hinnahm, wies sich später nur als der Ursprung eines Nebenflusses aus. Erst im Jahre 1831 konnte Schoolcraft die für die Geographie so interessante Frage lösen, den Ursprung des Stroms sicher bezeichnen und den Ehrenkranz des Entdeckers um seinen Scheitel legen.

Die Quellwasser des Mississippi bilden einen kleinen See in Hufeisenform, der auf den Karten den Namen Itasca Lake trägt. Der neugeborne Strom ist so kräftiger Natur, daß er als ansehnlicher, 16 Fuß breiter Bach seine Wiege verläßt. Man schätzt die Höhe des Wasserspiegels von Itasca Lake über der Meeresfläche nur auf 1575 Fuß. Ihre Geringfügigkeit im Verhältniß zu der Länge des Stromlaufs (3000 Meil.) setzt in Verwunderung. Weil das Gefälle auf diesem Tafellande so klein ist, so schleicht der Bach in unzähligen Krümmungen langsam fort, bald zwi-schen majestätischem Urwald hin, bald durch mit Schilf und Riedgras bedeckte Gründe, von See zu See, bis er, mit andern Bächen vereint, zum Fluß erwachsen, die erste Thalstufe erreicht. Hier stürzt er in Kataraften nieder und begegnet dann, schnellern Laufs, den ersten Ansiedelungen der weißen Menschen. — Die Landschaft um den Itasca Lake ist mehr ernst als heiter, trotz der Jungfräulichkeit der Erde, trotz der strotzenden Ueppigkeit des Bodens. Kein nackter Fels, kein entblößter Fleck ist sichtbar; die Vegetation hat Alles bekleidet. Die erratischen Blöcke, welche an den Ufern des Sees herumliegen, sind mit wilden Reben und Brombeerstauden überwachsen, und junges, frisches Getriebe, Kräuter und Blumen, Schmarotzer- und Schlinggewächse keimen, sprossen und klettern überall an und auf den uralten Stämmen der Tannen und Eichen. Ihr helles, frisches Grün bringt Abwechselung in das Dunkel der Coniferen. Man könnte beim Anblick dieser stillen und doch so großen Natur an das Bild des Paradieses denken, wie es die nordische Mythe schildert. Die Natur ist hier ein von der Hand des Menschen noch unberührtes Heiligthum. „Ohne Scheu vor dem Herrn der Schöpfung", — schreibt mir der Zeichner dieses Bildes, — „sahen wir die Hirsche in Rudeln an dem Gestade des Itasca grasen, und als ich mich niederbückte, um einen Labetrunk zu schöpfen, bemerkte ich ein junges Reh dicht neben mir schlummernd im Grase liegen". —

Aber das Gefühl der Einsamkeit schmälert den Genuß dieser großen Natur. Die Geister, welche, nach der Indianersage, an diesen stillen Gewässern umgehen, sind nicht die Geister der Tradition und Romantik, welche das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gemüth berühren und den Gedanken spannen. In den Urwäldern von Minnesota, an den Gestaden des Itasca, lauschten niemals die Hirten der Leyer eines Orpheus, auf seinen Wellen schifften nicht die Helden der Argo, kein Jason und keine Helena geben dem Dichter oder der Sage Stoff; nicht Völker, reich, mächtig, geistig hochgebildet und an Leib wie die Götter schön, wohnten jemals am großen Strome, und die Geschichte erzählt nicht von der Kultur und dem Reichthum vergangener Reiche. Was sie uns bewahrt, ist ein nüchterner Bericht von Büffel- und Bärenjagenden Rothhäuten, ihren kannibalischen Festen und Kriegen und ihrer Ausrottung durch das Feuerwasser und die Waffen der Weißen. Doch wie bald wird sich die Scene ändern! wie bald wird der Europäer mit seiner Gesittung auch in die stille Waldöde dringen; wie bald werden die Urwälder niederstürzen unter den Hieben seiner Art; wie bald werden sich Städte in den klaren Quellseen spiegeln mit ihrem Handel und ihren Schätzen, mit ihrer Bildung und ihrem Wissen, — und wie lange wird es dauern, daß die weißen Erben jener rothen Bärenhäuter der alten Welt neue Gesetze schreiben! —

Die Entwickelung des Kulturlebens am Mississippi ist so riesenhaft wie seine Natur. Um jene zu fassen, muß man vor Allem diese betrachten. Wir hören wohl auch in unserer alten Welt erzählen, daß da und dort eine Bucht oder ein Hafen, in welche ein Fluß mündete, versandete; wir hören von Seestädten aus alten Zeiten, die heute ein oder zwei Meilen landeinwärts liegen; wir lesen von den Alluvien der Thäler des Po, des Rheins und der Donau und von den Veränderungen, welche durch Anschwemmung und Niederschlag im Laufe der Jahrtausende vorgingen; aber was will das sagen gegen die Eroberungen, welche der Mississippi gemacht hat und noch macht? Was bedeuten diese schmalen Landstreifen gegen die weiten Gebiete, welche der Vater der Ströme dem Ocean abgewonnen? Die Wogen des Golfs, welcher heute den Namen des Merikanischen trägt, bespülten einst jene tief im Lande gelegenen Höhen, deren Ränder noch mit den Resten von Meerwasserschalthieren bedeckt sind. Heute tobt die Brandung desselben Meeres in ohnmächtigem Zorn über seine Verluste fast tausend englische Meilen fern von seinen alten Küsten. Fast die Hälfte jenes einst so großen Beckens, größer als Deutschland, die Schweiz, Holland und Dänemark zusammen, hat der Mississippi schon dem Meere abgenommen, und immer und immer weiter baut er festes Land von dem Boden des Meeres auf und vergrößert damit sein Territorium. „Der Mississippi ist in Wahrheit alle Zeit ein Mehrer seines Reichs!" Die Zuckerfelder in den Niederungen Louisiana's, das reiche Bottomland in den Staaten Mississippi, Tenessee, Illinois und Missouri, sie danken ihm allein ihren Ursprung. Ohne die vom Mississippi und den Nebenströmen beständig gemachten Eroberungen würde Nordamerika heute keinen Zucker und keine Baumwolle ernten und die reichen Marschen entbehren, auf welchen der Tabak Jahrhunderte lang ohne Dünger gedeiht und der Mais dem Bauer mit zweihundertfältiger Ernte lohnt. Es würden ihm die Güter entgehen, wodurch er sich die Welt zinsbar macht, und die Gebiete unerschöpflicher Fruchtbarkeit mangeln, in denen er Europa und der seines Jam-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mers müden Menschheit ein Asyl bietet, lockender als alle Paradiese der Tropenländer. Dem Geognosten zeigen jene tief in dem Lande sich erhebenden alten Felsgestade deutlich die vormalige Ausdehnung des Meeres, und dadurch ist er im Stande, die Eroberungen des Mississippi zu messen. Ihr Flächenraum ist 400,000 englische Quadratmeilen, eine ungeheure Zahl! Und dies große Reich ist des Mississippi eigenstes Werk. Er hat es geschaffen im Laufe der Jahrtausende, er hat es aufgemauert von dem Grunde des Oceans zum Tageslicht; 1000 englische Meilen fließt er durch selbst gemachtes Land. Was wir in dieser Art auf der übrigen Erde sehen, vergleicht sich dagegen wie Ameisenwerk zu den Thaten der Giganten. Dabei ist der Baumeister mit einer Regelmäßigkeit zu Werke gegangen, die Erstaunen erregt. Sein Bett grub er mit genau 3¼ Zoll Fall auf die englische Meile ein. Es ist dies ein großer Vortheil für die Schifffahrt; denn bei der geringen, kaum merklichen Neigung ist auf- wie abwärts der Bedarf an Triebkraft für die Bewegung der Fahrzeuge fast gleich; man schifft auf dem Mississippi wie auf der Ebene des Oceans.

Der gewöhnlich in großartiger Ruhe dahin wogende Vater der Ströme kann aber auch zürnen. Wenn die Gewitter von den Prairien aufsteigen und sich unter Tage langem Donnern und Blitzen mit Wolkenbrüchen und Platzregen an den Gebirgen entladen, — wenn die tausend und aber tausend Schluchten und Rinnsale, bis an den Rand gefüllt, ihre trüben Fluthen dem Mississippi zuschicken, beladen mit den ausgerissenen Bäumen des Urwalds und den zertrümmerten Uferwänden: dann verliert der majestätische Strom den Charakter der Ruhe und der spendende, wohlthätige Gott wird ein Gott der Verwüstung. Man sieht dann die ungeheure Wasserfläche mit Bäumen, Sträuchern und Stücken bewachsenen Landes, wie schwimmende Eilande, bedeckt, und dazwischen treiben die fortgerissenen Häuser und Mühlen, die Balken, Breter, Umzäunungen, Ställe, Blockhäuser, Steine und Felsstücke und die Leichen der wilden und zahmen Thiere. Flöße, Boote und Fahrzeuge suchen dann irgend einen Schlupfwinkel an dem Ufer zu gewinnen, wo sie der Gefahr der Zertrümmerung weniger ausgesetzt sind; — viele aber gehen dennoch zu Grunde und ihre Trümmer und Ladungen vermehren das Chaos. Am schreckhaftesten ist der Anblick des Stroms unterhalb der Mündung des Missouri, der, wilder noch als sein Herr, das ganze Thal mit einer dicken, rothgelben Fluth gefüllt hat, in der er dem Gebirge das Material für die Bauten des Mississippi im Golf von Mexiko entführt. Wird dann das Bett des Mississippi streckenweise zu enge, um die ungeheure Fluth zu fassen, so wogt sie über das Land hin, hunderte von Quadratmeilen überströmend. Wie zwergige Büsche schauen dann die Spitzen der kolossalen Bäume aus der zum Meer gewordenen Ebene, und wenn sie der Sturm peitscht und das Wasser zerwühlt und in den Wipfeln des ersoffenen Urwalds heult, so wird das Bibelbild der Sündfluth lebendig.

Nur ein Wesen in der Schöpfung wagt's, diesen wilden, losgelassenen Zerstörungskräften kaltblütig zu trotzen: der Mensch, der Mensch in seinem leichten vielstockigen Bretterkasten, in welchem der Zauberer Dampf, des Menschen Knecht, die Wogen schlägt. Es ist einmal Yankeebrauch, vor keiner Gefahr zu flüchten, und mag

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Zustand des Mississippi seyn, welcher er wolle, die Fahrt fortzusetzen. Ob Menschenleben zu Hunderten bei dieser Marime der äußersten Gefahr preisgegeben werden, — das kümmert den Dampfer-Kapitän nicht; er schwimmt seinem Ziele entgegen, thut, was er kann, durch eine geschickte Leitung die Gefahr zu mindern und vertraut im Uebrigen seinem Glück. Am mißlichsten ist dann die Fahrt stromaufwärts. Wenn, so weit das Auge reichen kann, die gewaltigen Baumstämme, bald untertauchend, bald hoch die zottigen Häupter über den Wasserspiegel hebend, wie wilde Ungeheuer dem Boote entgegenranzen, da schwindet das Gefühl der Sicherheit bei den Reisenden, die ihr Leben dem Bretterhause anvertrauten, und, hülflos, guckt jeder dem Tod mit Grausen in den Rachen. Nur der Kapitän und seine Mannschaft, an die Gefahr gewöhnt, zeigen durch ihre Kaltblütigkeit, daß sie Den nicht fürchten, den sie mit Geschick und Muth schon so vielmal glücklich bekämpft haben und, vergleichsweise, sind der Unfälle bei solchen Veranlassungen doch nur wenige. Viel häufiger sind die, welche durch Ueberheizung der Kessel bei dem tollen Rennen rivalisirender Boote auf dem Mississippi entstehen und jedes Jahr einigen Tausend Menschen das Leben kosten.

Um sich von der Größe der Gestein- und Erdmassen, welche auf dem Mississippi aus dem Gebirge nach dem Merikanischen Golf auswandern, einen Begriff zu machen, muß man wissen, wie sich, im Mittel vielfacher und fortdauernder Untersuchungen, ergab, daß durchschnittlich nicht weniger als $^1/_{3000}$ der ganzen Wassermasse des Mississippi aus festen Bestandtheilen besteht. Die Menge des Wassers selbst aber, welche er in jeder Minute in den Merikanischen Golf ausgießt, ist über 7000 Millionen Kubikfuß. In jeder Minute führt also der Strom eine Erd- und Steinmasse von mehr als 2 Millionen Kubikfuß in's Meer, welche, wegen ihrer größeren Schwere, in einem Halbkreise von etwa 30 engl. Meilen von seiner Mündung, (so weit kann man den Einfluß des trüben Stromwassers aus der Färbung des Meeres unterscheiden) und vereint mit der Unmasse von Vegetabilien (Baumstämmen, Sträuchern und verfilztem Gras), als Sediment den Meergrund beständig erhöhen, bis ihn als Land das Sonnenlicht bescheint und belebt. — Das größte Gebäude der Erde, die Pyramide des Cheops, hält 25 Millionen Kubikfuß und war, berechnet auf 1000 Arbeiter, das Werk von mindestens 20 Jahren. Der Mississippi aber, der stündlich über 120 Millionen Kubikfuß Erde und Gestein in's Meer führt, mauert jeden Tag so viel als 120 jener Pyramiden von dem Meergrund auf.

In dieser rastlosen Thätigkeit des Vaters der Ströme ist der Schlüssel zu der eigenthümlichen Bildung seines Thales gefunden. — Ungeheure Sümpfe (Swamps), mit grünem Fadenmoose überwachsen, oder mit haushohem Schilfe bestanden, in welchem Milliarden von Sumpfvögeln und Reptilien nisten, bedecken auf mehr als hundert Meilen von seiner Mündung halb Louisiana, und sie werden erst nach Jahrtausenden, wenn der Mississippi

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Landfeste seines Reichs hundert Meilen weiter in's Meer vorgeschoben hat, verschwinden, wie sie weiter aufwärts, von der Arkansas-Mündung an, verschwunden sind. Dann werden diese pesthauchenden Niederungen, welche alljährlich mehrmals das Hochwasser auf Tage und Wochen in Seen verwandelt, und die jetzt die Geburtsstätte des gelben Fiebers und anderer Krankheiten sind, welche das Leben der Menschen verkürzen, fruchtbare Marschen werden, und erst dann wird New-Orleans, das mitten in jenen Moräften liegt und jedes Jahr seine Bevölkerung durch die Wechselfieber und Seuchen decimirt sieht, die Rolle einer Weltstadt spielen, welche ihre Einwohner nach Millionen zählt.

Doch Vieles kann und wird sich in der Zwischenzeit anders gestalten, als wir denken. Ist doch selbst die Existenz von New-Orleans durch die Möglichkeit in Frage gestellt, daß über kurz oder lang der alternde Strom die Kraft verlieren werde, seine ungeheure Aufgabe, den Merikan. Golf auszufüllen, ohne Störung und Stockung fortzusetzen. Eine zu große Anhäufung der todten Massen an seinen Mündungen wird, so fürchtet man, seine Gewässer zurückstauen und Louisiana mit allem Lebendigen in den Fluthen begraben, bis der verstärkte Druck der Gewässer denselben neue Kanäle zum Meere öffnet. In der That nimmt die Verschlämmung der Mündungen im Mississippi-Delta täglich zu. Mehre haben sich bereits im Laufe des letzten Jahrhunderts geschlossen und die Kultur hat sich mit Hacke und Spaten vieler Stellen bemächtigt, auf welchen noch bei unserer Väter Gedenken die Pirogue des Indianers sich schaukelte. Drohend rückt die Zeit heran, wo dies auch mit andern Ausflüssen der Fall seyn wird. Selbst der Hauptstrom hat, des Widerstandes seines Feindes, der Meerfluth, nicht mehr mächtig, seine Wassermasse schon in mehre Betten zertheilen müssen, um den Golf zu erreichen; er wühlt sich mühsam zwischen seinen eigenen D. mmen hinaus. Sollte sich auch einer dieser Kanäle verstopfen, so würden die Wasser zurücktreten müssen, — und sie zunächst New-Orleans verschlingen und alles Land, welches, dem Anbau gewonnen, jetzt 100fältige Ernten trägt. Dann beginnt der Kampf von Neuem zwischen den beiden Giganten, den azurnen Wogen des Golfs und den gelben Gewässern des Mississippi. Ueber die Entscheidung kann kein Zweifel seyn, und der Sieger in so vielen Jahrtausenden wird dann eine neue Aera beständiger Eroberung beginnen. Allein wer kann der Zerstörung Umfang berechnen, die vorausgeht? Wer kann den Zeitraum berechnen, in welchem diese Fehde ausgekämpft seyn wird zwischen den beiden Mächten? Wie lange werden sie brauchen die luftigen leichten Bundesgenossen des Stroms, um durch den Regen die Gebirgsmassen von der Erde zu waschen, welche zur völligen Ausfüllung des Golfs nöthig sind? Wann werden die Felsengebirge des Westens und der Alleghany des Ostens verschwinden vor den Fluthen des Himmels und auf dem Ohio, dem Missouri, dem Arkansas, dem Redriver und wie sie alle heißen die Zubringer des Mississippi, — ihre Emigration vollenden? Der Menschenverstand beugt sich vor der unfaßlichen Größe; er hört auf zu rechnen. — Uner-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gründliche, ewige Schöpfungskraft, wir sinken vor dir in den Staub und unser Kalkül endigt, wie die einfache Natur-Betrachtung des Kindes dieser Regionen — des rothen Menschen, — in stille Bewunderung und Anbetung!

Und so führt der warme Forschungseifer des gebildeten Menschen überall, wo er in das Geheimniß der Schöpfung zu dringen versucht mit den Waffen der Wissenschaft und des Verstandes, allezeit an eine Grenze, wo er nicht weiter kann und er so rathlos da steht, als der Wilde, den Pfeil und Speer und die Kraft und das Geschick seines Arms zum Herrn der Natur macht, die ihn umgibt. Wir können in der Geschichte der Schöpfung nicht weiter lesen, als uns ihre Blätter offen liegen; ihre meisten sind verklebt und bleiben uns ein Geheimniß. Können wir jedoch auch die Gesetze ihres Waltens nicht allwärts ergründen, und sind wir auch schlechte Rechenmeister vor so vielen Exempeln, deren Lösung sie uns aufgibt — so spendet sie doch ihren Forschern und Freunden unendlichen Genuß und lohnt Alle mütterlich, die ihr mit Liebe und offenem Blick entgegen kommen und nicht bloß phantastisch in die Leere schweifen. Viele ihrer Gesetze, die ihre Erscheinungen regeln, sind uns klar, und jedes Lustrum läßt entweder neue entdecken, oder durch neue Wahrheiten die alten bestätigen. Wie einfach sind diese Gesetze, und wie wenig zahlreich sind die leitenden und wirkenden Kräfte für die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in Gottes Schöpfung! Alles Harmonie und Schönheit; alles Folgerichtigkeit und Unwandelbarkeit, und doch gleichzeitig Ringen nach Licht und Freiheit. So ist's im Kleinsten, wie im Größten, im Weltkörper, wie im winzigen Wassertropfen, im Flechtenmoose, das den verwitterten Stein kleidet, wie in der Kokospalme des Sonnenlandes. Wenn doch alle Menschen in die immer offenen Pforten der Natur eintreten möchten, dann würde keiner vergeblich nach dem Gott der Liebe suchen, den er in den kalten Tempeln mit den steinernen Altären nicht findet. Dort fände auch der Mensch sich selbst wieder, den Menschen, der verloren ging in dem Labyrinthe und in den Einöden der Gesellschaft.

Ja — in ihren Einöden! — „Es verfolgt", — so schließe ich mit den Worten Alexanders von Humboldt diesen Aufsatz, — „den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts. Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Streit der Völker nach Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden die Menschenbrust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklange die alte Bahn vollenden".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXV. L'Hotel des Princes in Paris.

Paris ist der Himmel, Paris ist die Hölle; Ihr dürft Beides für Wahrheit halten. Zur ewigen Seligkeit führt nur ein enger, steiler Pfad für die Wenigen. Der andere Weg ist die ebene, breite Straße, und daß ihn die Menge wandert, kann um so weniger Wunder nehmen, da auf demselben Vergnügen und Genuß die Führer sind. An keinem Ort der Erde schäumt das Leben feuriger, brennender, siedender, und funkelt's und knistert's und verzehrt sich's in sprühendern Flammen. In dieser großen Werkstatt des Genusses ist die Gesellschaft beständig auf der Rennbahn. Vergnügen ist das Ziel, und ist eins erjagt, so jagt sie dem andern nach. Um des Vergnügens willen stiehlt der Dieb, trügt der Gauner, bettelt der Arme; um sich einen lustigen Sonntag oder blauen Montag zu machen, unterzieht sich der Arbeiter den nächtlichen Anstrengungen, und der Kleinbürger, der Boutiquier messen ihren Erwerb nach dem Vergnügen, das er ihnen verschaffen wird; gegen Vergnügen verwechseln der Kaufmann und der Habitué der Börse das Gold, das ihnen die Spekulation und das Glück gegeben; Vergnügen lacht dem Rentier aus seinen Obligationen und Aktien, seinen Coupons und Dividendenscheinen entgegen, und der Beamte, der Offizier der Literat, der Künstler hält sein Bureau, seine Epauletten, seine Feder, seine Palette, seinen Meisel nach der Masse des Vergnügens werth, zu dem sie die Mittel beibringen. Bar des Vergnügens hätte der Altar keine Priester, das Gericht keinen Richter, die Assise keinen Vertheidiger, der Kranke keinen Arzt; bar des Vergnügens wären die Legislatur ohne Gesetzgeber, die Ministerien ohne Minister, der Staat ohne Haupt; denn das Alpha und Omega der ganzen gesellschaftlichen Natur des Parisers sind Vergnügen und Genuß. Er interessirt sich so lange für Alles, als es den Reiz des Vergnügens bei sich führt; hört es auf, ihn zu amüsiren, so erlischt auch seine Theilnahme dafür. An der Hand des Vergnügens hingegen ist ihm jede Erscheinung, jedes Ereigniß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HOTEL des PRINCES
(Paris)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jede Veränderung willkommen: Königthum, Revolution, Diktatur, Republik, Kaiserreich, Schreckensregiment, Plebiszit, Kapuzinerthum, Kommunismus, Barrikaden, Abd-el-Kader. Wegen des Vergnügens sucht er den Ruhm in der Schlacht, pilgert er nach St. Sulpice in Sack und Asche, hört er die Rachel in der Oper, die oraison funèbre in Père la Chaise. Die Legitimität wäre ihm recht, wäre sie nicht gar zu langweilig, und den Tod haßt und fürchtet er nur aus dem Grunde, weil er nicht amüsirt; ja, er würde Mohammedaner werden, wenn der Prophet nicht den albernen Streich gemacht hätte, für die Freuden seines Himmels von dem Vergnügen auf der Erde einen hohen Discont zu fordern. Was ihn nicht vergnügt, das rührt er nicht an, was ihn nicht berauscht, dem klatscht er nicht Beifall. Aber für Vergnügen ist ihm Alles feil: Liebe und Lust, Können und Wissen, Ehre und Freiheit. Im Gegentheil murrt er über Alles und spottet er über Alles, was ihn langweilt, und gleichgültig verläßt er, sobald er gähnen muß, seine Könige, seine Eroberungen, seinen Ruhm, seine Götzen, mögen sie von Bronze oder Glas seyn. Er wirft sie weg aus ennui, wie er seine Strümpfe, seine Gesundheit, sein Vermögen wegwirft. Paris ist gefährlich nur dann, wenn es sich langweilt; es braucht stets Erregung zum Leben, es braucht stets Etwas, das die Leidenschaften anspannt, und dieses führt Ereignisse herbei, an welche die Welt nicht denkt. Der Pariser passionirt sich nur für die Spender des Vergnügens, sey es das Gold, sey es die Macht. Eine Zehntausendfrankennote ist ihm lieber, als alle Liebe, und wer ihn vergnügt, von dem duldet er Alles: er duldet die Regierung mit der Phrase, die Regierung mit der Guillotine, die Regierung mit Cayenne und Lambessa; er duldet die Religion als Eva und in der Kapuze, Haynau und Louis Napoleon, wenn sie amüsiren! — Gold und Vergnügen sitzen permanent auf dem Throne dieser Stadt ohne Glauben, ohne Sitte, ohne Gefühl und ohne Wahrheit, und wenn Ihr dieses Labyrinth von Mörtel und Schmuz, und die Gedanken, die Affekte, die es bewegen, erschüttern, verwirren, kennt, so werdet Ihr für die hundert Räthsel und tausend Fragezeichen, denen Ihr begegnet, immer dieselbe Lösung, dieselbe Antwort finden.

Laßt es uns einmal versuchen, auf diesem Meere, das Millionen vor uns durchschifft und durchforscht haben, irgend ein unbekanntes Eiland zu finden. — Wir schiffen planlos hinaus, den Zufall am Steuer, Wind und Wetter als Führer.

„Boulevard des Italiens!" — Der Fiaker rasselt durch die Rue vivienne, durch die Straße der Foulds und der Rothschilde, über den Börsenplatz hin, am großen Opernhaus vorüber. Der Schlag wird geöffnet — die dürre Hand empfängt ihr 20-Sousstück — nous voilà! Wie schön, heiter, glücklich erscheint hier Alles! Der Boulevard des Italiens ist der Tummelplatz der goldenen Jugend, das Eden der Flaneurs und Maulaffen, der Damenwelt mit ihren Wünschen und Gelüsten. Diamanten, Gold, persische Shawls, Brüsseler Points, indische Essenzen und Parfümerien, exotische Pflanzen, seltene Früchte glitzern und prangen hinter Spiegelfenstern in den präch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tigen Läden; dazwischen Costumes aller Phantasieen und reizende Frauenbilder für alle Träume. — Ist das Alles Wirklichkeit oder nur Schein? Dies oder Jenes, oder auch Beides, wie Du's deuten magst. Die Trottoirs gleichen dem wogenden Meere, die reichen Equipagen, Fiaker aller Gestalten, Omnibusse und Fahrzeuge aller Gattungen machen sich den Fahrweg streitig; Dich selbst reißt die Menschenwoge hin, und mehr fortgestoßen und fortgetragen als gehend, schöpfst Du erst auf dem Boulevard St. Martin wieder Athem. Hier hat das Straßenleben die vornehme, aristokratische Maske abgestreift. Tabaksqualm und Bier dampfen aus den Billards und Cafés, Gerüche der Küche aus den Restaurants. Die gute Gesellschaft verirrt sich nicht in diese Region; sie gehört dem Kleinbürger, dem Handwerker, dem subalternen Beamten. Erst am Thor von St. Denis, der steinernen Lüge von der Größe Ludwigs XIV., verändert sich die Staffage wieder. Die Straßen dieser Nachbarschaft gehören meistens der Industrie, den Fabriken, den großen Werkstätten und den Niederlagen, wo die unzähligen Artikel gefertigt und aufgespeichert werden, für welche die Welt der Stadt Paris zinsbar geworden ist. Die Karossen der reichen Fabrikherren rollen über den Fahrweg; aber auf den Trottoirs haben die Blouse und die Grisette des Arbeiters die Majorität. Gegen Abend, wenn die vielen in dieser Gegend befindlichen kleinen Theater ihre Pforten öffnen, steigert sich das Leben zum Gedränge und der Name des anstoßenden Boulevard du Crime erhält dann die Bedeutung einer Wahrheit. Bei jedem Zwischenakte (das Spiel in den kleinen Theatern dauert bis Mitternacht) ergießen sich die in den engen Räumen eingeschlossenen Menschenmassen, durstig nach frischer Luft und Erquickung, über die Boulevards Du Crime und du Temple, und bei dieser Gelegenheit werden die geschicktesten Diebstähle und die frechsten Räubereien verübt. Hier sind die Contremarkenhändler und die Condottieri der Theater-Kritik zu finden: die Claqueurs und Succeßmacher; und ein Autor, ein Dramatiker, welcher die Mittel und Wege kennt, die zur literarischen Celebrität eines Abends oder einer Saison führen, kann hier für eine Handvoll Franken eine Ladung Beifall und Renommée allezeit haben. Da drängen sich auch die Cries de Paris, jene schreienden, wandernden Apfelsinenhändlerinnen, Kuchenverkäufer, Blumenmädchen, Cocospender, Colporteurs der Journale und Zeitungen, die spähenden Gamins, die Commissionairs, die Gelegenheitmacher, die Kupplerinnen mit ihren Dirnen, die Agenten der geheimen Polizei und die Sergeants de Ville; — und vermengt mit dem Volke der Blouse und des fadensichtigen Fracks wird ein Babel daraus; Alles ruft durcheinander, Keiner hört auf den Andern, Jeder sucht den Andern zu überschreien. Mit wenigen Veränderungen dauert diese Staffage der Boulevards bis zum Bastille-Platze und dem Boulevard St. Antoine fort. Hier verschwindet fast jedes andere Costum neben Blouse und Polizei-Uniform. Der Pariser aus den höhern Ständen betritt diese Gegend niemals, wenn ihn nicht ein unabweisliches Geschäft dahin führt. Unter bestaubten Bäumen haben hier die Zuckerwasserverkäufer, die fahrenden Limonadiers, Caffetiers und Obsthändlerinnen ihre Stände. Auf keinem der Boulevards ist's übrigens so still und ordentlich; an die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bastille und ihre großen Ereignisse scheint kein Mensch mehr zu denken. Und doch ist diese St. Antoine mit ihren schweigsamen Straßen, auf denen man nichts hört als die heisern Stimmen der Arbeit in den ärmlichen Häusern: das Geräusch des Webstuhls, das Knarren der Drehbank und der hundert andern Handthierungen und Beschäftigungen, — jene gefürchtete Vorstadt, welche beständig schwanger geht mit Revolutionen. Sie ist die Gewaffnete, trotz zehnmaliger Entwaffnung; die immer Schlagfertige, trotz aller Niederlagen; die beständig Bereite, um für den Aufstand die Parole zu empfangen; immer des Rufs gewärtig, auf die Barrikade zu marschiren, oder der Gewalt entgegen, um sie zu brechen, und darum von dieser immer belauscht, bespäht mit Argusaugen, decimirt bei jeder Gelegenheit, in den Kerker geworfen, exilirt, deportirt; und wiederum ist sie verzehrt von den nagenden, zwikkenden Dämonen der Rache und Vergeltung, die sie beständig mahnen, eine neue Seite der Geschichte von Frankreich mit Strömen von Menschenblut zu schreiben. Wer denkt daran, bei dem lustigen Leben der Blousen und der Mouslinkleider, das hier, wie Mücken an heitern warmen Abenden, spielt und kost, daß unter dieser arglosen Decke ein Ungeheuer schlummert, welches die Traditionen der Schreckenszeit und des Bürgerkriegs von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt? Wer es verstanden hat, rechtzeitig die Schwingungen dieses Geistes und dieser Traditionen in Bewegung zu setzen, ist allemal Herr von Frankreich geworden, und wenn er, als solcher, nicht wußte, die Uhr der Zeit zu stellen, so war es stets seine eigene Schuld. — St. Antoine ist an Werktagen ein Bild der Ordnung, des Fleißes, des Geschicks, der Anstrengung, der Genügsamkeit; der Löwe ist ein geduldiges Roß geworden, das für seinen Herrn, das Kapital, 6 Tage in der Tretmühle geht, leidet, fastet und sich abarbeitet, um das Stück Geld zu erhaschen, das ihm eine genußreiche Stunde gibt, in der es seine Lust austobt, bis der letzte Sou fort ist und die leere Börse und der leere Magen es zur Rückkehr an die Arbeit mahnen. Die Faubourg St. Antoine hat ein zweifaches Leben: die Arbeit und die Revolution. Sie beugt sich unter der Herrschaft der Scheere, des Hammers, der Spinnmaschine; sie hobelt, sägt, webt, reckt, modellirt, gießt, schnitzt, kleidet, färbt, bleicht, schwärzt, malt und vergoldet Alles; sie macht die Karosse der Könige und den Sarg des Guillotinirten, sie schneidet die Prachtgefäße von Krystall und dreht den irdnen Topf für die arme Wittwe: aber einen Tag in jedem Jahrzehent entzündet sie sich wie eine Pulvertonne und stürzt Throne und Gesellschaft zusammen. —

Fort zum Hotel des Princes! Was ist das? Es ist das Epitom von Paris, die Pariser Welt unter einem Dache. Der glänzende Titel darf Dich nicht irren; er ist bloß das Schild für die Bel-Etage, wo sich die goldenen Salons für Fürsten und Millionärs aneinanderreihen. Wie alle Pariser Hotels, haben auch diese hohen Prachtgemächer die niedrigen Dachstuben über sich und zu ihren Füßen die dumpfigen feuchten Kellergeschosse, hinter sich aber die Höfe und Kloaken, wo jene armen Menschen wohnen, die verdammt sind, ihr Leben in verpesteten Miasmen zu verathmen. — Tritt herein! An einer Säulenhalle des Thors empfangen Dich rothsammtne Portiers, welche Tambourmajor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stäbe mit Silberknöpfen tragen. Ein Dutzend Diener des Hotels stehen am Treppenhause, Deine Befehle erwartend In diesem Hause wird jeder Neu-Ankommende empfangen wie ein Prinz, und jeder findet in demselben, was er sucht. Du verlangst ein Dachstübchen: ein dienstfertiger Geist geleitet Dich hinauf; Du forderst gebieterisch Appartements in der Bel-Etage: — es sammelt sich eine Queue von Marqueurs und Lakayen um Dich, silberne Armleuchter wandeln Dir voran, die Freitreppe von Marmor hinauf, Flügelthüren springen auf und Pracht und Comfort umgeben Dich, als wärst Du Sardanapal. —

In diesen Zimmern und Salons des ersten Stocks vermißt der Gast nichts, um seine Prachtliebe und seinen Sinn für feine Bequemlichkeit zu befriedigen; nicht den Teppich von Aubusson, nicht das Piano von Erard, nicht den Chronometer im Goldgehäuse, der die Stunden des Vergnügens auf's Genaueste zeigt; nicht das Venetianische Spiegelglas, das von der Diele bis zur Decke reicht, nicht die silbernen Gefäße der Toilette, nicht die Bilder von Delaroche, nicht den pariſchen Marmor, welcher Leben athmet. Kein Zeichen, kein Schmuck, kein Prachtgeräthe, womit Rang und Reichthum ihre Günstlinge umgeben, fehlt. Ein Salon ist vorhanden für Madame, ein Studirzimmer mit Bibliothek für Monsieur, ein Zimmer zu den Audienzen, eine Antichambre für die Wartenden; Saal für die Dienerschaft, Corridor für die Portiers. Jeder Schellenzug gibt einem dienstbaren Geiste Flügel oder zaubert eine Sylphide zu Deinen Füßen, um Deine Befehle zu empfangen, kurz: — kein Fürst kann fürstlicher wohnen als in der Bel-Etage dieses Hauses. — Du steigst eine Treppe höher. — Das Leben ist stiller, der Prunk macht keine Prätensionen mehr, Comfort tritt in den Vorgrund. Die Dienerschaft ist weniger glänzend gekleidet, sie gehorcht weniger schnell dem Winke; die Bücklinge sind nicht so tief, die Zimmer nicht so hoch die Ausstattung ist nicht so in Fülle und so kostbar, obschon geschmackvoll. Der Prinz des Hotels ist in dieser zweiten Etage ein wohlhabender Kaufmann, ein Rentier aus der Provinz, ein Sous-Präfekt, ein General, der seine Pension zwischen der Wirthshausrechnung und dem Spieltische theilt; oder er ist ein Gutsbesitzer, welcher seiner Frau oder seiner Tochter Paris zeigen will.

Du steigst noch eine Treppe höher. Die Stille hat zugenommen, die Diener sind älter geworden, ihr Eifer kälter, die Livree fadensichtiger, niedriger die Decken der Zimmer, die Thüren, die Fenster: — bürgerlich sieht das Ganze aus nach Ausstattung und Einrichtung; die Nettigkeit ist größer als die Eleganz und die Formen sind mehr von gestern, als von heute. In diesem dritten Stock des Hotels wohnt der Advokat aus der Provinz, der die Geschäfte seiner Auftraggeber bei der Centralbehörde betreibt; der Gutsverwalter, der Professor aus dem Departement, der junge Arzt, der die Kliniken besucht; die Wittwe, welche eine Pension oder eine neue Verbindung wünscht, die angehende Kokette, die jungen Talente des Gesangs und des Tanzes; der alte Garçon, der für seine 2000 Franken Rente das höchste Maß des Genusses erstrebt; die Aspiranten der Fortuna in allen Gestalten und mit allen Ansprüchen: Leute, die keinen Centimen in dem Schuldbuch der Nation eingetragen haben, aber in ihren Talenten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Schätze Kaliforniens beständig bei sich zu führen glauben. Arglose Träumer, wäre der Wahn, der Euch begleitet, doch länger! Aber gar bald steigen sie auf der Stiege des Hotels höher und tiefer auf der Leiter ihrer Hoffnungen, bis sie anlangen im Dachstübchen, in welchem vor ihnen die verlassene Grisette die vergangenen Tage der Freude beweinte. — Willst Du noch weiter? Willst Du in die Kämmerchen gucken à soixante sous par mois mit dem einen Fensterchen, das über der Kloake des hintersten Hofes sich öffnet? Puh! Ich sehe, Du bist ermüdet. — Horch'! Glockentöne schallen durch's Haus; die Thüren fahren auf und schlagen zu; lachend und singend, plaudernd oder schweigsam, gravitätisch oder leichtfertig, „Bon jour! Bon soir!" Nachbarn und Bekannten spendend, rauscht der Menschen-Strom der Treppe zu, die zum Speisesaal führt. Die Eßglocke hat allen Unterschied des Rangs unter den Bewohnern des ersten bis zum dritten Stock ausgetilgt; Alle erscheinen in mit Geschmack geordnetem Anzug. Die femme entretenue ist von der Herzogin in Grandezza, Anmuth und Glanz der äußern Erscheinung kaum durch das geübteste Kennerauge und nicht minder schwer zu unterscheiden, als der ächte Schmuck von Imitationsdiamanten beim Kerzenschimmer. — In keinem Königsschloß sind die Speisesäle geräumiger und prächtiger als im Hôtel des princes. Die Tafeln und Sessel sind von geschnitztem und vergoldetem Palisanderholz, die Damaste von größter Feinheit, die Aufsätze von Silber, die Kandelaber vergoldet, das Porzellain aus Sevres und von der größten Feinheit; blühende Orangenbäume und die seltensten Ziergewächse füllen jede Ecke, und über den Etageren biegen sich, mit Früchten und Blumen beladen, exotische Pflanzen. — Ist's eines Monarchen Namenstag? Gibt ein Großbotschafter ein diplomatisches Diner? Sind die Coryphäen der Wissenschaft, der Philantropie, der Börse zu einem Festessen versammelt? so fragst Du Dich bei dem Eintritt in diese glänzende Gesellschaft, die von Sternen und Orden funkelt und hinter deren Sesseln fünfzig Aufwärter in Frack und Seide mit dem Anstand des Gehorsams der Befehle lauschen — und Du staunst, wenn Du hörst, daß es das Schauspiel ist, welches sich zur sechsten Stunde jeden Abend in diesen feenhaften Räumen wiederholt. Und all' diese Herrlichkeit, mit einer Tafel, die den Feinschmecker entzückt, kannst Du sammt Deinem netten Kabinettchen im dritten Stock, sammt Wäsche, Frühstück und Bedienung für tägliche zehn Franken haben — und dabei hast Du den unbezahlbaren Genuß einer guten Gesellschaft, einer geistreichen Unterhaltung, des Anblicks der schönsten Frauen, und Du kannst mit Berühmtheiten, die hier aus der ganzen Welt zusammenkommen, Worte und Blicke wechseln. Heute ist der persische, morgen der türkische Gesandte Dein Tischnachbar, das nächste Mal eine Kokette, in deren Augengluth alle Männerherzen schmelzen, oder eine Dame, die ihr billet doux mit einem Grafenwappen siegelt; oder Du sitzest neben einem russischen Fürsten, dessen Bruder in Sibirien Zobel fängt für seinen Czar und dessen Physiognomie selbst beim Champagnerglase in Paris nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganz das Bewußtseyn verheimlichen kann, daß ihn ein Faden hält — den er nicht zerreißen darf und — kann.

Doch nichts ist langweiliger, als das lange Bewundern. Das „Toujours perdrix" verdirbt dem Hunger selbst den Appetit. — Adieu, Hôtel des princes!

DCLXVI. Ingolstadt.

Zehn Meilen nordwärts von München, sechs Meilen von Augsburg und eben so weit von Regensburg entfernt, gelegen in einer von der Donau durchströmten weiten Ebene, umgürtet und gepanzert vom Gott des Kriegs, gewährt Ingolstadt mit seinen Glockenthürmen und hohen Kirchdächern aus der Ferne einen stattlichen Anblick. In der Nähe betrachtet ist es jedoch nichts weniger als schön. Die Stadt, welche kaum 1500 Familien zählt, hat eine stehende Garnison von — 2000 Mann! —

Ingolstadt besaß eine der ältesten Universitäten Deutschlands. Sie wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gegründet, gelangte in den folgenden zu großem Ansehen, wurde aber später eine Pflanzschule geistiger Verfinsterung, deren Wirken bis auf die neuere Zeit in manchen Erscheinungen zu Tage trat. Der kulturfreundliche König Max I. von Bayern verlegte die Universität nach Landshut und später wurde sie mit der Münchener vereinigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

INGOLSTADT
in Bayern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der PIRAEUS
(Griechenland)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXVII. Der Pyräus, Hafen von Athen.

Welten hat das alte Griechenland geschaffen, Götter-, Helden- und Geisterwelten. Das große Epos seiner Geschichte, der Olymp, die Gesänge Homers, die Werke des Aristoteles und des Plato und der großen Dramatiker sind diese Welten. Aufgethan sind sie den Geistern und Genien des Geschlechts seit Jahrtausenden und werden es erfreuen, bilden, erwärmen und trösten bis an's Ende seiner Tage. Was geht mich das Griechenland an, wie es heute aussieht, die Race mehr slavischen und illyrischen, als hellenischen Ursprungs, welche es heute bewohnt? Was kümmert mich das bayerische Königsschloß neben dem Säulenhaus des Theseus und die geschnürte Adjutantenschaar, welche den Wagen der Majestät aus Oldenburg durch des Hadrian Siegesthor nach der Villa begleitet, auf deren Stätte Sokrates und Plato Weltweisheit lehrten? Was bedeutet es denn, ob an dem Parthenon die Krähe oder die Schwalbe ihr Nest baut, oder ob auf der Ebene von Troja der Esel, oder die Ziege weidet? Auch wenn keine Krähen und keine Schwalben nisteten und kein Esel und keine Ziege graseten, würde ein Parthenon seyn und ein Troja, und Götter und Helden und Homer.

Südwestlich von der Ebene, in welcher das neue Athen im Halbkreise um die Felsen der Akropolis sich gebettet hat, streckt sich eine hügelichte Halbinsel weit in das Meer hinein, deren ausgezackte Küste den Athenern jene sichern und geräumigen Häfen gewährte, welche die Flotten aufnahmen, die der athenienſische Handel erforderte, auf denen unsterbliche Helden ihre Siege gegen die Feinde des Vaterlandes errangen und griechisches Leben und griechische Gesetze durch Kolonisation und Eroberung in das Abendland getragen wurden. Bis zu den Perserkriegen hatte der östlichste und nächste, der Phaleron, genügt. Themistokles gründete den pyräischen Hafen, dessen großer Umfang der erweiterten Seemacht der Athenienser angemessen war. Später wurde auch die nörd-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichere Bucht Demos Pyräus als Hafen benutzt und noch später dem dicht daneben liegenden Busen von Munychia die nämliche Bestimmung gegeben. So bekam das alte Athen vier Häfen, welche sämmtlich durch doppelte Mauern mit der Stadt selbst verbunden waren. Gegenwärtig ist nur der Pyräus für größere Schiffe zugänglich; die übrigen Häfen sind versandet und ihre Gebäude sind sammt den Mauern, welche sie mit der Stadt der Minerva verbanden, von der Erde verschwunden. Eine chaussirte Straße führt vom Pyräus nach dem neuen Athen, das 2 Stunden entfernt liegt.

Seitdem Athen der Centralpunkt des neuen Königreichs geworden ist und, als Sitz der obern Civil- und Militärbehörden, einige Entwickelung erhalten hat, hat sich auch der Hafen des Pyräus, der fast verödet war, belebt, und neben den altergrauen Thürmen und Mauern des Mittelalters ist eine kleine, freundliche Stadt entstanden mit Zollamt, Magazinen und Gasthäusern. Zur Sommerzeit, wo die Dampfschiffe die Züge der Touristen aller Nationen nach Hellas führen, wogt hier ein buntes Leben. Außer der Saison aber ist es desto stiller und die reicheren Geschäftsleute verbringen den Winter gewöhnlich in Athen. Eine Eisenbahn wird im nächsten Jahre beide Städte vereinigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der HOF der TUILLERIEN

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXVIII. Der Hof der Tuilerien in Paris.

„Wer wird nach Louis Philipp dies Haus bewohnen? Das Kind, sein Enkel, welches mit einer Krone nur spielen, sie nicht tragen kann? Oder einer aus dem Triumvirat der Prätendenten? Oder wer sonst? Das Schicksal rüttelt die Würfel; aber Gott weiß, für wen sie fallen".

So schrieb ich im Jahre 1844 in diesem Buche*).

Seitdem ist der Hof der Tuilerien zum dritten Mal der Friedhof der Bourbonenherrschaft geworden. Zum dritten Mal stürzte das Volk die Vertheidiger derselben aus den Fenstern des Palastes; noch einmal sahen die Tuilerien einen König fliehen vor dem Vive la Republique und zum Vagabonden werden in seinem eigenen Reiche; noch einmal sahen sie die Proletarier in den goldenen Sälen, welche sonst nur die Fürsten und Großen zu betreten wagten, und noch ein Mal streuete der Gamin die Asche eines Throns jubelnd in alle Winde. Dem Bürgerthum kann's nicht wohnlich seyn im Hause der Monarchie; die Republik schloß also die Tuilerien zu und schrieb den Spruch über die Pforte:

„So buchtet Euch der Menschen Lob und Spott,
Macht heut' Euch ehrenreich und morgen ehrlos".

Aber während ich dies schreibe (am 2. December), hat sie das Schicksal wieder aufgeriegelt, damit der Schatten des großen Kaisers Einzug halte, und mit diesem Tage beginnt für Europa die neue Aera des byzantinischen Cäsarenthums — oder das Zeitalter eines zweiten Attila, der Geißel Gottes, um ein verderbtes Geschlecht zu züchtigen.

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kam zur Erde,
Den Frieden Euch zu bringen. Nein! das Schwert!"**)

*) Vergl. die Beschreibung des Tuilerien-Palastes im XI. Bande des Universums, S. 82.
**) „L'empire c'est la paix".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ludwig Napoleon erscheint mir wie ein Riese mit thönernen Füßen, auf dessen Schultern das schwankende Gebäude der Gesellschaft ruht; er ist die Welle, um welche sich Europa's Zukunft bewegt; er ist die Hieroglyphe des Schicksals und der Vergeltung, vor welcher die Völker und die Könige stehen und zu deren Ausdeutung sie vergeblich ihre Weisen berufen. — Fatalist wie Wallenstein, festgebannt im Kreise seiner ehrgeizigen Pläne und über die Mittel, sie zu verwirklichen, aller Skrupel baar, glaubt Ludwig Bonaparte an seinen Stern, glaubt er an den Beruf der Napoleoniden zur Weltherrschaft, glaubt er an seine Mission, und er fragt nicht darnach, ob er sie vom Teufel oder vom Herrgott empfangen habe. Wie ein Schatzgräber an die geheime Gewalt der Kreuzwege glaubt, wie ein Astrolog dem Einfluß gewisser Konstellationen und Zeiten geheime Kräfte zuspricht und darnach das Gelingen oder Mißlingen seiner Handlungen zum Voraus berechnet: so ist dieser merkwürdige Mann entweder tollkühn, oder muthlos, je nachdem die Ereignisse ihn bestimmen, oder drängen, an einem Glücks- oder Unglückstage seine Streiche zu wagen. Die Drei gilt ihm als die heilige Zahl seines Glücks. Was ihm zweimal in Straßburg und Boulogne mißlang, das mußte, seinem Glauben gemäß, zum dritten Male gewißlich glücken. Und so ist es auch geschehen, und heute zieht er ein in das Kaiserhaus als unumschränkter Czar von Frankreich, keinem Gesetze unterthan, denn seinem Willen allein. Wie alle Wege nach Rom führen, so haben alle Wege Herrn Ludwig Bonaparte nach den Tuilerien geführt. Er war rother Republikaner mit Ledru Rollin, Sozialist mit Proudhon, Reformator mit Girardin; er träumte mit Cabet, war Reaktionär mit Thiers, gemäßigter Republikaner mit Cavaignac, Feind des Kapitals und der Bourgeoisie mit Louis Blanc, Gegner der Demokratie und der Revolution mit den Legitimisten, ein Bekenner der Glaubensfreiheit, wenn er vor Protestanten sprach, und ein demüthiger Verehrer, Beschützer und guter Sohn der katholischen Kirche, da es galt, die Unterstützung der Hierarchie und die Gunst der dreifachen Krone zu erlangen. Er schmeichelt dem Arbeiter mit der Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage, tanzt mit den Damen der Halle, ladet den Sackträger zu Gast, läßt dem Bauer und dem Handwerker die Wiederkehr des goldnen Zeitalters verkündigen, verspricht ihnen Abnahme der Steuern und Schulden, peitscht die Kurse zum Jubel der Börse und zum Frommen der Schwindler und der Spieler in die Höhe, berauscht die Soldaten mit Champagner und sprudelnder Hoffnung auf Gloire und versichert dem ruhelechzenden Besitz und dem kalkulirenden Handel: l'empire c'est la paix. Er verspricht Alles und unterschreibt Alles, sagt „Ja" zu jedem Wunsche und läßt jedem Verlangen Befriedigung hoffen; er schmeichelt dem Volke, indem er sich den Diener seines Willens nennt; er macht den ungebührlichsten Erwartungen der Menge Konzessionen, und ihren Gelüsten nach Vergnügen und Zeitvertreib bringt er die größten Opfer: aber während er dieses that, wendete er mit perfekter Menschenkenntniß jedes andere wirksame Mittel an, die indolenten Massen seinen Zwecken unterthänig zu machen, sey es durch das Brod, das er austheilen ließ, sey es durch bunten Flitter- und Zinselkram, mit dem er die Augen blendete, sey es durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vage Hoffnungen, sey es durch Furcht und Schrecken, durch Lambessa und Cayenne. Jedes Mittel zur Erreichung seines Ziels ist ihm recht gewesen, und er erschrak so wenig vor den verschwenderischen Ausgaben der Millionen, als vor den sittlichen Konsequenzen seines Thuns und seines Handelns. Jenes erste Ziel, den Kaiserthron, hat Ludwig Bonaparte heute erreicht. Jetzt steht die Frage: was wird sein nächstes seyn? Die Herrschaft der Napoleoniden in Europa war der eingestandene Plan des großen Oheims; und Ludwig Bonaparte gibt sich für seinen Erben aus und für berufen, dessen Entwürfe zu erfüllen. Er sagt jedoch: „l'empire c'est la paix"; und dieses sein kaiserliches Wort ist eben so glaubwürdig, als des Präsidenten Eidschwur auf die Verfassung, die er heute vor einem Jahre zerriß und in dem Blute ihrer Vertheidiger begrub; es ist nicht weniger werth, als das Wort seiner Proklamation nach dem Staatsstreich: „ich liebe die Republik, weil sie die Freiheit schützt, und werde sie erhalten"; es ist so viel werth, als sein Wort von gestern: „l'empire c'est la democratie couronnée". Wenn alle diese Worte niemals mehr gewesen sind, als Phrasen, um des Mannes wahre Absichten zu verheimlichen, so wird man auch das Wort „l'empire c'est la paix!" für nicht mehr annehmen mögen. Ludwig Bonaparte hat zwar keinen Funken von dem Genie seines Onkels, sein Ehrgeiz aber ist gewiß nicht kleiner. Alles, was diesem Ehrgeiz zur Befriedigung dienen kann, ist ihm willkommen. Frömmigkeit und Heuchelei, Wahrheit und Falschheit, Treulosigkeit und Grausamkeit, eiserne Härte und Großmuth, Wohlthätigkeit und Freigebigkeit bis zur Verschwendung — sie können in seinen Augen gleichbedeutende und gleichgültige Dinge seyn. Wer will behaupten, daß Ludwig Bonaparte ein Gefühl habe von Liebe oder Freundschaft, von Dankbarkeit oder Verpflichtung, wenn er heute der Treue den Rücken kehrt, die er gestern belohnte, wenn er morgen seinen Bundesgenossen in's Exil stößt oder in den Kerker, den er heute mit den Zeichen der Gunst und seines Vertrauens bedeckte; wenn er dem Feind, den er verfolgte, mit der Miene der Großmuth plötzlich die Hand reicht, sobald es seinen Absichten frommt? Verschlossen in seinen Plänen, Herr seines Mundes, dem er niemals das Recht gibt, der Verräther seiner Gedanken zu seyn, in der Verstellung ein noch weit größerer Meister als Talleyrand war, erreicht er seine Ziele mit der Gewandtheit eines Luchses, während die Welt ihn noch weit davon entfernt glaubt und sich in falsche Sicherheit wiegt. Er ersieht bei seinen Sprüngen „seine Stunde", in der sein Stern ihm Erfolg verheißt und ihn der Glaube kräftigt, daß der Erfolg ein sicherer sey. Zaghaft und schwankend zu andern Zeiten ist er immer bereit, in jenen Momenten des Glücks das Verwegenste, Unerwartetste und Ueberraschendste zu unternehmen und jeder Gefahr mit kaltem Blute zu trotzen. Als Monoman seines Namens glaubt er blind an das Dämonische seines Schicksals und an die Größe seiner historischen Sendung, und so betrachtet erscheint uns seine Gestalt wie die des Leviathan, welche über eine unglücksschwangere Zukunft die schwarzen Schwingen breitet. Ledig aller Bande, die die gewöhnlichen Sterblichen fesseln, und ohne sittliches Steuer, folgt er, mehr fanatisch, als willensklar, dem Fatum, seinem Gott.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So stellt sich meinem Blicke Derjenige dar, welcher heute einzog in das „Haus des Schicksals" das Zepter des Imperators und das Schwert des Autokraten in den Händen. Ein Glück für die Welt, wenn das Bild nicht mehr ist als ein Trugbild meiner Phantasie.

Auf ein anderes Feld der Betrachtung treten wir, wenn wir die Frage erörtern: Hat Ludwig Napoleon eine Chance für das Gelingen seiner Pläne? — Hier haben wir es nicht mit seiner Persönlichkeit allein, — sondern zugleich mit den Thatsachen und der Gewalt der Situation zu thun, in welcher er sich befindet und in die er sich versetzt hat. Ich spreche unbedenklich, weil mit voller Ueberzeugung, den Glauben aus: Ludwig Bonaparte hat keine Chance. Er hat keine, nicht trotzdem daß er den Kaiserthron bestieg, sondern weil er ihn erklimmte und erklimmt hat durch alle macchiavellistischen, ich will nicht sagen diabolischen Künste. Er hat seine Mittel mit meisterhaftem Geschick benutzt; Mephistopheles selbst hätte es nicht klüger und hinterlistiger thun können: aber die Tragweite dieser Mittel war der Kaiser, und mit Erreichung dieses Ziels ist sie erschöpft. Der Allen Alles versprochen hat, um sich Stimmen zu verschaffen, muß nothwendig Allen Täuschungen bereiten. Auf der Spitze seines Ehrgeizes, auf dem Throne, steht er isolirt wie auf dem Gipfel einer Pyramide, — einsam, ohne Rückhalt. Er hat seinen Thron mit gemeinen Werkzeugen, inspirirt von gemeinen Leidenschaften, umgeben, — mit bloßen Sklaven seines Willens. Es hilft ihm nichts, daß er sie mit den hohltönenden Titulaturen: — Senat, Repräsentanten, Ministerien bekleidet. Er hat die Legislative so tief herabgewürdigt, daß sie bloß einen verspotteten Bedientenschwarm vorstellt, der dem Lande Millionen kostet, der Regierung aber keine Stütze bietet. Seine Minister sind Kommis und sie werden von ihm wie Kommis behandelt; sie, wie die Legislativen, sind nur beständige Elemente des Hasses und der Verachtung, die auf den Stufen des Thrones knieen. Er hat die Armee als blindes Werkzeug seiner Pläne gebraucht und ihre Ehre in Frage gestellt; ihre Sympathieen sind zusammengeschrumpft zum Gehorsam, den die strenge Disciplin erzwingt und zusammenhalten wird, bis sie — bricht. Die Träger ihres Ruhms und ihres Stolzes, die vorzüglichsten Generale, sind verbannt, oder entfernt; sie sind die natürlichsten, die stärksten, die unversöhnlichsten Feinde Bonaparte's, und alle seine Gewalt kann die Gefühle der Theilnahme nicht verhindern, welche in jedem französischen Soldatenherzen für diese Helden schlagen, die keine andere Schuld an sich tragen, als die Treue für ihren Eid, welchen Bonaparte brach, und daß sie als Ehrenmänner keinen Theil haben wollen an dem meuchelmörderischen Ueberfall der Freiheit und der Republik, der, von 8 Millionen Franzosen gutgeheißen, jetzt den Kaisermantel umthut. Wie die Feldherren, so tragen auch die ersten Staatsmänner Frankreichs unversöhnliche Feindschaft im Busen gegen Den, der in seiner Person alle Gewalt und Macht des Staats vereinigte und sie selbst zur Nichtigkeit verwiesen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat, und was Frankreich an Genie und großem Talent besitzt, was der Ruhm gekrönt hat mit unsterblichen Kränzen im ewigen Reiche der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit und des Gedankens; Alles endlich, was die Geschichte früherer Zeiten mit erblichen Ehren, Würden und Rang belieh, steht tief verletzt und unversöhnlich ihm gegenüber. Der Weg, den er genommen, die gewaltthätigen Mittel, die er gebraucht, die grenzenlose Concentration der Macht, die er sich zugesprochen hat, sie können nicht die geringste unabhängige Kritik, nicht den mindesten Tadel vertragen; die Spannung der Verhältnisse, die er hervorgerufen, ist schon jetzt so entsetzlich geworden, daß die mindeste Lockerung der Zügel für die Regierung zu einer gefährlichen Opposition umschlagen würde. Ludwig Napoleon wird durch die Gewalt der Dinge zu immer größerer Gewaltthat fortgetrieben, und er kann jetzt so wenig einhalten als der vollbeladene Wagen, der auf schiefer Fläche dem Abgrunde zurollt. Er **muß** unbeschränkter Herr, Kaiser, Sultan, Czar bleiben, **oder** er ist nichts, weniger als nichts. **Darin** liegt die meiste Gefahr sowohl für seinen fundamentlosen Bau, als für Frankreich, für Europa, für die Gesellschaft, für die Welt; eine Gefahr, die schon viel größer geworden ist, als sie der Fortbestand der Republik in Frankreich jemals hätte erzeugen können, deren Untergang die Kurzsichtigkeit mit so viel Jubel begrüßte. Eine Zeit lang kann sich, meiner Meinung nach, Ludwig Bonaparte noch dadurch halten, daß er — die Rolle eines modernen Attila ergreifend — die unzufriedenen, unruhigen, oppositionellen Kräfte der Nation nach Außen hin lockt, Frankreich in Streit mit den Nachbaren bringt, das Feuer eines Universalkriegs anzündet, und Europa, und mit Europa die Welt, den blutigsten, furchtbarsten Erschütterungen Preis gibt, die je erlebt worden sind.

So sieht mein Auge — das menschliche, irrende. Diis aliter visum. Vielleicht! — — denn wer kann sagen, daß er im Rathe der Götter sitze?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXIX. Freiburg in der Schweiz.

Wenn der gütige Himmel dem schweizer Touristen eine Ahnung der Seligkeit geben will, dann schenkt er ihm einen sonnigen, klaren Tag. Der ward auch uns, als wir an einem frischen Augustmorgen von Laupen auszogen, um durch das Sanethal nach Lausanne zu wandern. Laupen ist ein kleines Städtchen auf der Grenze des Berner und Freiburger Landes. Zwei bewaldete Bergketten bilden das Thal, welches der Fluß durchrauscht, neben dem, am rechten Gehänge hin, die Straße zieht. Die Gewittergüsse der vorhergegangenen Tage hatten die Sane angeschwollen; noch spielten ihre Fluthen mit fortgerissenen Baumstämmen, und die hier und da auf das Ufer geschobenen Stein- und Geröllmassen zeugten von Dem, was die sonst ohnmächtige Najade vermag, wenn sie zürnt. — Zwei Stunden von Laupen, an der Stelle, wo von der entgegengesetzten Berglehne die Gebäude des kleinen Badeorts Bonn herüberschauen, verändert zwar nicht die Natur, aber der Mensch Gestalt und Stimme. Die Landschaft, die Hügel und Gründe, die Wälder und Pflanzungen, die Wiesen und Felder, die Kapellen und Burgen, das Läuten der Heerden und die Chöre der kleinen Sänger, reden nach wie vor die Sprache der Idylle; der Mensch hingegen zeigt in Form, Tracht und Wesen andere Züge. Wir stehen nämlich auf der Grenzscheide, wo sich die Nachkommen und Sprachen zweier Nationen, der Allemannen und Burgunder, berühren, ohne sich in einander aufzulösen. Die Linie der Sprachentrennung zieht sich zwei Stunden unterhalb Freiburg von dem Jura herüber quer durch das Sanethal und den Kanton. Im Dorfe Barberèche hört man zuerst das Landvolk französisch reden, ein Patois, der Sprache der Pariser so unähnlich als das Schwäbische dem Hochdeutsch in Hannover. Mit der verschiedenen Sprache treten auch verschiedene Sitten, Herkommen, Gebräuche, Gesetze, eine andere Geschichte, andere Traditionen auf; denn beide Völkerschaften, Germanen und Burgunder, führen ihr Daseyn in diesen Gegenden in das urgeschichtliche Alterthum hinan; — sie hatten schon lange vor der römischen Eroberung feste Niederlassungen gegründet. Die Römerherrschaft war in dem schweizer Lande allezeit mehr eine militärische, als administrative und sie änderte wenig oder nichts in dem Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FREIBURG
in der Schweiz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meindeleben der Ureinwohner. Diese blieben bei ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, welche erst lange nachher, zur Zeit der Karolinger, in Schrift verfaßt und, nach den Bedürfnissen der fortschreitenden Kultur von Zeit zu Zeit geändert und mit Zusätzen vermehrt, für mehre zu Distrikten vereinigte Gemeinden als Gesetze anerkannt wurden. So ist es gekommen, daß in dem kleinen, kaum 20,000 Familien zählenden Kanton Freiburg wohl ein halbes Dutzend verschiedene Gesetzbücher oder „Ordnungen", alle von einander abweichend, alle nur in Handschriften vorhanden, und diese im Texte gar manchmal verschieden, Gültigkeit haben, und Karls V. hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung verrichtet noch gegenwärtig den Dienst als Kriminal-Kodex. Erst in neuester Zeit, seitdem die liberale Partei die Zügel der Regierung fest in Händen hält, wird auf die Einführung allgemeiner Gesetze für den ganzen Kanton beharrlich hingearbeitet. Das Fundament für solche hat die neue demokratische Verfassung gelegt, welche die liberale Volksmajorität durchsetzte, nachdem der Sonderbundskrieg die Macht der Klerikalen und Patrizier gebrochen hatte. Jene Verfassung hob die von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte Stufenfolge der Stände und ihre partikularen Rechte und Unrechte auf und machte das Prinzip völliger Gleichheit aller Bürger zum Fundament des Staats. Das Wort Unterthan, das den Landmann drückte, hat jetzt im Kanton aufgehört, und die Lehre, der Bauer sey bloß zum Beten, Arbeiten und Steuerzahlen auf der Welt, ist obsolet geworden. Der Landmann rückt nicht mehr die Mütze schon von fern, wenn er den Patrizier kommen sieht, und der Edelmann und der reiche Städter haben das stolze Benehmen gegenüber den ärmern Mitbürgern abgelegt. Der Ausdruck „Gemeine und Vornehme" hat, staatsrechtlich, im Kanton Freiburg keinen Sinn mehr; seine Geltung hat sich in die Privatverhältnisse zurückgezogen.

Oberhalb Barberèche verläßt die Landstraße das Thal und sie steigt eine bedeutende Anhöhe hinan, auf deren Plateau den Wanderer eine Ueberraschung erwartet. Die ganze Berner Alpenwelt ist seinem Blick aufgethan in Herrlichkeit. In einem weiten Bogen, anfangend vom Genfer Seebecken, thürmen sich die Berge über und hinter einander auf, bis sie unter den nebelhaften, undeutlichen Riesengestalten der Ost-Schweiz verschwinden. Der Mittelpunkt des Panorama's ist die kolossale Gruppe des Schreckhorns und Finsteraarhorns mit ihren Genossen, deren Hörner und Spitzen emporsteigen, als hätten sie das Himmelsgewölbe zu tragen. Kehrt dann der Blick, gesättigt vom Anschauen der erhabenen fernen Gebirgswelt, in die nähere Umgebung zurück, so hat er das lachende Bild der Anmuth und Fruchtbarkeit vor sich. Der Kanton Freiburg ist in der That ein weiter Park. Jede Höhe trägt eine Waldkrone, oder eine Burg, oder eine Kapelle, und aus jedem Thal, aus jedem Grunde schauen Klöster und Kirchen, Städtchen, Dörfer und Gehöfte behäbig herauf; an jedem Gelände ziehen weidende Heerden und rauschen Quellen und Bäche in Kaskaden und kleinen Wasserfällen herab. Und so mannichfaltig wie diese Landschaftsbilder sind, so mannichfaltig sind auch die Menschen in Gestalt, Gang, Haltung, Art, Sitte und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gewohnheit. Zu den Deutschen und Franzosen gesellen sich im Süden des Kantons noch Romanen und Welsche, und nirgends sieht man die malerischen Trachten in größerer Verschiedenheit. Unmittelbar zu den Füßen des Beschauers liegt Freiburg selbst, die Hauptstadt des Kantons. Es gibt nichts Romantischeres, als den Anblick dieser uralten deutschen Ansiedelung (in der jedoch französische Sprache und Sitte nach und nach das Uebergewicht erlangen), mit ihren 1000 Häusern, die zwischen Bergwänden und in tiefen Schluchten sich verstecken, oder, wie vom Sturm zusammengeweht, an den meistens steilen Gehängen kleben, während die Kirchen und Klöster auf den Höhen stehen und der Palast der Jesuiten stolz von seinem Fels auf alles Andere herabschaut, als wollt' er sagen: „Hier haben wir die Herrschaft". In einem seltsamen Kontrast mit diesem Charakter — gleichsam wie ein Strich durch eine Heiligenlegende — erscheint in dieser Umgebung die neue Drahtbrücke, die, so leicht und luftig wie die Fäden eines Spinngewebes, 925 Fuß lang, von Berg zu Berg führt und über Strom, Thal, Kirchen, Häuser und Thürmen 160 Fuß hoch hinzieht. Das ist ein Geist aus anderer Zeit, und es muß wohl ein mächtiger Geist seyn, denn dem alten will's nicht mehr recht behagen. Die Väter Jesu sind schon ausgezogen, die hohen Hallen ihres Hauses sind verödet und die Aufhebung der Klöster hat begonnen. Doch im Gepräge der Stadt selbst hat der neue Geist noch gar nichts verändert. Es ist ein Stück Mittelalter, wie Augsburg oder Nürnberg, und der Hauch der Neuzeit hat von den alterthümlichen Bildern und Typen in Freiburg noch viel weniger verwischt, als in jenen Städten Deutschlands. Rom selbst hat kein frommeres Ansehen. Selten ist eine Straße, in welcher wir nicht das Kreuz, oder Häuser mit Heiligenbildern bemalt erblicken. Das Leben schleicht einförmig dahin. Das starre Kirchenthum, wie es die Jesuiten und Mönche pflegten und groß zogen, hat das in alter Zeit blühende und volkreiche Freiburg in Gewerbe und Handel, in Fleiß und Wohlstand zurückgebracht, die Bevölkerung ist nur noch 8000, und das „Bete und Arbeite" der Bibel haben hier gar viele in „Bete und Genieße" übersetzt. Auf den stillen Gassen wandeln von Morgens bis zum Abend, fast zu allen Stunden des Tages, Andächtige, welche das Geläute bald zu dieser, bald zu jener Kirche ruft; zugleich aber sind 50 bis 60 Wirthshäuser dem Müßiggang geöffnet, und die Weinschenken und Kaffeehäuser sind öfters voller, als die Kirchen, und das lustige, lärmende Leben drinnen kontrastirt unerbaulich mit dem frommen äußern Thun. Die Stadt allein zählt, außer fünf Mönch- und vier Nonnenklöstern nebst einem Priesterhause, zwölf Kirchen und neun Kapellen.

Unter den Kirchen ist eine sehr berühmte. Sie ist dem heiligen Nikolaus geweiht. Schon zur Römerzeit soll auf ihrem Platz eine christliche Kapelle gestanden haben. Mehrmals zerstört und wieder erneuert, wurde im zwölften Jahrhundert der prachtvolle Bau aufgeführt, welchen die Architekten als eine Reliquie der gothischen Baukunst ehren. In dieser Kirche spricht sich der Geist des Mittelalters vollkommen aus. Ueberall, wohin das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CULMBACH mit der PLASSENBURG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auge sich wendet, sey es zu den Bündelsäulen, die die Schiffe tragen, oder zu den Wänden und Gesimsen, oder zu den Altären und Kapellen, oder zu den hohen mit Glasgemälden geschmückten Bogenfenstern, aller Orten treten die Symbole jener Theokratie entgegen, welche einst der Vatikan aus den Trümmern des welterobernden Roms errichtete. Jeder Gedanke jener Zeit ist in diesem steinernen Schriftwerke niedergeschrieben. Ueberall sieht man die unveränderliche Hieroglyphe päpstlicher Einheit, Unumschränktheit, Unerforschlichkeit und Macht; überall die Priester, die Kaste; aber ganz ist der Mensch doch nicht ausgeschlossen, erwacht ist der Geist der Dichtkunst und er macht sich geltend in der Herrschaft über die Form und in dem freien Spiel mit den heiligen Symbolen.

Bis auf Guttenberg herab galten die großen Bauwerke als ein dem Volke aufgeschlagenes Buch. Das Mittelalter beschrieb die letzten Seiten desselben, in welchen früher der Orient — Indien, Aegypten, Phönicien, Palästina, das Land am Phrat und Tigris hineingeschrieben hatten. — Die Tempel des Salomo, die Paläste des Sesostris, die Pyramide des Cheops, das Rhamseion und Thebens Nekropolis, die Höhlen von Eklinga und Ellora, sie waren nicht bloß das Kleid der Geschichte; nicht bloß der Einband, sondern das Buch selbst. Alles daran und darum war Mythe, Tradition, Psalm, Epos, — heilig, unveränderlich, unantastbar, bis der aristophanische Spott des Mittelalters den Autoritätsglauben von seinem Nimbus zu entkleiden wagte. Was mit der ersten Pagode des Bramah begonnen hatte, das hat jene Schriftkunst, welche statt des Rohrs oder Gänsekiels den Meisel und das Schneidemesser führte, mit einem halbausgesprochenen Worte geendigt, — mit dem Dom zu Köln, und die Gegenwart stammelt und stottert sich müde, dieses Wort zu ergänzen! —

DCLXX. Eulnbach und die Plassenburg.

Wie du so stolz droben stehst, Fürstenburg, eine Krone auf des Berges Scheitel! — Stoße in's Horn, Thurmwart, und laß die Zugbrücke nieder! Pförtner, thue auf die Thore! Riegel rasseln, Schlüssel knarren, — — jetzt wirst du sie sehen, die hochgewachsene Fürstengestalt auf dem schwarzen Leibroß, gekleidet in glänzenden Stahl, auf dem Haupte den goldenen Helm, von dem die weißen Reiherfedern herabnicken; neben ihm seine Hausfrau in fürstlichem Putz und Schmuck auf schneeweißem Zelter, ihr zur Seite die Prinzessinnen auf purpurgeschirrten Falben, gefolgt von schlanken Edelknaben in seidenen Wämsern, Falken auf den zierlichen Händen tragend: — — — aufgethan ist das Thor! Männer treten heraus in blanken Helmen mit gezogenen Säbeln und ordnen sich zu beiden Seiten des Wegs; anstatt der fürstlichen Kavalkade aber folgt ein langer, langer Zug von Weibern und Männern in zweifarbigen Kitteln, — bleiche, krankhafte Gestalten. Manche schleppen die Kette, manche haben schwere Eisen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

CULMBACH mit der PLASSENBURG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auge sich wendet, sey es zu den Bündelsäulen, die die Schiffe tragen, oder zu den Wänden und Gesimsen, oder zu den Altären und Kapellen, oder zu den hohen mit Glasgemälden geschmückten Bogenfenstern, aller Orten treten die Symbole jener Theokratie entgegen, welche einst der Vatikan aus den Trümmern des welterobernden Roms errichtete. Jeder Gedanke jener Zeit ist in diesem steinernen Schriftwerke niedergeschrieben. Ueberall sieht man die unveränderliche Hieroglyphe päpstlicher Einheit, Unumschränktheit, Unerforschlichkeit und Macht; überall die Priester, die Kaste; aber ganz ist der Mensch doch nicht ausgeschlossen, erwacht ist der Geist der Dichtkunst und er macht sich geltend in der Herrschaft über die Form und in dem freien Spiel mit den heiligen Symbolen.

Bis auf Guttenberg herab galten die großen Bauwerke als ein dem Volke aufgeschlagenes Buch. Das Mittelalter beschrieb die letzten Seiten desselben, in welchen früher der Orient — Indien, Aegypten, Phönicien, Palästina, das Land am Phrat und Tigris hineingeschrieben hatten. — Die Tempel des Salomo, die Paläste des Sesostris, die Pyramide des Cheops, das Rhamseion und Thebens Nekropolis, die Höhlen von Eklinga und Ellora, sie waren nicht bloß das Kleid der Geschichte; nicht bloß der Einband, sondern das Buch selbst. Alles daran und darum war Mythe, Tradition, Psalm, Epos, — heilig, unveränderlich, unantastbar, bis der aristophanische Spott des Mittelalters den Autoritätsglauben von seinem Nimbus zu entkleiden wagte. Was mit der ersten Pagode des Bramah begonnen hatte, das hat jene Schriftkunst, welche statt des Rohrs oder Gänsekiels den Meisel und das Schneidemesser führte, mit einem halbausgesprochenen Worte geendigt, — mit dem Dom zu Köln, und die Gegenwart stammelt und stottert sich müde, dieses Wort zu ergänzen! —

DCLXX. Eulnbach und die Plassenburg.

Wie du so stolz droben stehst, Fürstenburg, eine Krone auf des Berges Scheitel! — Stoße in's Horn, Thurmwart, und laß die Zugbrücke nieder! Pförtner, thue auf die Thore! Riegel rasseln, Schlüssel knarren, — — jetzt wirst du sie sehen, die hochgewachsene Fürstengestalt auf dem schwarzen Leibroß, gekleidet in glänzenden Stahl, auf dem Haupte den goldenen Helm, von dem die weißen Reiherfedern herabnicken; neben ihm seine Hausfrau in fürstlichem Putz und Schmuck auf schneeweißem Zelter, ihr zur Seite die Prinzessinnen auf purpurgeschirrten Falben, gefolgt von schlanken Edelknaben in seidenen Wämsern, Falken auf den zierlichen Händen tragend: — — — aufgethan ist das Thor! Männer treten heraus in blanken Helmen mit gezogenen Säbeln und ordnen sich zu beiden Seiten des Wegs; anstatt der fürstlichen Kavalkade aber folgt ein langer, langer Zug von Weibern und Männern in zweifarbigen Kitteln, — bleiche, krankhafte Gestalten. Manche schleppen die Kette, manche haben schwere Eisen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

an den Füßen, alle tragen Hacken und Schaufeln auf den Schultern, oder ziehen kleine eiserne Karren. Es sind die Züchtlinge, die zur harten Arbeit gehen. — Die ehemalige Fürstenburg ist ein Kerker- und Strafhaus, und in dem Banketsaale dort oben, wo der Wein in goldenen Pokalen schäumte bei den Festgelagen der fürstlichen Macht, Pracht und Ueppigkeit, und wo die Freude aus den Augen rosiger Frauen und Mädchen strahlte: da trinken die abgemagerten Gestalten des Verbrechens und Unglücks jetzt Wasser aus hölzerner Schale und essen dazu schwarzes, hartes Brod. So ist das lustige Tagebild meiner Phantasie plötzlich zum Nachtbild umgeschlagen, wehmüthig betrachte ich den Zug, der, vorüberwandelnd, kein Ende nehmen will, — und ich danke es dem Sturmwind, der in den Thürmen heult, und den kreischenden Wetterhähnen, daß sie die Seufzer der Armen ersticken.

Eine Kolonne Fußsoldaten mit geladenem Gewehr, (auch willenlose Menschen in zweifarbigem Tuch,) schließen den Zug; er verschwindet zwischen dem Gemäuer. Eine Täuschung mehr, dachte ich, ein Tropfen mehr in dem vollen Eimer. Wie häufig, wenn wir die Arme ausstrecken, Glückliche zu umfassen, umhalsen wir des Jammers bleiche Schatten, und es macht wenig Unterschied, ob diese den Purpur, oder die Züchtlingsjacke tragen. Ein Stachel bleibt doch immer im weichen Herzen zurück, wenn wir von Sommernächten in blumigen Auen träumen und auf Gräbern erwachen.

Die Plassenburg war Jahrhunderte lang die Residenz der Markgrafen von Culmbach, nach deren Aussterben Land und Schloß an die Markgrafen von Bayreuth fiel. Ihre jetzige traurige Bestimmung hat die Burg vor länger als 30 Jahren erhalten. Der dort verwahrten Sträflinge sind mehre Hundert, und im Ganzen genommen soll ihre Behandlung menschlich seyn.

Am Fuße des Schlosses, in einem tiefen Einschnitte des fruchtbaren Mainthals, liegt die Stadt Culmbach — als vielbesuchter Wallfahrtsort des heiligen Gambrinus wohlbekannt und von Jung und Alt gepriesen. Welcher Verehrer des edlen Gerstensafts würde nicht vor Culmbach die Kniee beugen wie der Pilger bei dem Anblicke des ewigen Roms! Das „Culmbacher" wird in alle Welttheile verfahren. Es ist der Magnet, der jährlich Hunderttausende fremden Geldes in das Städtchen zieht, dem man in dem schlichten Kleide seinen Wohlstand nicht ansieht. Zwar will der Neid wissen, man könne Manches in dem Culmbacher Biere finden, was andern Ursprungs sey, als Hopfen und Malz. Aber wer wird denn darnach suchen! Jede solide Größe wirft ihren Schatten, jeder Ruhm hat seinen Makel, jede Reinheit ihr Fleckchen, jede Statue braucht einen Sockel, jeder Obelisk sähe kleiner aus, stände er nicht auf einem Würfel, und die Hochgebirge, die Riesen der Erde selber, haben ja ein Fußgestell nöthig, daß sie groß erscheinen aus der Ferne.

Tröste dich also, du freudespendendes, sorgenbrechendes Culmbach! Der Neid kann dir nichts anhaben. Verlörest du aber deinen Ruhm durch eigne Schuld, dann wäre freilich Hopfen und Malz an dir verloren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HARTFORT in CONNECTICUT

(Vereinigte Staaten v. N. America)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXI. Hartford in Connecticut.

Der Freiheit Maßstab ist allein — der Geist,
Der Geist, wie er vollbracht sein ächtes Sollen.

Das freie Germanien hat Rom bezwungen und die Welt des Alterthums erlöst; die Herrschaft über die neue Welt ist den freien Germanen Amerika's verheißen. Freiheitsliebe ist die Mitgift des deutschen Lebens, und Der darf nicht sagen, daß er dem landgebornen Gotte Teut entstamme, dem die Knechtschaft erträglich ist. Mit dem Namen „Mann" war in den alten Zeiten der Begriff des Freien unzertrennlich verbunden — Mann hieß der Sohn des Teut, Wehr-Mannen (Germanen), das Volk der freien Männer.

In ihrem Sinn für Freiheit und in ihrem Gefühl der Kraft war der Germanen Wandertrieb begründet. Sie zogen fort in andere Länder und Welttheile, kolonisirend, erobernd, Reiche umstürzend, Staaten gründend und aufbauend, und ihr Blut erfrischte die Säfte fremder, alterschwacher, kraftloser Völker zu neuer Thätigkeit. So thaten die Sachsen in Britannien, so die Franken in Gallien, die Gothen und Sueven in Spanien, die Vandalen in Afrika, andere Stämme in Italien, in Pannonien, in Thracien. Manche verloren auf diesen Zügen ihre Namen; aber der deutsche Geist offenbart sich dem Forscher überall, wo deutsches Blut sich mit dem Blute anderer Völker gemischt hat. Wo dies Statt fand, da ist auch Streben nach Freiheit des Gedankens, des Glaubens, der Wissenschaft, in Kunst und in Staat; es ist ein unverwüstliches, unaustilgbares; es verräth sich unter tausend Fesseln; es ist unsterblich.

Dieser gewaltige Geist der Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Sonderung ist die Mutter unserer Geschichte, unserer Heldenthaten, unseres wissenschaftlichen Ruhms; freilich auch unserer Uneinigkeit und unserer Zersplitterung in so viel Stämme und Zweige und der politischen Schwäche, die damit verknüpft sind. Dabei bleibt sie jedoch stets die Quelle unberechenbarer Vortheile und Schätze und das Schild unseres eigenthümlichsten Wesens, und Diejenigen, welche der Volkseinheit die Sonderheit der Stämme geopfert wissen wollen, verkennen die deutsche Volksnatur gänzlich und wollen ihr Gewalt anthun. — Eben darum wird ihr Streben beständig scheitern. Wenn die Einheitsideen, welche in manchen Köpfen spuken, jemals Wirklichkeit gewinnen sollten, so wäre die Geschichte des deutschen Volks in Deutschland bald geschlossen. Von dem Moment der Austilgung unseres Stammlebens würde nicht nur ein anderer Zeitraum, sondern auch eine andere Geschichte beginnen müssen. Wir hätten aufgehört, Deutsche zu seyn.

In Folge des im deutschen Volksthum tief begründeten Wandertriebs sind die Länder deutscher Herkunft seit langer Zeit die Ausgangspunkte einer beständigen Völkerwanderung geworden, deren Strom sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

befruchtend über die Erde ergießt und germanisches Leben und germanische Gesittung in allen Zonen ausbreitet. Sie macht Propaganda im größten Maßstab und ist in der Geschichte ohne Beispiel. Als ihre glänzendste Erscheinung tritt der Freistaatenbund von Nordamerika auf. Die alte Welt staunt sie an, kaum fähig, der raschen Entwickelung der dortigen Dinge mit dem Auge zu folgen. Diese ruht ganz auf germanischem Volksboden; sie ist das Werk des deutschen Geistes, der in dem angelsächsischen (dem britisch-germanischen) Stamm seinen stolzesten Ausdruck gefunden hat, und wenn heute Teut die Söhne des „Mann" zusammenriefe, so würden die Hügel und Thäler Britanniens, so würden die Wälder und Berge und Prairien Amerika's antworten, müßte auch das alte Vaterland verstummen.

Hartford theilt mit New-Haven die Ehre, die Kapitale des Staats Connecticut zu seyn, der unter den Republiken der Union zwar ein sehr kleiner, aber sehr glücklicher ist. Hartford liegt anmuthig im Thale des schiffbaren Connecticut-River, welcher 50 Meilen unterhalb in's atlantische Meer mündet. Der hübsch gebaute Ort von etwa 15,000 Einwohnern ist sehr wohlhabend; er erfreut sich eines blühenden Handels und reger Fabrikthätigkeit. Kunst und Wissenschaft sind gepflegt und geachtet, und Hartford zeichnet sich in dieser Beziehung vor mancher viel größern Stadt rühmlich aus. Seit einigen Jahren hat es sich durch eine Eisenbahn mit New-Haven und New-York in Verbindung gesetzt, wodurch ihm das ganze Bahnnetz der Union zugänglich wurde, welches westlich bis nach New-Buffalo am Michigansee, südlich bis Florida reicht und im nächsten Jahre bis New-Orleans fortgesetzt werden soll.

Hartford besitzt mehre Anstalten für Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit, die einen berühmten Namen nicht nur haben, sondern ihn wirklich verdienen. Das in ganz Amerika als das erste seiner Art geltende Asyl für Taubstumme, unter der Leitung Welds, wird aus allen Theilen der Union beschickt und zählte im vorigen Jahre 204 Zöglinge, die Wohnung und Unterricht erhielten. Eben so musterhaft ist die Irrenanstalt, deren Bestand 1851 durchschnittlich 142 Kranke war. Das Gebäude derselben, das größte und schönste der Stadt, ist umgeben mit einem Park, der dem ausschließlichen Gebrauch der Irren dient, und die innern Einrichtungen sind ein ehrenvolles Zeugniß von der Humanität des kleinen Bürgerstaats, welcher die Fürsorge für die Unglücklichsten seiner Angehörigen als eine heilige Pflicht erkennt und — erfüllt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MOUTH OF THE ST CROIX RIVER
(MINNESOTA)

Am San Croix-River in Minnesota.

Die Naturwissenschaften haben seit einem halben Jahrhundert an Fortschritt, Umfang, Kraft und Wirksamkeit außerordentlich gewonnen. Schon dehnen sie ihre Herrschaft auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Geistes aus und auf alle Verhältnisse und Beschäftigungen des Lebens üben sie mehr oder weniger Einfluß.

Diese rasche und beständig fortschreitende Entwickelung danken wir vorzüglich dem Umstand, daß die heutige Naturforschung den lange verfolgten Pfad der Spekulation verließ, um den der Erfahrung und Beobachtung ausschließlich zu betreten. Es ist dies der nämliche Weg, auf welchen schon Franz Bacon und Galilei hingewiesen hatten, von dem aber die Philosophie später wieder wegdrängte. Auf die Naturphilosophie der vergangenen Zeiten sehen wir jetzt zurück wie auf einen abgestorbenen Baum, der das schönste Laub, die prächtigsten Blüthen, aber keine Früchte trug. Sie hatte mit unendlichem Geist und Scharfsinn neue Theorien zur Erklärung von Erscheinungen geschaffen; aber was sie mit den glänzendsten Farben ausgemalt, waren doch nur Bilder ihrer Phantasie. Die neuere Naturforschung hingegen hält sich an das Reale: sie sucht nichts als die Wahrheit auf dem mühseligen Wege der Beobachtung. Sie betrachtet als ihre Aufgabe die Erkenntniß, welche nur erworben wird durch unermüdliche Arbeit und Anstrengung. Die hypothetischen Erklärungen der Phänomene durch die philosophischen Schulen von Aristoteles an bis auf die Neuzeit haben in ihren Augen nur noch ein historisches Interesse.

Die Naturphilosophen gingen auf eine Weise zu Werke, die zu dem jetzt üblichen Verfahren im umgekehrten Verhältnisse steht. Sie unterlegten jeder Erscheinung, jeder Wirkung ein Wort und dieses Wort nannten sie Ursache, um — die Wirkung damit zu erklären. Die Ursache des Falls eines Körpers, behauptete Aristoteles, ist die Schwere; die Schwere ist aber das in dem Körper wirksame Streben zur Bewegung abwärts, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kraft zu fallen. Ein Stein fällt also, weil er schwer ist; weil er die Kraft und das Streben hat, sich abwärts zu bewegen. Das Opium, sagten die Philosophen, macht Schlaf, weil es die Kraft oder Eigenschaft in sich hat, Schlaf hervorzubringen. Der Kalk ätzt vermöge seiner Aetzkraft; die Citrone wird sauerschmeckend durch das Acidum universale; eine Eigenschaft gibt dem Gold die Farbe; eine zweite gibt ihm die Unveränderlichkeit; eine dritte die eigenthümliche Schwere; Eigenschaften machen Körper hart, andere weich, andere flüssig; ein Ding, Phlogiston, nannten sie die Ursache alles Feuers, aller Brennbarkeit. Indem man so jede Wirkung in der Natur und ihren Körpern eine Eigenschaft nannte und diese als Ursache annahm, war man fertig; Beobachtung und Forschung wurden überflüssig; man wußte ja, worauf es ankam und wußte es ohne Anstrengung, ohne Mühe, ohne Widerspruch. Die Rolle der Wahrheit in der Naturwissenschaft hatte der blinde Autoritätsglaube übernommen; die Wissenschaft sank zu einem gedankenlosen Nachbeten ganz unbewiesener Ansichten der Philosophen herab.

Wie viel erhabener erscheint sie in unserer Zeit! Will der Forscher eine Naturerscheinung, das Brennen eines Kraters oder einer Kerze, das Gestalten eines Gebirgs oder eines Sandhäufchens, das Wachsen einer Pflanze, das Gefrieren des Wassers, das Bleichen einer Farbe, das Verdichten eines Gasbläschens oder eines Weltkörpers erklären, so stellt er die Frage nicht an seine Phantasie, sondern an die Erscheinung, an den zu erklärenden Zustand selber. — Er fragt: was geht dieser Erscheinung voraus und was ist es, was darauf folgt? Was vorausgeht, nennt er Ursache; was folgt, Wirkung.

Wenn z. B. der Schmied eine Eisenstange in seiner Esse weißglühend macht und dann herauszieht, so bedeckt sie sich unter Funkensprühen mit einer schwarzen porösen Kruste, welche beim Schlagen mit dem Hammer als Hammerschlag abspringt. Das Eisen verbrennt. — Zünden wir hingegen eine Lampe an, so wird das Oel mit leuchtender Flamme verbrennen. Der Naturforscher fragt: was geht dem Verbrennen des Eisens, des Oels voraus, und was ist es, was folgt? was sind die Bedingungen des Verbrennens und was ist sein Resultat? Die Antwort ist: dem Verbrennen geht in diesen Fällen das Eisen, das Oel, die Luft, eine höhere Temperatur, die Wärme voraus. Das Eisen nimmt, indem es verbrennt, an Gewicht zu; die Luft, in der es verbrennt, nimmt um eben so viel an Gewicht ab; die Luft aber, in welcher das Oel verbrennt, wird um das Gewicht des verbrannten Oels schwerer. In Folge dieser Beobachtungen wird der Verbrennungsprozeß des Eisens und des Oels klar und verständlich. Das verbrannte Eisen ist nämlich Eisen, welches einen Bestandtheil der Luft in sich aufgenommen hat; das verbrannte Oel hingegen ist Luft, welche die Bestandtheile des Oels in sich aufnahm. Den Uebergang der Luftbestandtheile zum Eisen aber, so wie den Uebergang des Oels zur Luft begleitete Wärmeentwickelung, die Feuererscheinung. Der Naturforscher fragt nun weiter: woher kommt die Wärme und das Licht bei der Verbrennung? warum brennt das Eisen nicht fort, während

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Oel in der Lampe fortbrennt? warum brennt das Eisen mit Funkensprühen, das Oel mit Flamme? und er löst diese Fragen in ähnlicher Weise. Er zerlegt die Erscheinungen in ihre Theile und findet für jeden die Erklärung. Die Bedingungen, unter denen die Erscheinung überhaupt wahrzunehmen ist, nennt er Ursachen, jene Ursachen aber, welche durch die Sinne nicht wahrzunehmen sind, nennt er Kräfte. Sind aber die Ursachen einer Erscheinung ganz unbekannt oder unerforscht, so läßt er die Frage offen. Wenn er Eisen im Blut, Kalk in den Knochen der Thiere findet, ohne zu wissen, wo sie herkommen, so sagt er nicht, sie seyen durch den Lebensprozeß erzeugt; wenn er den Ursprung mikroskopischer Thiere nicht darzulegen vermag, so sagt er nicht, sie seyen von selbst entstanden; wenn er Personen todt oder verbrannt in ihren verschlossenen Zimmern findet und nicht ermitteln kann, wie dies zugegangen, so sagt er nicht, daß sie eine Selbstverbrennung getödtet. Diese Art von Schlüssen oder Erklärungen hält er für Selbstbetrug, oder für eine Verschleierung der Unwissenheit.

Die Ermittelung der Bedingungen einer Erscheinung ist allemal das erste Erforderniß zu ihrer Erklärung. Sie müssen aufgesucht und durch Beobachtung festgestellt werden. In der Aufsuchung ist der Forscher auf sein Nachdenken, den einzigen zuverlässigen Führer, verwiesen; aber keine Kunst ist schwieriger, als die Kunst der Beobachtung. Es gehört dazu ein gebildeter, nüchterner Geist, der durch die genaue Bekanntschaft mit den wirkenden Ursachen im Stande ist, sich die Thatsachen klar zu machen und den Schlüssel zu finden, der dem Forscher die verschlossenen Thüren der Natur öffnet.

Die Kräfte der Natur, jene nicht wahrnehmbaren Ursachen gleichartiger Erscheinungen, standen noch vor wenigen Jahrzehnten isolirt. Dies ist jetzt anders. Der erste Physiker der Gegenwart, Michel Faraday, hat auf dem empirischen Wege eine unmittelbare Verbindung zwischen jenen einzelnen Kräften nachgewiesen, indem er um die Licht- und Wärmestrahlen galvanische Ströme kreisen ließ. Nur die Beziehung zur Gravitation (Schwerkraft) fehlt noch, um alle Grundkräfte der Natur mit einander zu verknüpfen. Jener große britische Forscher, welcher sich mit der Aufsuchung dieser Beziehung beharrlich beschäftigt, zweifelt nicht an dem endlichen Erfolge und spricht schon gegenwärtig die Vermuthung aus, daß alle Naturkräfte sich auf die Eine — die Gravitation, — als auf ihre gemeinschaftliche Ursache und Mutter, werden zurückführen lassen.

Die wissenschaftliche Verbindung der Naturgebiete hat das Reich der Forschung sehr erweitert. Wir wissen, daß die chemische Verbindung aller Stoffe auf dem elektromagnetischen Gegensatz beruht, wodurch also die chemischen mit den physikalischen Erscheinungen verbunden sind. Alle Stoffe sind auch schwer und gravitiren auf einander. So führt die physische Welt zur mechanischen hinüber.

Daß unsere Erde einst gasförmig war, hat schon la Place zu beweisen gesucht und ist jetzt als eine un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestreitbare Thatsache anerkannt. Durch Abkühlung des Gasballs bildete sich nach dem Gesetz der Schwere allmählig der feste Weltkörper. Auf ihm entstand und entsteht unter fortdauernden geologischen Prozessen, in Folge uns noch unbekannter Bedingungen, das organische Leben, dessen bis jetzt erreichte höchste Entwickelungsstufe der Mensch selber ist. Dieser, vom Geselligkeitstrieb angeregt, einte sich, bei größerer Zahl der Individuen und Familien, auf allen Punkten seines Vorkommens, zur Gesellschaft, zur Horde, zum Stamme, zur Völkerschaft und unter günstigen Verhältnissen zum civilisirenden Staate, um größere Sicherheit und Freiheit des Individuums zu erlangen und die höchsten menschheitlichen Zwecke durch das Leben im Staate zu erreichen. Das Auge des Forschers sieht vom Welten-Embryo an durch tausend und aber tausend Formen-Wechsel und Bildungsstufen bis zur Erscheinung des geistesgroßen Menschen im Kulturstaate Alles in allmähliger Stufenfolge durch einfache und ewige Gesetze sich entwickeln, er gewahrt überall und immer Harmonie, selbst in den anscheinend widersprechendsten Erscheinungen. Die volle Kenntniß jener Gesetze und die Erkenntniß dieser Harmonie ist das Höchste, was der Menschengeist erstreben kann. Sie führen zur Erkennung des Weltgeistes, zur Bewunderung, zur Anbetung Gottes.

„Der Mensch, der Priester an Gottes Altar,
Der eifrig erforscht, was ist und was war,
Er allein aller Wandlung Sinn versteht: —
Das Leben bleibt — nur die Hülle vergeht —".

So dringt die Naturforschung auch in das Gebiet des Glaubens, erweckend, erwärmend, Licht verbreitend, tragend und stützend! Wie schon zu den ältesten Zeiten die größten Geister die Behauptung aufgestellt haben, daß alles Wissen endlich zum Glauben führe, — zum Glauben, in dem alle Unruhe aufhört und das Menschenglück seinen Abschluß findet: — so wird die empirische Naturforschung nothwendig alle Zweifel über den streng gesetzmäßigen Verlauf der Dinge entfernen und zu der Ueberzeugung führen, daß der Gesetzgeber der höchste Inbegriff der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte sey und daß das Sittengesetz, welches Er allen Menschen in's Herz gelegt, ebenfalls am festesten auf empirischem Boden stehe. „Es ist nicht gleichgültig, auf welchem Wege der Mensch die letzten Stufen der religiösen Erkenntniß erreicht. Die Naturforschung ist der sicherste Weg. Freilich ist der erhabenste aller Pfade, die Spende der höchsten Glaubensseligkeit, nur jenen bevorzugtesten Geistern zugänglich und beschieden, die, wie unser großer Alexander von Humboldt, sich in allen Gebieten der erkannten Welt mit gleicher Sicherheit bewegen." — Um so mehr ist es daher zu beklagen, daß die Schätze, welche die Naturforschung alle Tage als ein Gesammtgut für die Menschheit zu Tage fördert, doch, vergleichsweise, nur erst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer kleinen Minorität zu Gute kommen, und die Bildung der großen Mehrzahl nicht einmal fähig ist, sie zu heben und sie so zu gebrauchen. Mußte doch unser Liebig seine diesjährigen Vorlesungen über allgemeine Chemie an der Münchener Universität (also vor einem erlesenen Publikum), mit der Bemerkung beginnen, daß er unter seiner Zuhörerschaft die Bekanntschaft mit den ersten Anfangsgründen der Naturwissenschaften kaum voraussetzen dürfe. — „Die Natur" — sprach er, „ist wohl für die Mehrzahl von Ihnen ein mit unbekannter Schrift beschriebenes Buch. Sein Inhalt ist Ihnen verschlossen. Indem Sie darin lesen lernen wollen — lernen Sie es verstehen. Die Worte, die Zeichen, in denen sie zu Ihnen redet, sind Chiffern besonderer Art; Sie werden sie kennen lernen. Gewisse Erscheinungen, welche beim Zusammenbringen einer Anzahl von Körpern mit einander zum Vorschein kommen, sind gleichsam als das Alphabet zu betrachten — der Schlüssel, durch den wir den Sinn des Buchs entziffern können. Alle Namen von Dingen und Stoffen aber, die Sie hören werden, sind für das Verständniß ohne Werth, wenn Sie versäumen, sich mit ihrer Bedeutung bekannt zu machen".

Und dennoch ist, seitdem die Menschheit lebt, nicht im Entferntesten ein solcher Eifer und Wetteifer für Erlangung naturhistorischer Kenntnisse bemerkbar gewesen, und kaum wird es noch einen Gebildeten geben, welcher das Bedürfniß dafür nicht täglich lebhaft fühlt. Mögen immerhin die Geister der Finsterniß fortfahren, die Verbreitung naturwissenschaftlicher Begriffe im Volke zu verdammen; mögen sie immerhin in dem Geiste, welcher einst Galilei, der Lehre wegen, daß die Erde sich bewege, in den Kerker warf und mit dem Scheiterhaufen bedrohete, gegen das Licht der Forschung im Reiche der Schöpfung wüthen: — ihr Versuch, es auszulöschen, wird nicht gelingen. Der Tag kann nicht mehr sehr entfernt seyn, wo selbst das Kind, auf dem Wege der Anschauung, die großen Gesetze des Weltalls, diesen Spiegel des alleinigen Gottes, begreifen wird, und wo jeder Volksschullehrer seinen Schülern diese Gesetze experimentirend erklärt. Das nächste Jahrhundert wird in jeder Schulstube physikalische Apparate aufgestellt sehen, wo jetzt nur Eselsbank und Rechentafel zu finden sind, und an der Stelle des geisttödtenden, mechanischen Gedächtnißwerks, welches die Seele der Kinder verdunkelt und die edelsten Anlagen im Keime zu zerstören trachtet, wird der Lehrer bemüht seyn, das kindliche Nachdenken durch die Resultate der empirischen Naturforschung auf die Brücke des Glaubens und zur wahren Erkenntniß Gottes zu leiten. Ich sehe den Volksschullehrer des 20. Jahrhunderts, wie er die Gravitation, indem er sie auf Gasgemenge einwirken macht, als jenen ersten Impuls erkennen läßt, welcher das göttliche „Werde!" bezeichnet. Ich sehe, wie durch ein weiteres Experiment vor den Augen der Schüler die Gasballen nach jenem ersten Anstoß, den sie erhalten, wirbeln und kreisen in gesetzmäßiger Weise; wie sie sich drehen in Linien, ausgehend von gewissen Punkten, als vielfach gewundene Kurven, als Epicykeln, Parabeln, Ellipsen — gleich den Embryonen der Welten und Gestirne. „Seht, Kin-

der", wird er sagen, „so entstand die Erde, die wir heute bewohnen; die Gasform war ihre erste Kindheit!" — Er wird dann die Gasballen nach den Gesetzen der Abkühlung sich verdichten lassen; ihr Volumen wird vor den Augen seiner Schüler sich verkleinern und in gleichem Maße wird die Schnelligkeit ihrer Umdrehung sich vergrößern. Und so wird er, von Experiment zu Experiment stufenweise fortschreitend, dem Kinde faßlich machen, wie sich von der größern Gaskugel während des Verdichtungsprozesses Theile abreißen können und sich unter der von der Gravitation hervorgerufenen rotirenden Bewegung wieder zu Kugeln gestalten müssen, die sich zu der größern wie unser Mond zu der Erde verhalten. Das Kind wird fassen lernen, wie die Erde, bei größerer Abkühlung, auf einmal aus dem gasförmigen in den tropfbarflüssigen Zustand überging und die dabei freiwerdende latente Wärme die Kugel zum Glühen brachte. Es wird fassen, wie sie in dieser Lebensphase eine Kugel von Metallen, Metalloiden und Erden im geschmolzenen, feuerflüssigen Zustande war. Der Lehrer wird dann erklären, wie beim Kälter- und Kälterwerden im Laufe von Zeiträumen, welche Billionen Jahre begreifen, sich erst einzelne Schlackenschollen auf dem feuerigen Ocean der Erdoberfläche bilden konnten, welche sich allmählig, von Wind und Fluth hin- und hergetrieben, wie das Eis auf dem nordischen Meere, zu großen Massen anhäuften und so endlich die erste feste Kruste entstand, welche die feuerige Erdkugel von Pol zu Pol umgürtete. Wie der auf den Radkranz gelegte glühende Reif mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Speichen drückt, weil er, abkühlend, sich zusammenzieht, so mußte auch die erkaltende Erd-Kruste mit immer gewaltigerer Macht den feuerflüssigen Erdkern pressen. In gleichem Maße aber mußte auch der innere Widerstand steigen, bis er die Kräfte der Anziehung und Schwere überwand und die feste Erdkruste entweder gewaltsam zersprengte, oder sie zu Blasen auftrieb, oder sie auf großen Strecken, — ganze Kontinente bildend — aus der Ebene emporhob. Im erstern Fall ward ein Theil des feuerflüssigen Breies, die zunächst unter der starren Oberfläche befindliche Masse desselben, genöthigt, durch die Sprünge und Spalten der Kruste, zwischen ihren aufgereckten Rändern, emporzuquellen. Er mußte sich theilweise über dieselben ergießen, oder zwischen denselben stehen bleiben und erstarren. Im andern Fall bildeten die Blasen der Erdrinde Erhöhungen. Auf diese Weise wird das Kind begreifen lernen, wie die ältesten Berge und Gebirge auf der Erde entstanden, es wird in dem beständigen Kampfe der zusammendrückenden Kraft der starren Erdrinde mit dem durch den Druck erregten und gesteigerten Widerstand des flüssigen Erdkerns — die Ursache der zahlreichen Revolutionen erkennen, welche der Erdoberfläche nach und nach ihre jetzige Gestalt gegeben haben.

Wir wissen, daß mit der fortschreitenden Abkühlung die Dicke der Erdrinde und folglich auch die Widerstandsfähigkeit derselben gegen die aus dem Erdinnern nach der Oberfläche hin wirkenden Gewalten wächst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daher verlieren die plutonischen und eruptiven Veränderungen allmählig an Kraft, Umfang und Allgemeinheit und sie nehmen ein lokaleres Gepräge an. Die chemischen Prozesse zur Veränderung der Erdrinde haben über die plutonisch-mechanischen bereits das Uebergewicht gewonnen und die physikalischen sind im Bunde mit jenen in den Vorgrund getreten. Die Wirkungen, welche die Wärme, die Elektricität, das Licht und der Magnetismus hervorbringen, verbinden sich mit der Thätigkeit der Atmosphäre und des Wassers, welche, fortwährend ab- und anschwemmend, zersetzend, auflösend und niederschlagend auf die Formen der Erdrinde verändernd wirken. Unter den Verhältnissen, die das Zusammenwirken jener chemischen und physikalischen Kräfte hervorgerufen haben, hat sich das organische Leben entwickelt; — zuerst das Pflanzenleben im unscheinbaren Zellchen seines ältesten und untersten Gliedes, des Kryptogams, welchem die einfachsten Formen des Thierlebens folgten. Wie sich dann die Grenzen von Wasser und Land deutlicher steckten, wie die Periode des beständigen Regens und andauernder Sumpfbildung vorübergegangen, wie süße Wasserbecken neben dem Salzmeere entstanden und das Land abtrocknete, so entwickelten sich neue, höhere Organismen nach dem unwandelbaren Gesetz stufenweiser Vervollkommnung. Die innere Erdwärme trat in ihrem Einfluß auf die starre Oberfläche, in dem Maße, als diese an Dicke zunahm, gegen die Sonne zurück. Nun entstehen die Klimate: — ein großer Abschnitt in der Entwickelung des organischen Lebens; denn die Klimate allein schon mußten viele ältern Formen verschwinden machen. Von Zeit zu Zeit wiederholten sich die Revolutionen. Zwischen denselben liegen friedliche, ruhige Epochen, in denen sich die reformatorischen Einflüsse milderen, allmähligern Wirkens, die, wegen ihrer unausgesetzten Thätigkeit, für die Schöpfungsgeschichte nicht minder wichtig sind als jene, geltend machen. In solcher Weise stieg eine Welt von Organismen nach der andern, jede jüngere auf den Schultern der ältern stehend und beständig nach dem ewigen Ziel der Vollkommenheit strebend, empor, und jede neue erscheint mannichfaltiger, vielseitiger, lokaler als die frühere, in dem Maße, als die Erdrinde selbst sich nach der Verschiedenheit von Klima, Temperatur, Zone, Wind, Strömungen, Regenmengen ꝛc., lokaler ausbildet und gleichsam mehr und mehr individualisirt.

Erst nach der letzten großen Revolution, die unserer Erdkruste die jetzige Gestalt gab, nachdem die Lüfte ihre gefiederten Bewohner empfangen und das Meer die seinigen erhalten hatte, lange nachdem der Elephant auf den grasreichen Ebenen der tropischen Kontinente weidete und die mannichfaltigsten Thiergeschlechter Wälder und Gründe belebten — erschien auch der Mensch, in der Kette der Schöpfung das letzte und jüngste Glied und darum das vollkommenste von Allen. Was Mythe und Fabel erzählen von dem einzigen Menschenpaare als dem gemeinschaftlichen Urahn eines in Gestalt, Farbe, Racenausdruck so mannichfachen und verschiedenen Geschlechts — das verschwindet vor der Forschung wie ein Ammenmährchen vor dem reiferen Verstande. Eben so gut könnte man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sagen, daß alle Katzenarten vom Löwen, und daß alle Affen von der Meerkatze abstammen. Jede Region des Erdballs hat ihre eigene Menschenschöpfung, und in der That zeigt kein Thiergeschlecht solche Verschiedenheit in den charakteristischen Formen, als der Mensch in seinen Arten und Racen. Diese sind einander unähnlicher als Katze und Leopard, Esel und Pferd, Hund und Wolf. Im Pariser Jardin des plantes hatte man während der Kaiserzeit einmal charakteristische Exemplare verschiedener Menschenarten ausgestellt: — den Feuerländer, den Eskimo, den Rothhäuter vom Orinoco und Missouri, den thierischen Australier, den edlen Tscherkessen, den Neger vom Zambeze, den Chinesen aus Peking, den athletischen Bewohner der Sandwichinseln und den Kannibalen Neuseelands; — wer sie so neben einander sah, dem schwand der Glaube an die mosaische Mythe von dem einen Stammvater des ganzen Menschengeschlechts gewiß für immer aus der Seele. Indem die Menschen sich mehrten, indem die Familien sich ausbreiteten, sie sich zu größeren Gesellschaften vereinigten, diese sich berührten, sie ihre Jagdgebiete gegen einander abgrenzten, wurde der Keim zu der Stammgenossenschaft gelegt. Man sieht den Prozeß der Entwickelung gesellschaftlicher Verhältnisse, er geht vor sich nach ethischen Gesetzen, und nach denselben erfolgt auch der Verfall — gleichsam als wären es organische Gebilde. Die Interessen verfeinden sich, indem sie sich begegnen; die Spannungen wachsen; Noth und Habgier gebären den Krieg; das Recht des Stärkern verdrängt das sittliche Recht, und aus den nicht durch die Kultur gezähmten Völkerschaften werden wandernde Heerhaufen, Banden, deren Lebensbestimmung, nachdem sie das rohe Bedürfniß des Daseyns, der Nahrung, erfüllt haben, keine höhere ist, als Befriedigung der Mordlust, der Blutrache, des Raubs und der Plünderung. Die Zeit allein hat keinen sittigenden Einfluß. In einem rohen, wilden Zustande können die Menschen ganzer Kontinente verbleiben, ohne daß ein Jahrtausend irgend Etwas zu ihrem Wissen, ihrer Vervollkommnung, zu ihrer Veredlung und Gesittung fügt. Australien und Amerika geben davon Beweise. Der Australier ist noch derselbe dem Thiere zunächststehende Barbar, der er an dem Tage seiner Schöpfung war; und der Rothhäuter Amerika's, die Indianerstämme von der Küste der Straße Magellans bis zu den Ufern des Kupferminenflusses, die in 180 Sprachen ihre Schlachtgesänge ertönen lassen, haben seit den Jahrtausenden ihres Daseyns ihre Beschäftigungen, ihre Kleidung, Bedürfnisse, Sitten und Gebräuche, ihre Vorstellungen und Neigungen nicht im geringsten geändert. Selbst der Kontakt mit den civilisirten Menschen konnte sie nicht anders machen; unzähmbar, wie der Bison ihrer Ebenen, oder der Bär ihrer Gebirge, entlehnten sie der herandrängenden Civilisation nur die Werkzeuge und Mittel, ihre wilden Leidenschaften vollständiger und nachdrücklicher zu befriedigen, und Europa hat nur dazu beigetragen, den Vernichtungsprozeß zu beschleunigen, welchem die ganze rothhäutige Menschheit Amerika's verfallen scheint. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das schöne, naturgetreue Landschaftsbild aus dem „fernen Westen" der nordamerikanischen Freistaaten, welches den Titel dieses Aufsatzes als Unterschrift trägt, versetzt uns in das Gebiet eines der bekanntesten Indianerstämme des Welttheils, der Chippewäer. Die vom Urwald begrenzte kleine Prairie an der Mündung des St. Croix River, zwischen diesem Strom und dem Mississippi, war der Ort, wo das aus Bisonhäuten gebildete Zelt des Stammoberhaupts am öftersten gestanden hatte, wo die Aeltesten der Nation zu Rathe saßen um den Altar des großen Geistes, wenn sie Krieg und Frieden beschlossen, oder über Verbrecher ihr Urtheil fällten. Dort, wo das Blockhäuschen des ersten Ansiedlers steht, stand noch vor zwanzig Jahren die heilige Tanne, unter welcher schauerliche Feste des Cannibalismus gefeiert wurden, bei denen man kriegsgefangene Feinde lebendig am Pfahle briet und sie unter Tanz und kriegerischen Spielen verzehrte. Dort wurden auch die allgemeinen Volksversammlungen gehalten, wenn es Tausch oder Verkauf von Jagdgebieten betraf, oder Veränderungen vorgenommen werden sollten, die den ganzen Stamm angingen; denn bei den Chippewäern war, wie bei den alten Deutschen, das Volksleben stets demokratischer Natur, und das ist es unter allen Stämmen der Rothhäute Amerika's noch bis auf diese Stunde. Die Gewalt des Oberhaupts ist nur im Kriege diktatorisch; in allen übrigen Beziehungen ist sein Wille dem der Majorität der Stammältesten unterworfen, und in allgemeinen Fragen entscheidet immer das Votum der berufenen Volksversammlung.

Jetzt hat die sonst so mächtige und gefürchtete Nation der Chippewäer, welche ostwärts das ganze Land um den Obern-, den Huron- und den Michigansee bis in die Gegend von Detroit am Erie, zu ihrem Jagdgebiet rechnete, westwärts das seenreiche Minnesota und die Ufer des Redriver bewohnte und um den Besitz des obern Missouri mit der nicht weniger mächtigen Nation der Sioux in ewiger Fehde lag, — über zwei Drittheil ihres ehemaligen Territoriums an die Vereinigten Staaten verkauft, und sie empfängt von denselben Subsidien als Zeichen der Abhängigkeit. Der Stamm, der noch vor 50 Jahren 30,000 Krieger mit Pfeil, Bogen und Tomahak in's Feld schickte, ist auf 20,000 Köpfe herabgesunken und Krankheiten und Laster, die ihnen die weißen Menschen zutrugen, dezimiren sie noch viel rascher, als ihre blutigen Kriege. Vergeblich war alles Bemühen der Centralregierung, die Chippewäer, welche doch als eine der intelligentesten Indianerstämme gelten, zu civilisiren, sie ihrem vagabondirenden, auf Jagd, Raub und Fehde gerichteten Leben zu entziehen und den regelmäßigen Beschäftigungen des Ackerbaus zu gewinnen; vergebens war das Bestreben der Missionäre, sie durch die Lehren des Christenthumes zu sittigen und Abscheu vor ihren kannibalischen Gewohnheiten und Gebräuchen zu erwecken: — sie haben alle Geschenke der Civilisation beharrlich zurückgewiesen, und noch im vorigen Jahre fraßen sie acht Kriegsgefangene auf, die bei einer ihrer Razzia's gegen die Sioux, mit welchen sie seit Jahrhunderten in Erbfeindschaft leben, lebendig in ihre Hände gefallen waren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei feierlichen Volksversammlungen schmücken sie ihre Gürtel noch jetzt mit den Skalps der überwundenen Feinde und dem großen Geist bringen sie ihre Trankopfer in den Schädeln der Erschlagenen dar.

Vor einigen Jahren waren die Ufer des San Croix noch ohne Ansiedelungen und nur die Trappers der amerikanischen Pelzkompagnie wagten sich in diese einsamen Regionen, um von den Chippewäern die Felle der wilden Thiere, ihre Jagdbeute, gegen Branntwein, Munition, Schußwaffen und Nürnberger oder Sonneberger Tand und Schmuck zu tauschen. 1844 gründete ein Deutscher aus Baden die erste Ansiedelung am San Croix River, 1 Meile oberhalb seiner Mündung; ihm sind seitdem viel Einwanderer nachgefolgt, großentheils Deutsche, die mit den benachbarten Indianern in freundlichem Verkehr stehen. — Oft schlagen letztere in unmittelbarer Nähe der Ansiedlerwohnungen ihre zuckerhutförmigen Zelte von Büffelhäuten auf, besonders wenn sie in kleinen Gesellschaften jagen und die Ueberfälle feindlicher Sioux fürchten, gegen welche ihnen die Ansiedelungen der Weißen Schutz gewähren — denn innerhalb 1 engl. Meile von einer Farm darf, vertragmäßig, keine Indianerfehde ausgefochten werden. Die Ufer des St. Croix sind anmuthig, gesund und meistens fruchtbares Bottomland, weshalb auch von Jahr zu Jahr die Kolonisation dieser Gegenden wächst. Der Fluß ist auf einer ziemlichen Strecke von seiner Mündung schiffbar; aber die Schifffahrt wird durch die häufigen Inseln beschwerlich und oft gefährlich durch die Menge Treibholz, welches jeder Gewitterregen aus den undurchdringlichen Föhrenwaldungen des Oberlandes herabführt.

Grandioseres als jene Urwälder von Tannen und Kiefern, in denen noch niemals die Axt einem der Riesen, die, Stamm an Stamm, dicht zusammengedrängt zu den Wolken aufstreben, die Rinde verletzt hat, kann man sich nicht denken, und die Pelzjäger, welche diese Wildnisse zuweilen betreten, reden von denselben mit Bewunderung. Tiefer Ernst ist der Hauptcharakter dieser Wälder; doch fehlt es auch an heitern Scenerien nicht gänzlich. Anmuthige Wiesengründe, welche die Flora in bunte Farben kleidet, liegen, wie Oasen in der Wüste, in den Waldungen zerstreut und dann und wann schmückt ein spiegelglatter See die Landschaft. Einzelne Eichen oder Pappeln beschatten gewöhnlich die Ufer desselben, die mit dichtem Rasen vom dunkelsten Grün bedeckt sind, wahre Sammetteppiche, gegen die der gepflegteste Bowlinggreen vor dem Jagdschlosse eines englischen Herzogs dürftig und mager erscheint. Um diese Waldseen sieht man beständig Hirsche und Rehe in Rudeln weiden, mitunter auch den gemächlich daher schreitenden Bär, oder den schleichenden Wolf, oder den zottigen Bison; doch besucht der letztere diese Gegenden nicht zahlreich. Des Bison rechte Heimath sind die Prairien am Missouri, wo wir ihm später begegnen werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IVREA
(Italien)

DCLXXIII. Ivrea.

Im Vorhofe Italiens! Daß ich doch sagen könnte: „auch ich habe ihn betreten!“ Es war mir nicht beschieden. Sehnsüchtig blickte ich schon als Knabe nach dem hesperidischen Lande und das Verlangen nach demselben hat den Jüngling und den Mann auf allen Pfaden und durch alle Wetter und Stürme des Lebens beständig begleitet. Vergebens. Ich habe nie den südlichen Himmel gesehen. Meine Brust wird in Staub zerfallen, wie Jean Pauls, ohne daß sie die Wonne eines Athemzugs voll Blüthenduft des gelobten Landes empfunden hat. Mein Fuß wird nie unter Ulmen wandeln, die Reben umwinden, mein Auge wird nie die ewige Roma schauen mit ihren Tempeln, Palästen, Rennbahnen, Obelisken und Aquädukten, oder die Aloe blühen sehen auf dem cyclopischen Gemäuer der griechischen Vorwelt, und ehe mir die Fackel des Vesuv's in den Straßen von Herkulaneum und Pompeji leuchten kann, wird die Fackel meines Lebens erloschen seyn. Der Vatikan, das Museum Borbonicum die Paläste in Venedig, Florenz und Genua bleiben mir verschlossen mit ihren ewigen Schätzen, die erhabenen Gestalten der Religion, die aus den Kuppeln der Dome herniederschauen, lassen mein Herz ungerührt. Ischia, Syracus, Catania, Palermo, Namen eines Paradieses, das die Sterblichen entzückt, wecken nur Wünsche, die unbefriedigt bleiben. Nicht in meinem irdischen Auge, im Spiegel meines Geistes allein reflektiren sich die Bilder aus dem Lande meiner Sehnsucht und meine Phantasie ist verurtheilt, in den Schildereien die Farben aufzutragen, zu denen Andere die Umrisse fertigen.

„Italien!
Dorn und Blüthe für mich in einem Worte;
Wonne und Qual in einem Gedanken,
Italien!
O du bist schön! — Wie die Jungfrau
Im ländlichen Quell ihren Brautschmuck,
So in zwei Meeren spiegelst du lächelnd
Unvergänglicher Anmuth blühenden Reiz.
O du bist schön! Von des Sankt Bernhards
Zackigtem Felssteig bis zum Reben-umrankten
Ivreaz von dem heitern Comoz
Von Isola bella's duftenden Hainen,

Von Genua's hochgethürmten Gestaden,
Von Venedigs Marmorpaläſten in blauer Fluth,
Von Florenz bis zum ewigen Rom.
Schön bist du, schön in Neapels
Blühendem Golf, in Tasso's grünem Sorrent,
Schön in der Lava deines Vesuv,
In deines Aetna schneeigem Gipfel,
In deiner Scylla Geheul, deines Tivoli Fall,
Schön bist du, Italien! —
Und sie strömen herbei, die Pilger Europa's;
Der schweigsame Brite, Rußlands goldner Sklav',
Zierliche Frankenknaben, gelaſſene Deutsche,
Ungarn's freiheitsglühend Geschlecht,
Nordlands blondhaarige Söhne;
Und sie küſſen deine heilige Erde,
Und staunen dich an.
Begeisterung saugt der Dichter von deinen Brüſten,
Farben der Maler von deinen Fluren,
Formen der Bildner aus deinen Gestalten;
Und Ein Schrei steigt von allen Lippen:
„Ein Himmel, Ein Italien!" —
Ich aber in schweigender Zelle
Bei mitternächtlicher Ampel, einsam,
Ich wende seufzend die Blätter,
Die mir sagen, wie du schön bist;
Ich wende schaudernd die Blätter
Deiner Vergangenheit; von Roms Grundstein,
Der Remus' Blut getrunken; von Sulla's
Aechtungen, Oktavianus Aechtungen,
Nero's Greueln, Domitians Wüthen,
Caligula's Wahnsinn: — von den rauchenden Wellen
Eines Meeres von Verbrechen und Blut!

Hörst du den Donner des Herrn? hörst du
Sein Urtheil? — Thränen für Blut! —
Sündfluth der Völker wälzet sich brauſend
Ueber dein blühend' Gefild
Fort und fort. Du, die Herrscherin
Einer eroberten Welt, beugest dich,
Dienstbar den Fremden, als Magd
Unwillig, flüchtige Freiheit kostend; doch immer
Gezwängt von Neuem ins Joch, weil niemals
Du einig, immer zersplittert,
Nie Ein Athem, Ein Pulsschlag, Ein Leben,
Nie Ein Volk, Ein Italien! —

Und dennoch — Heil dir, Italien! —
Steht an den Blättern des Weh's
Der Seegen am Rande geschrieben:
Deine Griechen, dein Brutus,
Deine ewigen Künstler, dein kluger Horaz,
Dein mächtiger Dante, dein heit'rer Arioſt,
Patrark und Tasso, die Sänger,
Dein Rafael, dein Buonarotti
Leonardo und der Grazien Maler,
Titiano; Cellini; Canova;
Galilei; Ganganelli, der Hohe;
Und dein Riese, der Prometheus,
Angeschmiedet an Helena's Fels. —
Mag die Fluth dich verschlingen,
Dich verzehren die Lava deiner Vulkane,
Nimmer verdorret dein Lorbeer
Großes Italien!

Du bist schön, Italien,
Schön in deiner Wehmuth und Trauer,
Schön in den Trümmern deiner Roma,
In deiner Pompeji rührenden Resten,
Deiner Größe Erinnerung;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schön im üppigen Grün deiner Haine,
Schön im azurnen Blau deines Himmels,
In deinen Fluren nie sterbendem Frühling;
Schön im Madonnenreiz deiner Frauen,
In deiner Jünglinge Antinousschönheit. — Ja,
Du bist schön, Italien!

Du aber lächelst und sprichst:
Germanischer Träumer, was preisest du mich,
Deß Aug' mich nie schaute? Was tadelst du mich,
Deß Fuß mich nie betreten? Schweige,
Bis mein Hauch dich umwehte,
Bis dein Aug' mich gesehen!"

Auf halbem Weg von Turin nach Arona, vor dem mächtigen Felsthor der penninischen Alpen, auf einem Terrain, das, von Schluchten und von den Rinnsalen reißender Wildbäche durchfurcht, zur Vertheidigung geschickt ist, stand zur Zeit der Cäsaren das starke Eporea. Zwei Legionen hüteten dort die reiche, mit Städten übersäete Ebene des Po vor den Einfällen der rhätischen Bergvölker, welche das allgewaltige Rom so wenig zu zähmen wußte, als Rußland des Kaukasus heldenmüthige Söhne. Eporea, zugleich Municipalstadt und Waffenplatz, bedeckte mit seinen 2 Castren und ihren Außenwerken einen Flächenraum von mehren Miglien. Nachdem der große Geist Roms unter dem entnervenden Despotismus der Kaiser zu Grunde gegangen war, als die Fluth der Barbaren die Grenzen des Reichs verwüstend und verheerend überströmte, theilte Eporea das Schicksal des ganzen Landes. Seine Vesten wurden erstürmt, die Legionen erschlagen, die Mauern gebrochen, und in den nachfolgenden Zeiten der Verwirrung erlag die Stadt mehrmals der Verwüstung durch Feuer und Schwerdt. Schon die Horden des Atila fanden Eporea als Trümmerhaufen.

Erst in der Zeit der Carolinger erstand auf den römischen Ruinen ein neuer Ort, der, anfänglich klein, wegen seiner günstigen Lage, auf dem Kreuz zweier Handelsstraßen, sich schon im neunten Jahrhundert zur Stadt erhob. Ivrea hat gegenwärtig 9000 Einwohner. Der lebendige Transit und der Handel mit Produkten der umliegenden fruchtbaren Gegend geben ihm ausreichende Erwerbsquellen.

Die Stadt, obschon häßlich, hat ein pittoreskes Ansehn. Die meisten Gebäude ruhen auf römischem Gemäuer, das die Wände der Schluchten krönt und so unverwüstlich ist, als der Fels, auf dem es steht. Brücken über die Schluchten verbinden hie und da die Häuserreihen, und steile, in den Fels gehauene Treppen führen hinab zu dem brausend und schäumend der Ebene zueilenden Bergstrom. Obschon der Sitz eines Bischofs, und mit Kirchen und Klöstern reichlich gesegnet, hat doch Ivrea kein einziges Gebäude, das wegen seiner Größe und Bauart oder um seines Kunstschmuckes willen, die Mühe des Sehens oder Beschreibens lohnte; aber auf jedem Schritt gewahrt man die Fußtapfen der alten Weltbezwingerin. Das Blut der Römer und Barbaren hat jede Hand voll Erde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

getränkt, und der Staub, den der Wanderer von den Füßen schüttelt, ist Staub von Helden und er erzählt ihm von Kämpfen und Thaten. Wenn du Geister zu beschwören verstehst, so steigen die Rhätier, die Cimbern und Teutonen, die Vandalen und Gothen, die nach einander diese Straße zogen und am Thore Italiens unzählige Schlachten schlugen, aus ihren Gräbern, du hörst das Rauschen ihrer Waffen, das Brüllen ihres Kriegsgesangs, das Rasseln ihrer Streitwagen. Wie viel Verwünschungen ruhen auf diesen Feldern, der Wahlstatt so vieler Völker; wie viel Thränen sind da geflossen, wie viel Greuel hat der von roher Herrsch- und Habsucht besessene Mensch da verübt! Du siehst den Marius, den Sulla, den Cäsar, die Fürsten und Feldherren Roms an der Spitze ihrer Legionen ziehen, du siehst in's Sklavenjoch geschmiedete Völker vorüberführen, damit sie den Einzug ihrer Ueberwinder durch die Siegesthore der ewigen Stadt verherrlichen, oder in der Arena die wollüstige Grausamkeit der entarteten Quiriten befriedigen.

Hinweg, hinweg, blutige Schatten! Besser, daß wir dem harmlosen Antiquare folgen. Hart am Wege von Aosta zeigt er uns zuerst die Trümmer eines Grabmals. Ueberspunnen mit Epheu und wildem Wein, guckt das graue Gemäuer kaum kenntlich aus der Blätter- und Blüthenfülle des wilden Rosenbusches und auch der Name wäre verschollen, wenn nicht der Alterthümler aus der verwitterten Inschrift einen Publius, der eine Legion geführt, herausbuchstabirt hätte. Dann führt er uns auf die Bergzinne zu der alten vierthürmigen Veste Castellazzo. An ihrem Fuße, wo ein Paar Säulenstücke, von Brombeerranken umschlungen, unter der grünen Rasendecke hervorschauen, stand ein Tempel der Juno. So sagt unser Begleiter; aber statt der jauchzenden Menge, die dem Priester mit dem bekränzten Stier und den Schalen und Opfergefäßen nachfolgt — bläst ein verkrüppelter Hirtenknabe auf der Schalmei einer Heerde weidender Ziegen, und vor der mißgeschaffenen Zwerggestalt, die uns anbettelt, fliehen die Geister der großen Vergangenheit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VESTE KUFSTEIN im TYROL

Aus d. Hauptmuseum d. Bibl. Instit. in Hildb.

Eckenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXIV. Der Kufstein und sein Thal.

Ein Kabinetsstück aus dem deutschen Tyrol.

Der Inn hat bei Landeck das Urgebirg verlassen. Bei Wörgel tritt er hinaus in die Kalkalpenwelt, nachdem der mächtige Strom den Damm durchbrochen hat, der ihm einst den Ausgang verschlossen hielt. Schroff stürzen an dieser Stelle zu beiden Seiten des Flusses die Bergwände nieder, und brausend und zürnend stürmt die Fluth durch den Paß, ungewohnt des engen Gewandes. Die Straße, welche nach Kufstein führt, verläßt bei den Hüttenwerken von Heydach das Thal und zieht über welliges Waldland. Hinter dem Dorfe Kirchbühel wird die Gegend auffallend wild und einsam. Ununterbrochen führt der Weg durch den dichten, düstern Forst von Krummholzkiefern, bald hinauf, bald hinab, und nur dann und wann spendet eine Höhe einen Lichtblick in die Berge. So geht's drei Stunden lang beständig fort. Da biegt die Straße unerwartet um eine Felsecke und aufgethan ist eine der lieblichsten Schau der Innenwelt Tyrols. Inmitten eines mit grünen Matten eingefaßten Thalkessels, liegt, wie hingeschleudert von der Hand der Allmacht, ein gewaltiger Felsblock. Von allen Seiten klettert Gemäuer an ihn empor, sein Scheitel trägt Gebäude und Thürme, seinen Fuß umbraust der Inn, den eine schöne Brücke überspannt, und ein Häuflein freundlicher, schimmernder Häuser beschaut sich wohlgefällig im Spiegel der klaren Fluth. Um den Kessel aber steigen die Riesen des Gebirgs auf, über und hinter einander, als mühte sich jeder, einen Blick auf das hübsche Bildchen zu erhaschen. Das ist der Kufstein mit seinem Städtchen und seinem Thale — der Kufstein mit seinen Schrecken; denn Kaiser Marens alte Veste ist jetzt Staatsgefängniß, und in seinen Kasematten und Thürmen schmachten viele der Männer, welche die Jahre 48 und 49 als Sühnopfer forderten für die Sünden eines verderbten Geschlechts.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXV. Krakau.

Eine Vision.

Verstummt ist und verstoben
Das Volk der Jagellonen
Das herrlich einst in Macht und Ruhm geblüht;
Noch trägt's auf seinem Schilde
Den Ritter Georg im Bilde,
Der nie die Ehre rechten Kampfs vermied.
Er schläft. Er soll erwachen,
Daß er erleg' den Drachen.

Sankt Georg, von Stahl umgeben,
Er reckt sich auf zum Leben,
Er reitet um bei Mondenlicht
Dreimal im weiten Kreise,
Legt dann, nach Ritterweise,
Die Lanze ein, hält an und spricht:
„Den Frauen bin ich Helfer;
Der Mann — er helf' sich selber!"

Herbei denn, kühne Männer,
Ihr muthigen Bekenner
Der Landestreu' bis in den Tod!
Wo ist der Bund der Freien,
Die froh ihr Leben weihen,
Wann wiederkehrt das Morgenroth?
Verstiebt nach allen Winden!
Nie wir sie wiederfinden.

Wo sind die stolzen Tage,
Da des Geschickes Waage
Für einen Welttheil ruht' in Polens Hand?
Wo Sobiesky's Schaaren,
Die Habsburgs Retter waren,
Ihm wiedergaben Kron' und Land?
Sie sind, ich sag's mit Bangen,
Begraben und vergangen.

Was zieht in Prozessionen
Im Dom der Jagellonen?
Es ist der Geister lange Schaar
Mit Kronen und Geschmeide,
Die Schwerter an der Seite,
Vor jedem Zug ein Königspaar.
Sie bleiben stehn. Sie winken,
Sie seufzen und — versinken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CRACAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. zu Hildb.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die CONGRESS-HALLE im CAPITOL

WASHINGTON

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXVI. In der Halle der Repräsentanten zu Washington.

In der alten Welt wogt der Meinungskampf um Principien. Die Vertheidiger der Volksrechte stehen beständig den Vertheidigern des sogenannten göttlichen Rechts, die Grundsätze der Selbstregierung jenen der fürstlichen Alleinherrschaft, die Wortführer einer aus freier Wahl hervorgegangenen Exekutive jenen der erblichen Familiengewalt gegenüber. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hingegen ist der Principienstreit längst beendigt. Durch die Revolution hat die Demokratie vollständig gesiegt. Jedermann steht auf dem Boden der unbedingten Volkssouveränität; seit 1789 anerkennen alle Parteien ohne Ausnahme den Volkswillen als die einzige berechtigte Quelle aller und jeder Staatsgewalt.

Gerade diese unbestrittene und vollkommene Volksfreiheit macht die große Republik zur Arena für das Parteiwesen. Da ebbet's und fluthet's, da braust's und stürmt's ohne Unterlaß; aber die Stürme sind nicht zerstörend, sie verwüsten und plündern nicht das Land, sie tränken die Straßen der Städte nicht mit Bürgerblut, sie bevölkern nicht die Kasematten und Galgen. Statt der Guillotine stellt man in Amerika die Stimmurne auf; statt der Standgerichte die Wahlausschüsse, und wird einer Partei von der andern der Hals abgeschlagen, so hören die Exekutirten darum nicht auf, sich des physischen und politischen Lebens zu erfreuen. In der heißesten Wahlschlacht fließt kein Tropfen Bürgerblut und der Besiegte räumt das Feld mit fliegenden Fahnen; er wartet zu, bis die Reihe zum Siegen wieder an ihn komme, denn er weiß, jede neue Wahl gibt dem Ueberwundenen neue Chancen. Keine Partei kann aber im bürgerfreien Staate durch ein anderes Mittel auf einen Triumph rechnen, als dadurch, daß sie die Gegner überstimmt, und darum wird ihre Thätigkeit beständig darauf gerichtet seyn, so viele Stimmen als möglich zu sammeln und zu werben. Die Gesetze gestatten dies durch die unbeschränkte Uebung des Vereinsrechts, das Jeder nach seinem Belieben benutzt; denn in der Union weiß man nichts von politischer Abhängigkeit. Jeder folgt unbefangen seiner Ueberzeugung, macht dafür Propaganda und stützt sich dabei auf die Partei, welche sie ausdrückt. Ein Amerikaner ohne politische Partei ist gar nicht zu denken. Jeder hat eine und folgt ihrer Fahne.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daher jenes Schauspiel politischer Rührigkeit und Theilnahme, welches man in Ländern, wo man die Unterthanen zur politischen Apathie erzogen hat, kaum fassen kann. Mit Erstaunen sieht man die Zeichen dieser Rührigkeit über das ganze Reich verbreitet. Ob wir nach den Staaten Neu-Englands schauen, oder nach den jungen Territorien am Felsengebirge, ob nach New-York oder nach St. Francisco, ob nach Philadelphia oder nach Oregoncity, überall treten die Erscheinungen des Parteilebens gleich stark hervor. Wo die Holzart im Urwald an der Indianergrenze eben erst einige Stellen zur Niederlassung gerodet hat — da hören wir auch schon von Wahlversammlungen, da vernehmen wir die Stimmen der Agitatoren und Parteiführer, da sehen wir jede Meinung beschäftigt und thätig, sich zu organisiren, Anhänger zu werben und sich zu verbreiten.

Man sollte glauben, daß bei dieser freien, ungehinderten, allseitigen Meinungsthätigkeit das Parteiwesen in der Union in Atome zersplittern und in Trümmern auseinander gehen müßte. — Aber gerade das Gegentheil ist Thatsache und das ist das Erstaunenswürdigste. Wie in einer ungeheuren Maschine, deren tausend umgehende Räder, Kurbeln und Getriebe in wenige einfache Manipulationen und Arbeitszwecke zusammenfallen, so einigen sich die in allen Farben schillernden Meinungen durch den streng und kunstreich gegliederten Organismus in zwei große Heerlager, welche das gesammte Volk der Freistaaten aufnehmen, wie der Vater der Ströme seine tausend und aber tausend Quellen, Bäche und Flüsse in seinem Bette aufnimmt. Die Fahne der Demokraten weht über dem einen; die der Whigs über dem andern. Einig über die leitenden Principien bildet jede dieser Parteien im entscheidenden Kampfe gegen einander einen fest und enggeschlossenen Phalanx, in dem Einer für Alle und Alle für Einen stehen. Sobald jedoch die gemeinschaftliche Gefahr überwunden und die Schlacht geschlagen ist, dann tritt jede der zahlreichen Meinungs-Fraktionen, aus denen beide Heere zusammengesetzt sind, wieder in ihr Recht der selbstständigen Verfechtung partikularer Ansichten ein, und in dem Augenblick beginnt in allen Winkeln des Landes wieder das alte Spiel des kleinen Kriegs: jenes Reiben und Ringen, das die Kraft des öffentlichen Geistes übt und stählt. Da treten die Kollektivtitel — Whigs und Demokraten — vor den Namen der Parteischattirungen wieder in den Schatten, man hört wieder von Barnburners, Freesoilers, Locofocos, Natives, Abolitionisten, Secessors, Old-Hunkers ꝛc. ꝛc., die in ihren Organen und Versammlungen so heftig mit einander fehden, als wollten sie sich die Ohren vom Kopfe reißen. — Wer mit der Parteigliederung unbekannt ist, dem erscheint dieses Treiben ein Chaos — und erst dann wird er Ordnung und Organismus gewahr, sobald es sich um einen den Staat, oder die ganze Union, angehenden Gegenstand handelt, etwa um eine Gouverneurs- oder Abgeordnetenwahl, oder um die eines Kongreßmitglieds, oder um eine Parteimanifestation zu Maßregeln, welche für das ganze Land Bedeutung haben. Dann vergißt jede Fraktion sofort den eigenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Streit, oder sie vertagt ihn, schaart sich, wie ein wohldressirtes Heer, unter das gemeinschaftliche Banner und sucht in der Uebung der strengsten Mannszucht ihre Ehre. —

Die Kraft der Parteien ruht in Amerika nicht, wie in der alten Welt, in bevorzugten Ständen, die gegen die rohe Masse des Volks eine kleine Minorität bilden. Der Einfluß der wenigen Beamten, der Kapitalisten, der größern Arbeitsgeber und Fabrikanten zählt nichts gegen die Masse unabhängiger, wenig bemittelter Bürger, deren Stimmgebung in der durch's ganze Volk verbreiteten politischen Intelligenz die rechte Gewähr ihrer Selbstständigkeit und ihres Werthes empfängt. Das Volk der Union ist in seiner ungeheuren Mehrzahl ein ackerbauendes Volk und wird es, so lange jeder Tagelöhner für den an seinem Wochenlohn ersparten 1¼ Dollar einen Acre des besten Bodens als Eigenthum erwerben kann, auch bleiben. Jeder Tag- und Fabrikarbeiter wird gemeinlich in ein Paar Jahren zum unabhängigen Landwirth, und von hundert Einwanderern werden es ohnedies 80 oder 90 sogleich. Die Zahl der Landwirthe muß also in viel größerer Proportion beständig fortwachsen als die Zahl der andern Stände, folglich in gleichem Verhältniß der politische Einfluß jener. Der amerikan. Landwirth ist sich dieses Verhältnisses vollkommen inne. Er fühlt seine Vollmächtigkeit — erist sich bewußt, daß in seiner Gesammtheit der Schwerpunkt des Volkslebens ruht — und mit gerechtem Stolze empfindet er den Ruhm und das Gedeihen der großen Republik als Etwas, das ihm eigen angehört und zu dessen Förderung und Erhaltung er beständig beizutragen verpflichtet ist. Daher nimmt er an allen öffentlichen Angelegenheiten lebendiges Interesse. Ganz der Gegensatz von unserm Bauer, der in der Regel von nichts angeregt wird, was außerhalb seines Stalls und seiner Flur vorgeht, sofern es nur seinen Beutel unberührt läßt, ist der amerikanische Landwirth (der Farmer) mit Leib und Seele Politiker. Er findet den Begriff seiner bürgerlichen Ehre darin, sich um die öffentlichen Angelegenheiten seines nähern und weitern Vaterlandes zu bekümmern, alle darauf Bezug habenden bürgerlichen Pflichten auf das Eifrigste und Gewissenhafteste zu erfüllen und zu dem Zwecke und zur Schärfung seines politischen Verstandes und Urtheils, sich in jeder zugänglichen Weise zu unterrichten. Sobald der Amerikaner sich auf seiner Farm eingerichtet und für die ersten Bedürfnisse des physischen Lebens gesorgt hat, abonnirt er auf eine, seine politische Meinung vertretende, Zeitung, bestellt wohl auch eine zweite von entgegengesetzter Richtung, um sich über die Bestrebungen feindlicher Parteien zu orientiren, und er würde sich für einen schlechten Bürger halten, wenn er sich um alle Verhältnisse seiner Township (seiner Gemeinde) nicht eben so eifrig bekümmerte, als um seine eigenen Angelegenheiten. Er fehlt bei keiner Gemeindeversammlung, wählt die Ausschußmitglieder für das Schulwesen, für Straßen- und Brückenbau; er wählt die Friedensrichter und andere Beamte; und mit den Funktionen und Pflichten eines jeden macht er sich um so gewisser und eifriger vertraut, da er beständig zu gewärtigen hat, selbst einen oder mehre Posten des mitbürgerlichen Vertrauens bekleiden zu müssen: denn alle werden durch freie Wahl, ohne Mitwissen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschweige Bevormundung von Regierungsbehörden, besetzt, und ihre Annahme und befriedigende Verwaltung ist Ehrensache für jeden Gewählten. Indem er seinen Pflichten als Wähler und Votanten, der Gemeinde gegenüber, sich nicht entziehen mag und darf, wird er ganz von selbst ein Gemeindepolitiker. Auf diesem beschränkten Standpunkte kann er indeß nicht lange verharren; denn die Gemeinde ist ein Theil eines Bezirks (der County) und er kann nicht umhin, als ein Mann, dem das Gemeindewohl am Herzen liegt, auch von seinen die Gemeinde angehenden Bezirksangelegenheiten Notiz zu machen. Er nimmt also an den Bezirkswahlen Theil und, wollte er lässig werden, so würde der Eifer seiner Freunde und Nachbarn ihn schon vor Erkältung schützen. In den meisten Staaten haben die Bezirksbeamten gewisse legislative Befugnisse; so hat z. B. im Staate New-York jeder Bezirk seine Volkstribunen als Ueberwachungsausschuß (Board of supervisors), und diese Körperschaft bildet ein Parlament im Kleinen, das zu gewissen Zeiten in dem Hauptort der County zusammentritt und die auf Finanzen, Kirche, Schulwesen, öffentliche Anlagen, Gefängnißwesen, Sanitätsverhältnisse bezüglichen Vorkommnisse ordnet. Dergleichen Aemter werden der großen Mehrzahl nach stets mit verständigen Landwirthen besetzt. Der Bezirk (die County) steht aber auch mit dem Staate in inniger Wechselbeziehung; folglich wird der Landwirth, sobald er ein Bezirksamt bekleidet, auch zum Staatspolitiker und er kömmt in häufige Berührung mit Männern, welche in seinem Staate eine hervorragende Stellung haben. Dem Strudel der höhern Politik kann er sich nun nicht entziehen, wenn er auch wollte: — und hat er Geist und Charakter, so wird er emporsteigen, er mag darnach streben oder nicht. Im Staate spielt der Bankier, der Kaufmann, der Fabrikherr, der Mann des großen Vermögens in einem Ehrenamte, oder als Repräsentant häufig eine Rolle; demungeachtet überwiegt die Zahl der Landwirthe auch da, und nur die Advokaten (der geachtetste Stand in den Vereinigten Staaten), üben zuweilen großen Einfluß. Hat sich nun, in naturgemäßer Entwickelung, der ländliche Politiker allmählig in allen Verhältnissen seines Staats gründlich zurecht gefunden, so wird er sich gewöhnlich mit dieser Sphäre begnügen. Der Mann von Talent, Wissen und Ehrgeiz aber, der nach dem höchsten Wirkungskreise verlangt, welchen die Republik der Mitbewerbung aller Bürger offen hält, ein solcher bleibt nicht auf der Repräsentantenbank seines Staats, oder in einem Regierungssessel desselben sitzen: er versucht es vielmehr, den kapitolinischen Hügel der Union selbst zu ersteigen. — Es war ein langer Weg dahin; denn durchmachen mußte er vom einfachen Gemeindewähler an alle Phasen des Bürgerdienstes, er mußte alle Staffeln ersteigen im Vertrauen seiner Mitbürger und der persönlichen Geltung, er mußte durch eine lange Reihe von ausgezeichneten Diensten, dem Gemeinwesen geleistet, sich der höchsten Auszeichnung würdig machen — gleichsam wie der gemeine Soldat von der Pike an durch eine Reihe von Thaten des Muths und der Tapferkeit sich die Epauletten erwirbt. Erst als Aspirant zum Volksvertreter in der Kongreßhalle zu Washington wird er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Nation bekannt. Man mag ihn in Ohio, New-York, oder in Massachussets für einen großen Mann halten; in der Union nimmt man erst Notiz von ihm dann, wenn sein Name bei der Wahl der Kongreßdeputirten auf der Kandidatenliste steht; es wäre denn, er stehe seinem Staate als Gouverneur vor, oder er habe sich in irgend einer großen nationalen Angelegenheit in einer Weise hervorgethan, welche der allgemeinsten Beachtung nicht entgehen konnte.

So erklärt es sich, warum fast nur Männer reiferen Alters die Schwelle der Repräsentantenhalle des Kapitols überschreiten; denn der Weg dahin ist kein Weg des Wahlprivilegiums; es ist ein langer, saurer Weg der Arbeit und persönlichen Opfer, auf dem das Haar wohl ergrauen mag. Es ist auch kein Weg für Leute, die, wie in manchen Ständekammern, Opposition machen gegen die Regierung, nur um recht bald in die Regierung, oder an die vollgestopfte Raufe zu kommen; auch nicht für Leute, die heute Ja und morgen Nein sagen in derselben Frage, je nachdem der Wind geht, und welche die Fahne ihrer Partei wechseln wie ein Kleid. Solche können in der Kongreßhalle des Kapitols so wenig zu finden seyn, als die Clays und Adams, die Jeffersons und Franklins im Repräsentantensaale Soulouque's oder Napoleons III. —

Eiserne Charakterfestigkeit und unerschütterliche, hart- und langgeprüfte Ueberzeugungstreue sind zur Kandidatur für das Repräsentantenhaus der Union unerläßliche Eigenschaften, ohne welche es gar nicht möglich ist für einen Mann, und wäre er reicher als Crösus und glorioser als Cäsar, nur vorgeschlagen zu werden. Streng mit der freigewählten Partei zu gehen, und unter keinem Verhältniß von ihr zu weichen, gilt als das Unerläßliche eines ehrenhaften republikanischen Charakters. Darum ist der Amerikaner als Parteimann zuverlässig; und daß er es ganz sey, wird bei jeder Kandidatur zum Kongreß unbedingt vorausgesetzt. Ein Mann, der seine Parteifahne verläßt, ist allemal und für alle Zeiten ein verlorner Mann. Er würde, und hätte er übrigens die glänzendsten Eigenschaften des Staatsmanns und die größten Verdienste des Bürgers, nie wieder auf einer Kandidaten-Liste erscheinen, — er wäre unfähig der Ehre, auch nur Dorffriedensrichter zu werden.

Hat nun der Ehrgeizige und Patriot, wie man zu sagen pflegt, „den Sprung auf die Platform gewagt" — d. h. ist er von seiner Partei zum Repräsentanten seines Staats im Kongreß vorgeschlagen und öffentlich auf die Kandidaten-Liste gestellt, dann hat er „das läuternde Höllenfeuer" zu bestehen — d. h. er wird die öffentliche Zielscheibe der Geschosse der Gegenpartei, die um jeden Preis seine Erniedrigung in der Meinung und in der Wähler Achtung erstrebt, um ihn aus dem Wege zu räumen und dagegen ihrem eigenen Kandidaten den Sieg in der Wahlschlacht zu bereiten. Da ist keine Tugend zu rein und keine Charaktergröße zu erhaben für die Pfeile, mit denen die Verleumdung die Edelsten und Besten zu verwunden trachtet. Man deckt schonungslos die innersten Falten des Privatlebens auf, die Lüge legt ihre Basiliskeneier hinein, es bleibt an dem Ehrenmann kein gutes Haar — und von den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rednerbühnen strömt eine Fluth von Injurien und den infamsten Insinuationen über den Mann herab, den das öffentliche Vertrauen der Nation als den künftigen Gesetzgeber bezeichnet. Wenn man in der Zeit der Kongreßwahlen die Parteiblätter liest, und nicht weiß, daß all das Feuer nur gemacht wird, um den Demokraten oder Whig von der Schwelle des Hauses „zu brennen" — der sollte meinen, daß die Wähler beider Parteien sich das Wort gegeben hätten, die größten Dummköpfe, Spitzbuben und Schufte der Union in den Kongreß zu schicken, und daß es geflissentlich darauf abgesehen sey, durch solche Leute die Konstitution über den Haufen zu werfen, das Land zu verderben und eine Katastrophe herbeizuführen. — Und beobachtet man am Wahltage selbst das Branden und Strudeln der Volkswogen, hört den gewaltigen Lärm, sieht die aufgeregten Menschenmassen, Musik und Banner voran, durch die Straßen, jubelnd und Hurrah rufend, zu den Wahlurnen ziehen, so meint man, es werde nun los und drunter und drüber gehen. Aber nach einigen Stunden haben die Straßen wieder das gewöhnliche Ansehen; die Flaggen sind eingezogen, das Leben trägt sein Alltagskleid — die Abstimmung ist vorüber und damit die Sache abgethan. Die Verleumdung schweigt. Die Perfidie hat keine Stimme mehr. Weder am Sieger, noch am Ueberwundenen, sey er Demokrat oder Whig, haftet von all dem Schmutz, mit dem er im Getümmel der Wahlschlacht bedeckt worden war, ein Fleckchen. — Ebenso, nur in 30fach größerem Maßstabe, stellt sich die Scenerie einer Präsidentenwahl dar. Wählten dort, für das Kongreßmitglied, hunderttausende eines Staats, so ziehen hier die Millionen der Union an einem Tage zu den Stimmurnen, nicht gehütet von Gensdarmen und Sicherheitsbeamten, sondern als Bürger, die de jure den Akt ihrer Souveränität mit turbulenter Freiheit üben. Jede County schaart dann ihre Wähler unter dem Demokraten- oder dem Whigbanner, und so zieht jede Schaar zur Wahlbude und gibt ihre Stimme ab. Bei dieser Organisation wird der unermeßliche Strom der Wählerschaft in eine Menge kleine Kanäle abgeleitet, und die wählerische Agitation hat nirgends mit zu großen, leicht zur Unordnung aufzuregenden Massen zu thun. Hustings unter freiem Himmel, wie in England, wo die Volksredner Tage lang vor zahllosen Menschenmassen haranguiren, gibt's in den Vereinigten Staaten nicht. Die vorbereitenden Wahlversammlungen werden in verschlossenen Räumen abgehalten. Große Säle, deren es zu solchen Zwecken in allen Distrikten gibt, dienen den Kandidatur-Verhandlungen zur Stätte. So wird schon lange vor der eigentlichen Wahl Alles vorbereitet, die Parteien haben ihre Kräfte gemessen, haben sich über ihren Kandidaten verständigt, und am Wahltage selbst hat der Wähler nichts weiter zu thun, als dem festlichen Aufzuge seiner Partei sich anzuschließen und in die Urne seine Stimme niederzulegen.

Bei den Kongreß- und Präsidentenwahlen sind allemal nur zwei Banner und Parteien sichtbar: Whigs und Demokraten. Es verschwinden bei dieser Gelegenheit alle politischen Schattirungen, sammt den Namen, die sie bezeichnen. Es ordnet sich dann das scheinbare Chaos des amerikanischen Parteiwesens;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es wird Organisation, System, Methode kenntlich. Die Parteien formiren sich zu den beiden Phalangen — Whigs und Demokraten — lokale Abneigungen und alle partikularen Bestrebungen schweigen; es wird klar, wie alle Parteien in den großen nationalen Fragen ihre Pfahlwurzeln haben, wie jeder Zweig seinen Saft vom Stamm erhält, dem er angehört. Was man in Europa zuweilen von südlichen und nördlichen, von östlichen und westlichen Parteien fabelt, ist Wahn. Es gibt keine geographischen Trennungslinien, keine nördliche oder südliche Politik. Es gibt Freihändler, Freesoilers, Schutzzöllner, NonInterventionspolitiker ꝛc. in allen Theilen der Union; es gibt im Norden sogar viele Männer, die keine Gegner der Negersklaverei sind. Die feste Burg der Sklaverei ist aber allerdings im Süden, wie die Abolutionisten ihre Stärke im sklavenfreien Norden haben; Freunde und Gegner der Einen wie der Andern sind jedoch überall, und mit den großen Parteinamen Whig oder Demokrat stehen sie nicht in nothwendiger Beziehung.

Diese beiden Hauptparteien, welche in allen Fragen von nationaler Bedeutung allein den Ausschlag geben, haben vielmehr nur in der Unionsverfassung Ursprung und Halt, und eben deshalb ist Jeder in den Vereinigten Staaten entweder Whig oder Demokrat. Das Maß der Souveränität, welche jedem Einzelstaate, der Gesammtheit des Bundes gegenüber, zuzurechnen sey, **das** war der ursprüngliche Streitpunkt, der die beiden Parteien schuf, und **das** nährt sie bis auf den heutigen Tag. — Die Whigs sind so gute Republikaner, wie die Demokraten — beide stehen fest auf dem Boden der demokratischen Verfassung und der bürgerlichen Freiheit und beide wollen niemals etwas Anderes. Aber die Whigs betrachten sich als Träger des konservativen Princips in dem Verfassungswerke — sie wollen keine Schwäche der Föderalgewalt zu Gunsten der Souveränität der Einzelstaaten, sie streben beständig einer weitern Decentralisation entgegen, weil sie sie für die Dauer der Union und ihre Machtstellung nach Innen und Außen Gefahr bringend halten. Die Demokraten ihrerseits suchen beständig den Einzelstaaten ein größeres Maß von Selbstständigkeit und Willensfreiheit zu vindiciren. Sie fühlen sich beengter in den Banden der Föderalverfassung, als sie glauben, daß es gut sey. Sie vereinigen das feurigste Yankeeblut unter ihrem Banner, das die ganze Welt der Republik erobern möchte und die Freiheit in Handel und Gewerben, in Schifffahrt und andern nationalen Beziehungen unverkümmert obenan gestellt wissen will. In der Demokratie sind alle Männer des „Go a head" vereinigt: des „Immer zu! Immer drauf!" Die Whigs hingegen vertreten vorzugsweise das Kapital, die Interessen des großen Erwerbs, der heimischen Fabrikation, der Eisenbahnen, der Kanäle, der Banken und eine vorsichtige, kluge, auf Erhaltung des Friedens gerichtete Politik nach Außen. Sie treten, möchte man sagen, vornehmer, diplomatischer auf, als jene, und fügen sich den im internationalen Verkehr hergebrachten Formen williger. Die demokratische Partei hingegen hat in dieser Beziehung ein viel rauheres Gepräge. Sie macht sich wenig Skrupel in der Politik, verfolgt ihr Ziel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf kürzestem Wege, stellt, ohne Heuchelei und ohne Verlarvung, das amerikanische als das eigene Interesse stets keck in den Vorgrund und kümmert sich wenig oder nichts um das Urtheil und die Ansichten der übrigen Welt. Sie ist sich der Machtstellung ihrer Nation vollbewußt und vom Vorgefühl durchdrungen, sie sey zur Erlösung der übrigen Welt von Alleinherrschaft und Absolutie, wenn nicht zur Weltherrschaft berufen. Dies macht sie stolz, ruhmredig, herausfordernd; sie setzt sich hinweg über die konventionellen Schranken der Sitte und der Höflichkeit, ja, sie findet viele Formen der europäischen Gesellschaft ungenießbar oder lächerlich. Freier, offener, großmüthiger, weitherziger als der Whig, gilt dem Demokraten die Demokratie selbst als das Höchste, als das dem Staate, wie dem Bürger, Ersprießlichste; er macht mit Eifer und Hingebung Propaganda für seine Partei und ihre Grundsätze nicht weniger um ihrer selbst, als um seines Vortheils willen. Ja, er würde den Demokraten selbst dem Amerikaner voranstellen, wenn er sich beide nicht als Eins dächte; jedenfalls stellt er den Gentleman beiden nach. Unter der Fahne der Demokratie schaaren sich viele der größten Talente, die feurigsten, fähigsten Köpfe, die reichsten, edelsten Geister; aber auch die rohesten der Volkselemente und der ganze Janhagel der Union. Ihr gehören all die Abenteurer und Tollköpfe, welche durch Dünn und Dick gehen, ohne viel nach Recht und Gesetz zu fragen; in ihrem Schooße werden die Pläne geboren für Krieg und Eroberung auf eigene Faust; dort brüten die Geister die Wiedergeburt des Flibustierwesens aus, um fremde Länder mit tollkühnen Freischaaren zu ergattern; dort rathet die permanente Verschwörung bei hellem Tage, welche das Feuer des Aufstandes schürt überall, wo sie Brennstoff aufgehäuft, Unterdrückung und Knechtschaft findet. — Aber beide Parteien — Demokraten und Whigs, — sind patriotisch durch und durch; und so verschieden auch ihr äußeres Wesen sich kund gebe in vielen Dingen, — so stehen doch beide unabänderlich und unerschütterlich auf demselben Boden: der Unionsverfassung. Ueber wirklich fundamentale Dinge ist zwischen ihnen kein Streit, keine abweichende Meinung berührt das Leben des Gesammtstaats, — die Verfassung gilt der einen, wie der andern Partei als ein heiliges, unantastbares Gut, und wo immer in der Hitze des Streits die eine aus dem rechten Geleise weichen will, wird sie von der allmächtigen öffentlichen Meinung alsbald in dasselbe zurückgeführt. Es ist gleichsam ein Dogma in dem politischen Glauben aller Amerikaner ohne Unterschied, daß die Unionsverfassung die Mutter und Quelle ihrer beispiellosen Wohlfahrt, ihres Wachsthums, ihrer Größe und Macht sey, durch welche sie die Völker und Fürsten der alten Welt mit Erstaunen, Hoffnung und Furcht erfüllen. Wenn alle Parteien in tödtlichem Hader unter einander befangen scheinen, vereinigt sie der Ruf: „The Constitution for ever!" unfehlbar wieder. — Das eben unterscheidet das amerikanische politische Leben so vortheilhaft von jenem in den europäischen konstitutionellen Monarchien, in welchen, sey es von den Fürsten, sey es von den Landständen, auf eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weise an den Verfassungen herumexperimentirt wird, welche zeigt, daß noch gar kein fester Boden vorhanden ist, auf welchem irgend wer sich wohl oder sicher fühlen könnte. —

Und nun schüttele den Staub von Deinen Füßen und lasse es Dir gefallen, daß ich Dich in das Kapitol und in die Halle der Repräsentanten führe, wo zwar kein Thronsessel, aber ein Altar der Freiheit steht, an dem die Weisen und Helden, ein Washington, Franklin, Jefferson und Madison als Oberpriester dienten.

Die allgemeine Beschreibung des Kapitols, von der äußern Ansicht desselben begleitet, ist im 1. Bande meines Buchs (S. 57) zu lesen. Die Repräsentantenhalle befindet sich im südlichen Flügel. Es ist ein halbkreisförmiger Saal mit gewölbter Decke, der sein Licht durch eine Reihe hoher Bogenfenster empfängt. Im Fond des Halbzirkels befinden sich die Bänke der Volksboten. Sie sind gegen die Tribüne des Sprechers (des Präsidenten) gerichtet, vor der eine Tafel steht, an welcher die Sekretäre sitzen. Hinter der Tribüne, und zur Seite derselben, getragen von Säulen korinthischer Ordnung, ist die Gallerie der Zuhörer.

Wir steigen die Freitreppe am östlichen Portico hinan. Noch hat die Sitzungsstunde nicht geschlagen. Wir haben Zeit, die Aussicht von der Platform zu genießen. Zu unsern Füßen ist der Kapitolplatz (Capitol-Square) mit seinen großen Gebäuden, und aus dessen Mitte läuft in schnurgerader Richtung die prächtige Kapitolstraße 2 Meilen lang fort, während nach rechts und links, fächerförmig, andere Straßen ausgehen. Die prächtigsten derselben sind die Avenuen von Pennsylvanien und Maryland, welche, bei einer Breite von 150 Fuß und einer Länge von mehren Meilen, mit den schönsten Anlagen in Paris, Berlin und Petersburg wetteifern können. Der Potomac, welcher seine Wogen seeartig ausbreitet, bespült die Stadt in Ost und Süd, und jenseits der spiegelnden Fluth findet das Auge einige mit Landhäusern und Gartenanlagen bedeckte Hügel als Ruhepunkte, nordwärts aber umrahmen die blauen Gebirge von Blue-Ridge die Vista. Breite Kanäle durchziehen die Stadt und tragen Boote und Schiffe. Die Eisenbahn von Baltimore mündet auf der Pennsylvania-Avenue unweit des Kapitols und fünfzehn Telegraphendrähte, die nach allen Richtungen fortgehen, sind beständig in Bereitschaft oder in Thätigkeit, um an das Ohr des Volks jedes bedeutende Wort zu tragen, welches aus dem Munde seiner Boten geht. Das ungeheure Gebiet der Freistaaten hat im Kapitol den föderalistischen Mittelpunkt. Hier sist der Hauptsitz des Gesammtlebens, hier fühlt man seinen Herzschlag und hier wird die Einfachheit eines Staatsorganismus klar, der seine Festigkeit, Dauer, Zweckmäßigkeit und Lebenskraft über jegliche Erwartung bewiesen hat.

Die Zeit der Sitzung kommt heran und die Scene wird belebter. Es sind meistens ältere Herren, in gewöhnlicher anspruchsloser Kleidung, welche die Freitreppe des östlichen Portals hinaufsteigen und durch die Pforte, welche zur großen Rotunde führt, ins Innere treten. Die meisten kommen zu Fuß, andere in Fiakern, manche auch in einspännigen Cabs, die sie selbst führen. Man sieht keine Karossen mit buntfarbigen Wappenschildern und goldge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stickten Jägern und Lakaien; keine Orden und Sterne; keine Neugierige; keine Sicherheitsbeamten, die auf jede Bewegung der Gaffer und Begafften achten; keine Wachen an den Pforten; keine Gensdarmen auf dem Platze; keine Uniform in der ganzen Umgebung. So anspruchslos und einfach, so alltäglich, ruhig und still ist's vor dem Kapitol, wie auf den Straßen des stillen Washingtons. Das Bürgerthum der großen Republik ist keine Phrase; es trägt das Bürgerkleid überall und kennt kein anderes.

Wir folgen einem Abgeordneten durch die Rotunde, in welcher die Statuen der großen Männer der Union von ihren Piedestalen herab ernst und mahnend auf die Vorübergehenden schauen, und treten durch eine Flügelthür in den Korridor, an dessen Ende eine Treppe ist, die zur Gallerie führt. Die Gallerie ist die Glanzpartie des Hauses. Die geschmackvolle Anordnung, die geräumigen und bequemen Sitze lassen den Eintretenden sogleich erkennen, daß das Publikum hier für Etwas mehr gelte, als die Zuhörerschaft einer deutschen Ständekammer. Die Gallerie ist gewissermaßen die Loge des Souverains — des Volks.

Die Anordnung im unteren Raume des Saals, wo die Repräsentanten versammelt sind, ist so zweckmäßig, wie einfach. Die Sitze sind von braunem Holz, gepolstert, alles Schmucks bar. Der Fußboden ist mit Teppichen belegt. Gleichwohl wird uns diese Rotunde so ehrwürdig erscheinen, als die Thronsäle der mächtigsten Herrscher und Könige; denn hier hat die feste Bürger-Hand die Geschicke eines großen Reichs, mit Weisheit und beispiellosem Erfolg geleitet. —

Die Bänke haben sich allmählig gefüllt. — Der Sprecher des Hauses besteigt die Estrade und läßt sich auf seinem Sessel nieder. Es ist ein frischer Greis; milder Ernst sieht aus seinen blauen Augen und um die vom Nachdenken gefurchte Stirn spielen dünne weiße Locken. Seine grobknochigte Rechte hält ein Papier. Er erhebt sich. Schweigen herrscht in der Versammlung. Die Sitzung ist eröffnet.

Eine Frage der äußern Politik steht auf der Tagesordnung des Kongresses. Der Präsident nennt einen Namen. Am Ende einer der vorderen Bänke richtet sich ein Mann auf — er scheint ein rüstiger Sechziger zu seyn, — eine breitgeschulterte, stämmige, kräftige Figur mit gutmüthigem Ausdruck, einen Zug feiner Satyre um die Winkel des vollen Mundes. Es ist General Caß, als Patriot wie als Redner gleich geehrt. Er spricht gegen die Uebergriffe der Engländer auf der Musquitoküste und schließt seine Philippica mit dem energischen Rath, ein Paar Fregatten abzusenden und sie hinaus zu werfen. „Was hat die Regierung dieser Republik gethan, zur Wahrung ihres Grundsatzes, keine neue Niederlassung der Europäer auf unserm Kontinent zu dulden? Sie antworte!" Sie läßt sich's nicht zweimal sagen. Von der Bank gegenüber erhebt sich ein schlichter ältlicher Mann, dem Ansehen nach ein Farmer. Arbeit, Sorge und Jahre haben sein Gesicht in Falten gelegt; aber unter seinen buschigten, dicken Brauen blitzen ein Paar Augen, welche Schärfe des Verstandes und Leidenschaft zugleich verrathen. Humor und Spott liegen um seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

breiten Mund und die hochgewölbte Stirn kennzeichnet den fertigen Denker und den umfassenden Geist. Webster ist's, der Minister des Auswärtigen. Er rechtfertigt die Handelsweise der Regierung in einer glänzenden Rede aus dem Stegreife; er äußert sich über die internationalen Verhältnisse mit einer Freimüthigkeit und Offenheit, vor welcher die Diplomaten der alten Schule erblassen würden. — Ihm folgt ein Greis, eine hagere, ernste Gestalt, um deren Haupt ein Paar spärliche, weiße, glatt herabgekämmte Haarlocken wehen. Das ist Henry Clay, der Mann des Südens, der Nestor der großen Staatsmänner der Republik, der Freund Washingtons und Jeffersons. Der große Kentuckyer ist unstreitig das erste Rednertalent; aber mehr als das hat ihn in der Achtung seines Volks und der Zeitgenossen seine politische Weisheit, sein Patriotismus und seine seltene Uneigennützigkeit gehoben. Die Kandidatur der Präsidentenwürde lehnte Clay allemal ab. Es ist etwas Ehrfurchterweckendes in seiner Erscheinung. So müssen die strengen, großartigen Gestalten des republikanischen Roms gewesen seyn, die ruhig den Feind und den Tod auf ihren Sitzen erwarteten *). — Wer ist aber der lebhafte Rundkopf dort mit dem struppigten Haar und dem Knebelbart à la Haynau, der jetzt aufsteht? Scott, der Held von Buena-Vista ist's, das erste militärische Talent der Union. Scott war bei der letzten Präsidentenwahl der Kandidat der Whig-Partei, welche, nach langem Schwanken zwischen ihm und Webster, fast alle Stimmen auf Scott vereinigte. —

Es sind der Männer noch viele im Kapitol des westlichen Roms, welche der Amerikaner mit Stolz seine Repräsentanten nennt; aber was nützte es, wenn ich sie Euch alle zu zeigen wüßte! Nicht die einzelnen Menschen sind's, die unser tiefes Interesse erregen; das Große ist's, die Gesammtheit, wie es die aufgehende Sonne, nicht der einzelne Lichtstrahl ist, was uns entzückt: — die Sonne, welche den jungen Tag weckt, das Treiben des Lenzes schafft und unser Gefühl zur Bewunderung des Schöpfers und zur Anbetung leitet. —

Wer ist's, der sich der Theilnahme wird enthalten können, wenn er unbefangen vor diesem Staatsbau steht, wo die Ebenbürtigkeit unter allen seinen Bürgern waltet, wo aller Unterschied der Stände aufgehört hat, wo alles Vorrecht dem Verdienste gewichen ist, wo die Selbstregierung der Gemeinde Wahrheit ist und ein Fundament der Selbstregierung für den ganzen Staat? — Wer kann sich des Beifalls enthalten bei Betrachtung eines Staatsgebäudes, das der Instinkt der Freiheit und Vernunft aufgeführt hat mit einer Einfachheit und Folgerichtigkeit, die nicht vollkommener gedacht werden kann? eines Staatsgebäudes, sage ich, wo keine Spur zu finden ist von einem besondern Recht und Privilegium, wo kein einheitlicher Bundesstaat durch Centralisation die Freiheit würgt, sondern ein Staatenbund besteht, in welchem das Streben jedes Einzelstaats, seine Souveränität neben der Ober-

*) Webster und Clay sind seitdem beide geschieden, und noch trauert das Volk um die großen Bürger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewalt der Föderation zu wahren, die Waffen der Freiheit beständig übt, und wo jeder einzelne Mensch im Staate die möglichste eigene Unabhängigkeit fest behauptet? — wer kann, sage ich, ohne die lebhafteste Theilnahme diese große Republik betrachten, die, ächtbürgerlicher Natur, nicht aufgebaut scheint nur für ein Land und ein Volk, sondern für die ganze neue Welt?

Ich kann diesen Aufsatz nicht schicklicher endigen, als mit dem Schluß der Abschiedsbotschaft, welche der Präsident Fillmore an den Kongreß am 6. December v. J. richtete. — „Wir erfreuen uns" — sagt er — „ der Segnungen einer freien Regierung, und kein Mann, der ein amerikanisches Herz im Busen trägt, würde seine Freude verhehlen, wenn diese Segnungen auf alle andere Völker ausgedehnt würden. Wo irgend der Unterdrückte mit seinem Bedränger kämpft, da ist allemal unsere innigste Theilnahme dem erstern gewiß und wir wünschen ihm auf's Lebhafteste den Sieg. Wenn wir demungeachtet, vom Anbeginn unserer Republik bis auf den heutigen Tag, uns grundsätzlich von aller Einmischung in die innern Angelegenheiten anderer Völker fern gehalten haben, so ist die Folge davon gewesen, daß unser Land seine friedliche Bahn zu Gedeihen und Wohlfahrt ohne Beispiel fortwandelte, während Europa in verheerende Kriege und in alle Leiden, bald des Despotismus, bald der Anarchie, verwickelt war. Jetzt, wo uns Europa, vermöge der Dampfschifffahrt, bis auf wenige Tagereisen näher gerückt ist, müssen wir nothwendig seinen Bewegungen größere Aufmerksamkeit schenken; aber so wenig wie der Rath weise seyn würde, daß wir Brüderschaft mit Potentaten machen sollen, um das „Gleichgewicht der Macht" aufrecht zu halten, so wenig wäre es verträglich mit dem Grundsatz der internationalen Gerechtigkeit und staatsmännischer Weisheit, unsern Arm zu erheben in der Absicht, die Monarchien in Europa umzustürzen und an ihrer Statt republikanische Staatseinrichtungen einzuführen. Möge uns Frankreichs Beispiel als eine Warnung dienen! Nicht Revolutionen allein, am wenigsten aber solche, welche fremde Waffen unterstützen, führen die Völker zur Freiheit. Erinnern wir uns, daß unsere eigenen freien Staatseinrichtungen, welche uns so glücklich machen, auch nicht bloß Kinder unserer Revolution sind. Sie hatten — mögen wir dies nie vergessen! — ihre Wurzel in den Freibriefen, bei denen die englischen Kolonien in der Selbstregierung erwuchsen, und unsere Revolution befreiete uns nur von dem ausländischen Königthum, als dessen Regierung unsern freien Einrichtungen nicht mehr entsprach. Bis die europäischen Völker für die Selbstregierung geschult sind, muß, glaube ich, wie bisher, so auch jede künftige Anstrengung, dieselbe durch blutige Revolutionen zu erringen, mißlingen. Wenn die Freiheit nicht nach ihren Rechten und Pflichten von den Völkern klar und deutlich erkannt ist, und der gesetzlichen Regelung, übereinstimmend mit den Volksbegriffen, entbehrt, schlägt sie in Anarchie um, der allemal die scheußlichste Despotie nachfolgt. Unsere eigene politische Aufgabe bleibt es daher, uns selber weise zu leiten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und beständig solch ein Beispiel nationaler Gerechtigkeit, allgemeiner Wohlfahrt und wahren Ruhms zu geben, daß andere Nationen daran die Segnungen der Selbstregierung, die Macht und Kraftentwickelung, welche eine solche ermöglicht und das unvergleichliche Gedeihen eines wahrhaft freien Volkslebens erkennen und den langen Weg voll Mühe und Selbsterziehung nicht scheuen, der uns dahin geführt hat".

„Die Union durchlebt jetzt eine Periode des Fortschritts, wie er in der Weltgeschichte ohne Beispiel ist. In dem abgelaufenen halben Jahrhundert hat sich die Anzahl unserer Staaten nahezu verdoppelt, die Volksmenge sich vervierfacht, das Nationalvermögen ist um weit über das Zehnfache vergrößert und unsere Grenze vom Mississippi bis zum Stillen Ocean gerückt. Unser Gebiet, an natürlichen Schätzen so unermeßlich reich, und mit allen Mitteln für den Erwerb und für den Comfort des Lebens gesegnet, ist mit einem Netz von 17,000 Meilen Eisenbahnen durchzogen und wird von 4000 Meilen Kanälen durchfurcht, 2500 Dampfschiffe bedecken unsere Ströme, unsere Seen, alle Meere; unsere Segelflotte ist an Zahl und Trächtigkeit die erste der Welt geworden. Die erfinderische Begabung in unserm Lande ist aufs Höchste gespannt, und die zahlreichen Gesuche um Patente für wichtige Entdeckungen und Verbesserungen in allen Gebieten der angewandten Wissenschaft zeichnen das große Volk vor allen andern aus. Der Genius eines Amerikaners hat es den Menschen ermöglicht, gegen Wind und Wellen zu steuern, der Geist eines andern hat für die Mittheilung der Gedanken den Raum vernichtet. Das ganze Land ist voll der kühnsten Unternehmungen, gegen welche die Wunder der alten Welt ganz verschwinden. Unsere Schulen gewähren die Fülle des Unterrichts dem ganzen Volke, welches in der Intelligenz Aller den stärksten Hort der Freiheit sieht, unsere Betriebsamkeit häuft den Luxus und die Bequemlichkeiten des Lebens zusammen, und unser Reichthum, das Produkt unsers rastlosen Fleißes, gibt die Mittel her, es zu verschönern und zu veredeln".

„All dies überschwängliche Wohlergehen verdanken wir allerdings zum Theil unserer eigenthümlichen Lage, unserm fruchtbaren Boden, unserer verhältnißmäßig noch dünnen Bevölkerung. Aber das Meiste kommt — das wissen wir Alle, — doch auf Rechnung der volksthümlichen Staatseinrichtungen, unter denen wir leben, auf Rechnung der wohlfeilen, scharf kontrollirten Selbstregierung, die nichts vergeuden kann von dem Vermögen des Volks zu läppischen, unnützen, oder volksfeindlichen Zwecken; es kommt auf Rechnung des Umstandes, daß Jeder seine Fähigkeiten zu ehrlichem Erwerb und Fortkommen ganz ungehindert gebrauchen kann, daß Jedermann seine Freiheit, sein Eigenthum, seine Person, der Staatsgewalt gegenüber, gesetzlich und vollkommen sicher gestellt weiß, und Jedermann der Ueberzeugung voll ist, daß seine Regierung, die er selbst gemacht hat, überall gleichen Schritt mit den Wünschen, Interessen und Fortschritten des Volks hält und halten — muß. Und so mögen Sie mir, nahe dem Tage, wo ich die Macht und Gewalt, die das Volk mir als den ersten Magistrat dieser großen Republik zuerkannt hat, in die Hände zurückgebe, aus denen ich sie empfangen, und ich wiederkehre in den Kreis des Bürgers und meines stillen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hauses, — es erlauben, daß ich Ihnen zu der beneidenswerthen Lage unseres geliebten Vaterlandes Glück wünsche. Mit der ganzen Welt leben wir in Frieden. Die Welt achtet unsere Rechte. Unsere hohe Stellung im Kreise der Völker wird uns willig zugestanden. Ja — wir dürfen es wohl ohne Ueberhebung sagen — die Summe der Wohlfahrt, die wir genießen, ist schwerlich jemals einer andern Nation zu Theil geworden. Und es ist nicht das Geringste, daß wir hinzusetzen dürfen: — nicht bloß die Bürger dieses Staats erfreuen sich dessen, sondern auch die Menschheit: — denn geöffnet sind die Pforten unseres Reichs allen Bedrängten und Verfolgten dieser Erde als eine unantastbare Zuflucht, und dem Wanderer aus der alten Welt, deren Menschenströme sich von Jahr zu Jahr mit immer höher schwellenden Fluthen in die neue ergießen, zeigen sie sich als die Schwelle einer neuen und glücklicheren Heimath".

Welcher unter meinen Lesern fühlt nicht den schneidenden Gegensatz dieser „präsidentvollen Thronrede" — mit den Zuständen und der Lage mancher andern Reiche — wie wird ihm dabei zu Muthe? — Dem Jahre 1852, „dem Jahre des rothen Gespenstes", das keine einzige seiner Vorhersagungen erfüllt hat, ist ein anderes gefolgt, und neue Schreckbilder der Zukunft ängstigen das kaum beruhigte Geschlecht. Bleich und aufgeregt, als wäre ihm der Geist Banquo's erschienen, raunt es sich seine Besorgnisse einander zu, während die officiellen und officiösen Zuversichtsprediger aller Orten beflissen sind, die Furcht zu verscheuchen, welche sich der Gemüther bemächtiget. Was kann es nützen? Trotz Aller Zusprache, begreift die instinktartige Furcht der Menschen das Drohende der Situation, welches anzuerkennen der politische Verstand sich vergeblich sträubt. In der Stellung der Mächte zu einander, in der Unruhe der Massen, in den Zahlen der Budgets, in den beständigen Rüstungen, in der unheimlichen, geheimnißvollen Thätigkeit der Kabinette, in der wachsenden Spannung aller Verhältnisse, in der Gereiztheit der entscheidenden Persönlichkeiten und in so vielen Ereignissen und Erscheinungen, deren Bedeutung der Beobachtung nicht entgeht, gibt sich der tiefe Ernst der Lage vollkommen zu erkennen, und die erzwungene Miene von Zuversichtlichkeit, die sie in gewissen Kreisen verschleiern soll, ist keineswegs geeignet, alle Besorgnisse zu zerstreuen. — —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VIETRI
Italien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXVII. Vietri.

Vor dem Fels, dem steilen, rauhen,
Liegt des Golfes blanker Guß,
Nichts bewegt den stillen;
Und aus seinem Spiegel schauen
Freundlich an dem Felsenfuß
Fischerhütt' und Villen.

Höher, auf des Felsens Haupte,
Auf dem duftumflognen, blühn
Die Orangenhaine;
Höher glühn der Burg umlaubte
Fenster, wo das Rebengrün
Schmückt die grauen Steine.

Luna's feuchte Augen grüßen
Träumerisch die Spiegelfluth
Vom Gewölk umzogen;
Und in tiefen Meergrund schließen,
Wie ein liebgehegtes Gut,
Luna's Bild die Wogen.

Die Gegend von Neapel, mit ihren wilden und malerischen Ufern, Schluchten, Felsen, Bayen, Seen, Solfataren, Eilanden, Höhlen und Grotten, „wo Geschichte und Fabel zusammen wohnen", jene Landschaft, zu deren Preis Poesie und Malerei in allen Zeiten mit einander wetteiferten, ist eine merkwürdige Schädelstätte der Völker und ihrer Mythen, ihrer Kulten und ihrer Künste. Die Sybillen, Virgil, Cumä, Bajä, die phlegräischen Felder und der Avernus, der Pausilipp und die Thore von Pästum, Herkulanum und Pompeji, die lebendig begrabenen Städte, und der Vesuv sind eben so viel Markſteine für Erinnerung und Betrachtung. Phönizier, Carthager, Griechen, Römer, die Barbaren aus Nord und Oſt, die Gothen, Vandalen und Hunnen, die Araber und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Normannen, die Schwaben und Franzosen, die Spanier und die Deutschen haben alle hier gelebt und geendet. Wie manche Konglomerate aus den Trümmern aller ältern Erdrinden zusammen gesetzt sind, so ist auch das neapolitanische Volk eine wunderliche Mischung aller der Völker geworden, welche auf seinem Boden, kolonisirend oder erobernd sich niederließen, herrschten und vergingen. Nur ein Zug ist allgemein und macht das eigentliche typische Gepräge des Neapolitaners aus. Der Pfaffenstempel ist der Physiognomie der Volksmassen aufgepreßt — krasser, religiöser Aberglaube, Stumpfsinn, Fetischmus und Bigotterie gucken aus allen Augen. Neben dem Pfaffenstempel drückte die leibliche Zwingherrschaft ihr Siegel auf und beide zusammen haben das Volk zu einer nichtsnutzigen Race heruntergebracht, welche, alles Selbstgefühls ledig, in schweigsamer Unterthänigkeit seinen geistlichen und weltlichen Tyrannen die Fußsohlen küßt und jeden Versuch edlerer Naturen, der darauf gerichtet ist, die geistliche und politische Knechtschaft, in der das Volk verstrickt ist, von ihm zu nehmen, zur Thorheit stempelt.

Ueber das Land Neapel hat indeß die Natur ihr Füllhorn so reichlich ausgeschüttet, daß der Bewohner wegen seines leiblichen Daseyns unbekümmert seyn darf, und darum trägt er, bei seinem angebornen Leichtsinn, an der Last der Verworfenheit auch nicht schwer. Die Wenigsten fühlen sie und empfinden ihren Druck. Die Wünsche des gemeinen Volks drehen sich um die Befriedigung sinnlicher Genüsse und Gelüste, und diese kann es mit wenig Mühe befriedigen. Für höhere Freuden hat es kein Bedürfniß.

Vietri's Umgebung gehört in den Cyklus der Landschaften um Sorrent, der allgepriesenen. Nicht allein ihrer Anmuth wegen sind sie gefeiert, sondern auch wegen der Frische und Gesundheit ihrer Luft. Rings von Felsgebirg, vulkanischen Ursprungs, umschlossen, das zugleich Schutz und Kühlung gewährt, werden sie von Neapels Aerzten Vielen zum Aufenthalt empfohlen, welche unter dem milden Himmel Hesperiens Linderung ihrer Leiden suchen. Um Vietri machte Salvator Rosa seine Studien, und für die Maler der Nordländer ist die Gegend beständig eine unerschöpfliche Fundgrube der Schätze, welche sie in ihren Mappen in die Heimath tragen.

Das heutige Vietri ist ein Flecken mit städtischen Rechten. Von hoher Felszinne schaut eine alte Normannenburg auf das Meer und die Schlucht herunter, in die sich der kleine Ort gebettet hat. Ein Arm des Meers reicht fast bis an den Flecken und bildet einen kleinen, in alter Zeit belebten, sichern Hafen. Aber schon seit lange sind Handel und Verkehr von hier geflohen und die trägen Bewohner besitzen kaum noch ein Paar schlechte Barken zum Fang der trefflichen Fische, welche alle Buchten und Winkel dieser Küste beleben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(Die Fraueninsel) (Die Herreninsel)

DER KÖNIGSSEE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXVIII. Der Königsee. *)

Auch der Norden hat seine Eden. Gönnt Neapel den milden Himmel, die lauen Lüfte, das blaue Meer mit seinen lieblichen Inseln, seinen Feuerberg, seine duftenden Orangenhaine, seine feurigen Reben: im Besitze der Alpenwelt darf der Deutsche kein Land um die Schönheiten der Natur beneiden.

Dieses reizende Bild aus den deutschen Alpen ist nur Eins von Tausenden.

Von dem mit dem prächtigsten Grün überkleideten Hügel des Vorgrunds siehst Du in ein weites Thal, dessen ganze Fläche, bis dicht unter Deinem Standpunkte, mit einem prächtigen Wasserspiegel ausgegossen ist, welchen die schillernden Farben des Smaragds und Malachits durchleuchten. Reizend geformte Eilande tauchen empor wie die Nymphen des Sees. Sie sind mit Obsthainen bepflanzt, aus denen bald ein Kloster, bald ein Kirchlein herausssieht, bald ein schmucker Landsitz, weiß, mit grünen zierlichen Gallerien und Fensterläden; oder ein stattlich Gasthaus mit vorspringenden und buntbemalten flachen, steinbelasteten Giebeln, das schon aus der Ferne der Gesellschaft winkt, die unter Musik und Gesang auf dem Dampfer die grüne Woge durchschneidet. — Unwiderstehlich zieht's Dich hinaus in's Boot, das Seethal hinauf. Die Ufer sind bald flach und mit Gehöften und Weilern besetzt, bald schroff und von bewaldeten Höhen überschattet. Dort tritt ein Felsenriff kühn in die dunkle Fluth; Du umfährst es und ein neues

*) Vergl. den Art. Berchtesgaden, S. 53, des VI. Bandes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bild überrascht Dich. Senkrecht und starr bauen sich die Ufermauern auf, und nur wenige Kiefern und Fichten, deren Kronen der Sturm längst abgestreift hat, wagten sich hinaus auf ihre Zinnen. Ueber diese erste Terrasse erhebt sich, weiter rückwärts, ein höheres Felsenstockwerk, über dieses ein drittes, viertes, fünftes, sechstes, deren Zacken hoch in den flimmernden Duft hinansteigen. Schneefelder ziehen in den Furchen herab, Wolkensäulen rauchen aus den Schluchten auf, ein mächtiger Gießbach bricht aus dem Felsbauch, und in der Ferne stürzt eine schäumende Wassersäule über die Bergwand nieder, geisterhaft eingehüllt in einen weißen Schleier. Sehnsüchtig blickst Du aus Deinem Nachen hinan, nach den umdufteten Höhen und schwelgst in den Vorstellungen von ihrer Herrlichkeit. Doch, erst dann, wenn Du selbst oben warst und herabschautest auf die Welt in der Tiefe, wenn Du dort oben geruht hast in den Strahlen der Abendsonne und Dir alles Menschliche verschwand vor der Größe Deiner Umgebung, wenn Du von den Gipfeln der ewigen Ruhe hinunter sahst in die Klüfte und Gründe, die Eis- und Felsblöcke ausfüllen, und Dich das Gefühl überkommen hat, als wärest Du auf den Straßen und Plätzen, auf den Thürmen und Mauern einer ungeheuern Stadt, von Berggeistern bewohnt: dann erst wirst Du im Buche der Alpen lesen lernen. — Ein Erbauungsbuch ist's — und die Gebete, die Du daraus lernst, wirst Du niemals vergessen. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SAN JUAN DE NICARAGUA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXIX. San Juan de Nicaragua (Greytown)

in Mittelamerika.

Wenn man sich vom caraibischen Meere her der Küste von Nicaragua nähert, so erblickt man den langgestreckten Saum eines Waldes, der sich vom Rande des Oceans in das Land verliert und stellenweise von grasbedeckten Flächen unterbrochen ist. Im Hintergrunde, mehr oder minder tief im Innern, erheben sich Hügelreihen, von Bergketten überragt, und einzelne Gipfel, deren Kegelform an die vulkanische Natur des Landes erinnert, strecken ihre Häupter gen Himmel.

Diesen Küstensaum durchbricht der Abfluß des Sees von Nicaragua, der San Juan River (vgl. Univ., XIV. Bd., S. 211). Seine Mündungsarme bilden mehre kleine Buchten, und an der nördlichsten derselben liegt die aufblühende Stadt San Juan de Nicaragua, jetzt der wichtigste Hafen auf der ganzen Ostseite von Mittel-Amerika. Im Lande selbst heißt der Ort San Juan del Norte, zum Unterschiede von San Juan del Sur,*) einem im letzten Jahre entstandenen Hafenplatze am Stillen Ocean, an der kleinen Bai, die auch unter dem Namen La Concordia bekannt ist. Beide San Juan bilden die entgegengesetzten Endpunkte der Kommunikationslinie, welche kürzlich von der American Atlantic and Pacific Ship-Canal-Company zwischen beiden Oceanen durch Nicaragua eröffnet wurde und sich durch die Dampfschiffe nach New-York und San Francisco fortsetzt. Die Engländer, welche sich, die zukünftige Wichtigkeit dieses Landes erkennend, im Januar 1848 durch einen Handstreich in Besitz des östlichen Endpunktes setzten, haben den alten Namen San Juan de Nicaragua oder del Norte zu beseitigen und an dessen Stelle Greytown in Gebrauch zu bringen gesucht, an welchen sie den Begriff und die Rechte „einer englischen Ansiedelung" geknüpft haben wollen. Aber obschon dieser Name der im englischen Kolonial-Amte allein gebräuchliche ist, so hat es doch nicht gelingen wollen, ihm im Lande selbst Anerkennung zu verschaffen, und er hat so wenig Aussicht auf Bestand, als die englische Okkupation selber, die ohne Zweifel bald genug vor dem gewaltigern nordamerikanischen Einflusse wird weichen müssen.

*) Mar del Norte — Nordmeer — ist eine spanische Bezeichnung des Atlantischen, wie Mar del Sur — Südmeer — eine Bezeichnung des Stillen Oceans ist. San Juan del Norte und San Juan del Sur ist also so viel als San Juan am Atlantischen und San Juan am Stillen Ocean.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So sehr die Natur das Innere von Nicaragua begünstigt hat, so würden doch diese Vorzüge allein dem Küstenpunkte San Juan nicht die Bedeutung geben können, die er seit Kurzem gewonnen hat und die mit jedem Jahre schwerer in die Wagschale der Verhältnisse fällt, welche dem Verkehr der Welt und ihrer Völker neue Bahnen bereiten. Mit der Entdeckung der Schätze Kaliforniens und der Aufnahme dieses Landes in die Union der Vereinigten Staaten ist der Strom der Kultur und Ansiedelung in andere Richtungen getreten, und durch das nicht minder wichtige und folgenreiche Auffinden der Goldfelder Australiens ist für den Verkehr der Atlantis mit den Ländern des Großen Oceans das Bedürfniß neuer Straßen entstanden. Diese Alles dominirenden neuen Verhältnisse geben Mittelamerika eine Bedeutung, welche von weiterblickenden Geographen und Politikern schon seit Jahrhunderten voraus erkannt worden ist, aber erst jetzt in die Wirklichkeit tritt, und die das höchste Interesse Aller in Anspruch nimmt, welche nicht mit indolenter Gleichgültigkeit auf das Ringen, Zerstören und Neugestalten einer Zeit schauen, die ohne Vergleich größer, gewaltiger und folgenreicher in ihrem Schaffen ist, als alle Vergangenheit. Schon ehe in den letzten Jahren die Zauberer Gold und Yankeethum das elende mexikanische Dorf San Francisco in eine prächtige Großstadt und einen Handelsplatz vom ersten Range umgewandelt hatten, waren Schifffahrt und Geschäfte der Europäer und Nordamerikaner im Stillen Meere in raschem Wachsen. Noch in den 20er Jahren tauchte der alte verschollene Plan der ersten Eroberer, den schmalen Landstreifen, welcher, einer Brücke gleich, die weiten Kontinente von Nord- und Südamerika verbindet, zu durchgraben und der Schifffahrt eine Straße aus einem Weltmeere in das andere zu eröffnen, aus der Vergessenheit auf. Er wurde eifrig besprochen und geprüft. Ein sehr warmes Interesse dafür zeigten die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit gutem Grunde. Die Vortheile der Ausführung des großen Gedankens mußten vorzugsweise der Union zufallen. Sie mußte weit mehr als alle andern seefahrenden Völker zusammengenommen dabei gewinnen; eine Kanalisirung des Isthmus mußte ihr Uebergewicht in der Schifffahrt und im Welthandel entscheiden. So wäre es selbst ohne die Einverleibung Kaliforniens gewesen. Aber mit diesem, in seiner Tragweite gar nicht zu ermessenden Ereignisse hat jede wesentliche Abkürzung des Wegs zwischen der Ost- und Westseite der Union einen unberechenbaren Einfluß auf die Entwickelung der großen, schon zur Weltmacht von erstem Range emporgestiegenen, Republik und ihres diktatorischen Einflusses auf die Gesammtheit der Weltverhältnisse. Die Frage der Verbindung beider Oceane ist aus einer Frage des Welthandels zugleich eine unmittelbare Frage der Weltpolitik geworden, — eine Frage nicht der Rivalität zwischen Europa und Amerika, denn diese ist schon keine Frage mehr — sondern des Uebergewichts des einen oder des andern, und zwischen ihren beiderseitigen politischen Systemen. Es ist die Frage, was gelten soll in Zukunft auf dem civilisirten Erdkreis: — ob die fürstliche Alleinherrschaft, oder die bürgerliche Selbstregierung, ob die Monarchie oder die Republik. Um die Veränderung, welche die Eröffnung eines Schiffkanals durch den Isthmus, über den Nicaragua- und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Managuasee in den Verhältnissen des Welthandels hervorbringen würde, zu würdigen, darf man nur allbekannte Thatsachen in's Auge fassen. England hat für seine Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Canton 15,600, nach Calcutta 13,500, nach Singapore 14,300 engl. Meilen; New-York, auf demselben Wege 17,100, 15,000 und 15,800 Meilen. Durch den projektirten Kanal dagegen würde England für dieselben Punkte 15,800, 17,400 und 16,600, New-York 12,600, 14,000 und 13,200 Meilen haben. Ist bisher England im Vortheil, so würde durch den Kanal New-York in weit größeren Vortheil kommen. England würde mit Benutzung des Kanals gegen den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach den drei genannten Punkten 200, 3900 und 2300 Meilen mehr haben, New-York aber 4500, 1000 und 2600 Meilen weniger. Auf gleiche Weise fällt die Rechnung für den Verkehr mit Valparaiso, Callao, den jetzt so wichtigen Sandwich-Inseln und Australien gänzlich zum Vortheil der Vereinigten Staaten aus. Aber noch viel auffallender muß er uns erscheinen, wenn wir erwägen, daß der einstige Schwerpunkt für die schon fast allmächtig gewordene Republik nicht in den Großstädten der Atlantischen Küste, nicht in New-York, und würde es größer und reicher als London, sondern in San Francisco zu suchen seyn wird, dem jungen Riesen, an dessen Wiege schon jetzt alle Völker der Erde friedlich und brüderlich sich die Hände reichen, und wo man zu Gott betet in allen Sprachen und allen Kulten. Doch ganz abgesehen von diesen künftigen Dingen, in deren Gefolge die Umwandlung aller jetzt bestehenden Verhältnisse geht, ist schon die Eröffnung eines bequemern und wohlfeilern Transports nach Kalifornien, dem Eldorado, durch Mittel-Amerika eine gar folgenreiche Angelegenheit. Es ist diese Eröffnung bereits auf zwei Linien, der Linie von Panama und der Linie Nicaragua, ins Werk gesetzt, und die letztere, nämlich von San Juan del Norte nach San Juan del Sur, bietet so viele natürliche Vortheile dar, daß schon dadurch dem Lande seine Bedeutung gesichert wäre, selbst wenn man die Ausführung des Schiffkanals in dieser Richtung, oder überhaupt, nicht für wahrscheinlich hielte. Sogar nach Vollendung der Panama-Eisenbahn, die, zur größern Hälfte fertig, bis zum Herbste dieses Jahres in der ganzen Länge von Aspinwall nach Panama befahren werden wird, selbst wenn später auch der Isthmus von Tehuantepek von einer zweiten Eisenbahn durchschnitten und ein dritter, 1500 Meilen langer Schienenweg in der Richtung des großen Salzsees durch die ganze Breite von Nordamerika geführt seyn wird, könnte die Nicaragua-Wasserstraße sicher seyn, ihre welthistorische Wichtigkeit unangefochten zu behaupten. — Ein der großen Schifffahrt dienender Kanal, der beide Oceane verbindet, hat niemals einen Rivalen durch Eisenbahnen zu fürchten, und an einen zweiten Kanal in anderer Richtung ist gar nicht zu denken. Die Vorzüge der Bai von Fonseca sind unbestritten. Sie ist von der Natur selbst dazu bestimmt, der Ausgangspunkt für den Kanal zu werden, und in der Schifffahrt des Stillen Meeres wird sie einst eine Hauptrolle spielen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In diese Bai wird denn auch, dem Bauplane nach, der Nicaragua-Kanal geführt werden. In keiner andern Richtung würde er den großen Anforderungen genügen können, die an ein so außerordentliches Werk gestellt werden müssen. San Juan de Nicaragua ist sein natürlicher Ausgang auf der atlantischen Seite, in's caraibische Meer. Diese Feststellung des Kanaltrakts erforderte eine mehrjährige und schwierige Prüfung. Nicht weniger als fünf Punkte waren, seit die Spanier sich von dem Zusammenhange von Nord- und Südamerika überzeugt haben, für die Verbindung beider Weltmeere vorgeschlagen worden; nämlich: — der Isthmus von Tehuantepek im südlichen Merico, der Isthmus von Nicaragua, der Isthmus von Panama, der Isthmus von Darien oder Cupica, und der Isthmus des Rio Atrato. Diese letzte Linie liegt schon in Südamerika. Sie kann, obschon in neuester Zeit sehr warm empfohlen, mit der von Nicaragua niemals rivalisiren. Noch weniger ist dies bei dem Isthmus von Darien der Fall. Den Isthmus von Panama zu durchbrechen fällt jetzt keinem mit der topographischen Natur dieses Punktes bekannten Menschen mehr ein, und der Unternehmungsgeist wird schon hinlänglich versucht durch die Schwierigkeiten, welche der Bau der Eisenbahn bei der Uebersteigung der Wasserscheide auf der Strecke von Gorgona nach Panama gegenwärtig findet. Eben so wenig kann von einem Schiffskanal über den Isthmus von Tehuantepek die Rede seyn, seitdem dessen Terrain genauer bekannt ist. So bleibt der Isthmus von Nicaragua der einzige Punkt, wo die Ausführbarkeit eines solchen Werkes außer Zweifel steht.

Von der Ostseite kann man zu diesem Isthmus auf keinem anderen Weg als auf dem Rio de San Juan, dem Abflusse des Sees von Nicaragua, gelangen, an dessen Mündung das auf unserem Bilde dargestellte Städtchen liegt. Der Fluß selbst, obschon jetzt mit Dampfschiffen befahren, wird für große Seeschiffe niemals fahrbar werden. Darum soll der Kanal dem Flusse entlang geführt werden, ein Unternehmen von großen Schwierigkeiten, aber doch ausführbar. Der Nicaraguasee selbst ist hinlänglich tief für die größten Seeschiffe. Ihn mit dem Stillen Meere zu verbinden, ist sodann ein zweiter Kanal erforderlich, und dieser ist die Hauptarbeit bei dem großen Werke.

Man hat für die Verbindung des Nicaraguasees mit dem Ocean sechs verschiedene Linien nivellirt. Die südlichste sollte aus dem Rio Sapoá, der in den See fließt, nach dem Golf von Bolanos oder Salines hinüberführen. Weiter nördlich ist die Linie von der Mündung des Rio de las Lajas, der ebenfalls dem Gebiete des Sees angehört, hinüber nach San Juan del Sur, oder nach einem Küstenpunkte, Namens Brito, vorgeschlagen worden. In diesen Richtungen hat das Nivellement die Ausführbarkeit widerlegt. Nun kann aber der Nicaraguasee ohne große Schwierigkeit durch einen Kanal mit dem Managuasee verbunden und aus letzterem ein kurzer Kanal nach dem Stillen Meere geleitet werden. Drei Linien sind dafür geprüft worden, von denen die erste aus dem westlichsten Theile des Sees, der die Bai von Moabita genannt wird, südwestlich hinüber nach dem Golf von Tamarinda, die zweite aus derselben Gegend des Sees westlich nach dem Hafen von Realejo, die dritte endlich aus der nord-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

westlichsten Spitze des Sees in nordwestlicher Richtung nach der schon erwähnten geräumigen Bai von Fonseca oder Konchagua führen soll.

Diese letzte Linie ist die, welche sich als die beste auswies, obschon sie, von San Juan del Norte bis in die Fonsecabai gerechnet, die längste von allen ist. Es ist aber in dieser Richtung nicht der kleinste Hügel zu durchstechen, und auch die allgemeine Erhebung des Bodens auf der Wasserscheide zwischen dem See und der Bai ist mit Schleußen bequem zu übersteigen. Ein schiffbarer Arm der Bai, unter dem Namen Estero Real bekannt, schneidet tief in das Land und kommt dem Managuasee halben Weges entgegen. Das Plateau, welches in dieser Richtung durchschnitten werden muß, liegt hinter der majestätischen Reihe der Vulkane von Leon, rings von ebenem Lande umgeben.

Der Kanal selbst zerfällt in folgende natürliche Sektionen. Die Strecke am Rio de San Juan 70 engl. Meilen; See von Nicaragua 110 Meil.; Verbindungskanal zwischen beiden Seen 4 Meil.; See von Managua 50 M.; von da zum Meerarm des Estero Real 20 Meil.; zusammen 254 engl. Meilen, wovon jedoch nur 94 wirklich zu kanalisiren sind. Der Spiegel des Nicaragua liegt 128 engl. Fuß über dem des Stillen Meeres, der Spiegel des Managuasees aber noch 28 Fuß höher. Die Wasserscheide zwischen dem Managua und Estero Real ist kaum 10 Fuß. 166 Fuß ist also die Gesammthöhe, welche, vom Stillen Meere herauf, auf ungefähr 20 engl. Meilen Länge zu überwinden wäre. Ein Riesenwerk freilich, da es sich hier nicht um einen Donau-Main-Kanal für kleine flache Boote, sondern um einen Wasserweg für Seeschiffe von 50—60,000 Centner Trächtigkeit handelt. Doch der amerikanische Unternehmungsgeist hat schon Größeres gewagt und er wird auch dieses ausführen.

Wir kehren nach dieser langen Abschweifung zu unserem Ausgangspunkte, San Juan de Nicaragua, zurück.

Zur Zeit, als Herr Julius Fröbel unsere Ansicht aufnahm (1849) bestand der Ort aus etwa 50 Häusern, oder vielmehr Hütten. So ärmlich diese Gebäude auch waren, entsprachen sie doch den damaligen Bedürfnissen ihrer Bewohner zur Genüge. Die mit Palmenblättern oder Schilf gedeckten Dächer, welche mit den über sie emporragenden Kokospalmen so malerisch harmoniren, gaben wirksamen Schutz gegen den Regen und zugleich gegen die Sonnenhitze. Als Herr Fröbel auf seiner Rückreise, ein Jahr später, San Juan wieder besuchte, hatte sich die Zahl der Häuser schon über das Doppelte vermehrt und die Amerikaner und Engländer hatten einige größere Gebäude in europäischem Styl aufgeführt. Darüber war jedoch das Romantische der Scenerie zu Grunde gegangen, ein Theil der prachtvollen Bäume war niedergehauen, und die Menge um den Ort zerstreut liegender Breterhäuser drückte das auf den nächsten Augenblick berechnete Obdachbedürfniß ansiedelnder Yankees aus. Im Jahre 1851 zerstörte ein Brand den größern Theil der Stadt; sie ist seitdem viel schöner und größer wieder aufgebaut worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In wenigen Jahren wird von unserer Abbildung an Ort und Stelle nichts mehr wieder zu erkennen seyn, als die Bai und ihr waldiger Küstensaum.

Nichts desto weniger darf der Freund tropischen Naturcharakters nicht fürchten, sein Interesse hier nicht mehr befriedigen zu können. San Juan liegt auf einem schmalen Landstreifen, hinter welchem sich eine Bai, oder vielmehr eine Lagune in die Schatten des Urwaldes verzweigt. Aus dem Hotel, wo der Reisende gegenwärtig allen Comfort genießen kann, den er in der jungen Stadt jenes heißen Tropenlandes irgend erwarten darf, führt ein Spaziergang von wenigen hundert Schritten an den Rand dieses stillen Gewässers, über dessen Wogen hungrige Fischadler kreisen und aus dessen glatter, dunkel gefärbten Fläche hier und da der Kopf und Rücken eines Alligators hervorragt. Jenseits des Wassers fällt der Blick auf eine Waldvegetation von unbeschreiblicher, massenhafter Ueppigkeit. Die schweren, mit saftreichem Laub belasteten Aeste neigen sich auf die Wasserfläche und bilden dunkle Wölbungen, in deren Nacht sich der Blick verliert. Boote, jedes mit zwei fast nackten Ruderern bemannt, liegen immer bereit, das Gelüste des Reisenden nach einer Wasserpartie zu befriedigen, und für einen halben Piaster kannst Du im Kanot auf der schmalen Lagune in das Innere des Urwaldes dringen, in welches sich kein Sonnenstrahl verirrt. Hie und da erweitern sich die Gewässer seenartig, und die Scenerie des Waldes entfaltet sich. Ueber dem dichten Dom der Laubhölzer erheben sich die Kronen majestätischer Palmen, um das Boot spielen glänzende Fische und segeln Schaaren von schillernden Kammermuscheln friedlich über die stille Fläche. An dem grünen Saume der Ufer aber sprossen die saftigen, hochstämmigen, mit Blumen beladenen Kräuter der tropischen Flora und blühende Schlingpflanzen klettern an jedem Zweig heran, ranken um jeden Blattstengel, und sogar der abgestorbene Baumstamm strotzt noch vom parasitischen Leben der Orchideen und Bromeliaceen, die ihn schmücken, wie die Liebe ihre Todten.

San Juan ist leider als ein ungesunder, dem europäischen Ansiedler oft verderblicher Ort sehr verrufen, und gewiß wird sein Klima der Sümpfe wegen immer zu fürchten seyn. Trotz diesem wird es aber rasch genug zur Großstadt aufblühen; denn die menschliche Habsucht scheut den Tod nicht, welcher die Schätze hütet, die Fleiß und Spekulation hier schnell und leicht erwerben. —

Die Bevölkerung von St. Juan de Nicaragua ist, wie man sich denken kann, eine sehr gemischte. Das romanische (spanische) Volkselement, das früher ausschließlich dort zu finden war, tritt allmählig gegen das germanische durch die einwandernden Nordamerikaner, Engländer und Deutsche zurück, und in Folge dessen sind die äußern und gesellschaftlichen Formen des hiesigen Lebens in rascher Umwandlung begriffen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PANAMA

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXX. Panama.

Die Bucht des stillen Oceans, in deren Hintergrund das heutige Panama liegt, wird von einer Gruppe kleiner Eilande und einem bewaldeten Vorgebirge gebildet, welches sich ziemlich steil zum Meere abdacht. Ein Streifen ebenes Land, dem Strande entlang, gibt Raum für die Stadt und die nächsten Weiler. Landeinwärts erhebt sich das Terrain, anfangs ziemlich schroff, bis zu dem Plateau auf dem Rücken des Isthmus, von dem die Quellen der Küstenflüsse nach beiden Oceanen in tief eingeschnittenen Rinnsalen abfließen.

Der Hafen von Panama würde vortrefflich seyn, wenn die vielen Felsblöcke und Geröllbänke entfernt worden wären, die zur Ebbezeit das Bassin unsicher machen. Größere Schiffe von ansehnlichem Tiefgang müssen daher außerhalb der Barre vor Anker gehen. Panama ist, so lange die Fremden fehlen, ein trister, stiller Ort. Trotz der für den Zwischenhandel so bevorzugten Lage, die, von Kapital und Unternehmungsgeist benutzt, Panama mit Reichthümern anfüllen würde, beschränkt sich der Verkehr zur Zeit noch ausschließlich auf die Befriedigung der Bedürfnisse der Reisenden, welche die Dampfer aus Kalifornien und den südamerikanischen Plätzen (Callao, Valparaiso ꝛc.) bringen, oder die die Eisenbahn von Aspinwall-City über den Isthmus aus dem Osten herbeiführt, und deren Aufenthalt in Panama gewöhnlich ein bis zwei Tage dauert.

Das wird aber bald anders werden. Die Ansiedelung von Kapital und Unternehmungsgeist kann nicht ausbleiben, obschon das Klima, welches die Bevölkerung beständig decimirt, wohl geeignet wäre, sie zu hindern, wenn überhaupt die Gewinnsucht der Menschen ein solches Hinderniß scheute. Die niedrige Lage der Stadt setzt sie bei hoher Springfluth der Ueberschwemmung aus; das Wasser bleibt in den vielen Vertiefungen am Strande, als Lache, stehen, die Bäche und Quellen, welche von den Höhen herabrieseln, versumpfen die Meerufer, und alle diese Ursachen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verbunden mit den Wirkungen der tropischen Sonne (die Hitze erreicht öfters 35° R. im Schatten!), machen Panama zum Heerde von tödtlichen Fiebern, und haben es in Verruf gebracht. Die einheimische Bevölkerung trägt die Spuren des ungesunden Klima's schon an ihrem Aussehen. Es ist eine magere, schwächliche, kränkliche Race, und für den Fremden ist der Aufenthalt so gefährlich, daß sich Jeder bestrebt, ihn so sehr als möglich abzukürzen. — Panama ist jetzt ein offener Ort; früher war es befestigt; von einer starken Umfassungs-Mauer mit Bastionen sind noch Fragmente vorhanden. Die übrigen Fortifikationen sind bis auf das verfallene Kastell verschwunden. Sie haben großentheils das Material zu den neuen Bauten am Hafen hergegeben, welche das Bedürfniß des Transits, bei der wachsenden Frequenz des Platzes, nothwendig machte. Am Hafen stehen jetzt Magazine und Hotels, wo früher Wälle und Schanzen zu sehen waren. Von der ehemaligen Batterie, die den Hafen vertheidigte, ist bloß noch eine große Kanone übrig geblieben, über welche eine Flagge mit dem Wappen von Neugranada weht. Jenes Prachtstück, dessen eherner Mund die Grüße der kommenden und abfahrenden Dampfer mit 21 Schüssen zu erwiedern hat, verrichtet sein Amt mit spanischer Grandezza in langen feierlichen Pausen, und wenn es einige Schiffe auf einmal in Anspruch nehmen, so bleibt es den ganzen Tag über in Thätigkeit.

Das Innere der Stadt läßt die bescheidensten Erwartungen unerfüllt. Es ist ein Bild großer Vernachlässigung. Einige Amtsgebäude und Klöster aus den Zeiten der spanischen Herrschaft stehen leer, oder dienen zu Speichern; die Straßen, obschon regelmäßig angelegt, sind sehr schlecht unterhalten und voller Schmutz; von der wegen ihrer Trägheit eben so sehr als um ihrer Prellerei willen verrufenen Bevölkerung sieht man wenig. — Die Häuser, welche gewöhnlich nur 2 Etagen haben, sind unansehnlich; ihr Baustyl macht nicht im Entferntesten Anspruch auf Schönheit, einige Hotels ausgenommen, welche der neuesten Zeit angehören und von nordamerikanischen Unternehmern aufgeführt wurden. Die untern Geschosse sind massiv, die obern von Holz; Balkone, grünbemalte plumpe Holzgitter, verunstalten die Fronten. Desto anspruchvoller kündigen die Bewohner ihre Gewerbe an. Riesenhafte Tafeln in schreienden Farben mit prahlenden Aufschriften nehmen die ganze Breite der Häuser ein, und als wäre das nicht genug, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erlangen, so strecken sich auch noch buntbemalte Bretter quer in die Straße hinaus, deren Legenden den Reisenden in allen Sprachen verkündigen, wer in dem Hause wohnt und welchen Handel, welches Handwerk, oder welche Kunst da getrieben wird. Nirgends in der Welt versteht der Boutiquier die Reclame besser, als in Panama und nirgends weiß man mehr aus Nichts Etwas, aus Etwas sehr viel zu machen. Die großen Niederlagen, von welchen die Schildaufschriften reden, verschrumpfen, sobald man ihre Schwelle betritt, in kleine Läden, deren öfters geringe Waarenvorräthe überdies allen Geschmacks in der Anordnung entbehren. Eleganz und Luxus in der Einrichtung sind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nirgends zu sehen. Die Preise hingegen sind nicht für eine ständige Kundschaft, sondern für die Zugvögel berechnet, welchen in Panama Jedermann Sprenkel und Leimruthen stellt, um so viel ihrer goldenen Federn, als nur immer möglich ist, auszurupfen. Alle Preise sind 3—6mal so hoch, als in New-York oder New-Orleans, oft sogar höher als in San Francisco. Namentlich sind die gewöhnlichen Reisebedürfnisse und frischen Lebensmittel unglaublich theuer und die Forderungen für jede Dienstleistung oder Handarbeit stehen damit im Verhältniß. Der Neger, welcher einen Fremden mit seinem Gepäcke im Nachen von dem Dampfer zum Kay fährt, eine Strecke von 60, höchstens 100 Schritten, verlangt 25 fl. oder 10 Piaster; der Lepero, welcher Dich mit Deinem Mantelsack vom Kay zum Hotel bringt, fordert 2 Piaster, und findest Du die Preise unverschämt, und machst den Versuch, sie zu ermäßigen, so versichert der Gauch, er habe sich geirrt und einen Piaster zu wenig gefordert.

Panama stand ehedem im Geruch großer Frömmigkeit; daher die Menge der Kirchen. Die ansehnlichste ist die Kathedrale, ein großes Gebäude mit 2 Thürmen, im Zopfstyl der Jesuiten. Seit der Revolution ist aber der kirchliche Sinn gesunken, die Jesuiten sind vertrieben, die Klöster geschlossen, und in manchen Kirchen wird nicht einmal mehr Messe gelesen. — Die leere, hohle Phrase des Glaubens ist in Mißachtung gekommen, und die Priesterschaft, die noch vor 50 Jahren in Panama allgewaltig war, hat ihren Einfluß fast ganz verloren. Besseres ist jedoch nicht an dessen Stelle getreten. Panama ist wegen seiner Sitten fast in so üblem Ruf, als wegen seines Klima's. Vom frühern Charakter des hiesigen Lebens ist wenig übrig. Der spanische Typus verwischt sich mehr und mehr, überall sieht man die Fußtapfen des eingedrungenen Yankeethums, überall begegnet man den modern-europäischen Trachten und Sitten, und hört die Sprachen der halben Welt in babylonischer Verwirrung. Wer von dem Leben, wie es zur Zeit der spanischen Herrschaft in Panama war, sich eine Vorstellung machen will, der muß es außerhalb der Stadt, auf einigen der großen Güter suchen, die noch die alten Besitzer haben, — in jenen Herrenhäusern, welche, von Cocospalmen überschattet, in der Mitte ihrer Plantagen liegen. Doch auch die meisten Landgüter sind schon zerschlagen und entweder in den Händen der freien Farbigen, oder an nordamerikanische Kolonisten zerstückelt. Die Verfassung des Landes hat für die allmählige Emancipation der Neger gesorgt. Viele sind schon frei und besitzen Grundeigenthum. Ihre Zustände sind aber dadurch nicht augenfällig besser geworden. Der früher mit der Peitsche seines Züchters zur Arbeit gezwungene Neger ergibt sich, sobald er frei ist, dem Müßiggang; er strebt nicht nach Verbesserung seines Hauswesens; an geistige Kultur denkt er noch weniger. Seine Hütte ist meist in elenderem Zustande, als diejenige war, welche er als Sklave bewohnte. Sie gleichen den schmutzigen Hütten seiner Heimath in Afrika, und bestehen aus 4 rohen unbehauenen Baumstämmen, als Eckpfählen, die man mit Astholz oder Latten verbindet und mit Koth und Lehm für den nothdürftigen Schutz gegen Regen und Sturm ausstopft. Fensteröffnungen fehlen; die Thür ist ein niedriges Loch, mehr zum Ein- und Auskriechen, als zum Gehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein spitziges Dach von Palmblättern oder Schilf vollendet den Bau. Statt der Dielen dient der natürliche Boden. Ein Stück Bret, auf einen Pfahl genagelt, macht den Tisch; ein anderes, oder eine Steinplatte die Bank; ein breterner Kasten enthält die Garderobe der Familie, eine alte Hängematte oder ein Paar Ochsenfelle sind ihr Bett. Dies ist der ganze Hausrath. Alle erwachsenen Neger tragen weite Beinkleider von grobem baumwollenem Zeug; die putzsüchtigen Frauen hingegen weite weiße Gewänder, die sie mit barbarischem Geschmack verzieren. Die Kinder beider Geschlechter gehen, bis sie heranwachsen, nackt. Von der Civilisation haben die freien Neger bis jetzt nichts angenommen, als ihre Laster. Der Schulunterricht ist ihnen verhaßt, und nur in einzelnen Fällen gelingt es der Beharrlichkeit der christlichen Missionäre, die Kinder zum Schulbesuch zu vermögen und so die Keime zu künftigen, bessern und menschlichern Zuständen zu legen. Die Leichtigkeit, mit der jeder freie Farbige sich, bei der enormen Theurung des Handlohns und der Fruchtbarkeit des Bodens, mit der geringsten Mühe und Anstrengung seinen Unterhalt erwerben kann, hat sie zu Bärenhäutern gemacht, und so groß ist die Arbeitsscheu dieser Emancipirten, daß für den Bau der Eisenbahn über den Isthmus die Unternehmer Arbeiter aus Nordamerika kommen lassen mußten, weil für keinen noch so hohen Lohn alle nöthigen Arbeitskräfte unter den freien Negern zu erlangen waren. Bei der Einfachheit ihrer Bedürfnisse hat der Erwerb für diese Menschen wenig Werth. Sie führen ein ihre thierische Natur beglückendes, sorgenfreies Leben, und sie wollen kein anderes.

Die Eisenbahn, durch welche Panama mit der auf der entgegengesetzten Seite des Isthmus an der Navybai gelegenen, neu entstandenen Aspinwall-City verbunden wird, ist jetzt zur größern Hälfte, nämlich von letztgenannter Stadt bis Gorgona, in Betrieb. Sie soll noch in diesem Jahre vollendet werden, wenn das Beschaffen der nöthigen Arbeiterzahl nicht unmöglich wird. Zur Zeit müssen Reisende und Güter von Panama bis Gorgona noch den alten, verrufenen Weg über Cruces auf Mauleseln machen. Diese Straße ist in nicht viel besserem Zustande als zur Zeit der Eroberung.

Zwei Tausend Maulthiere stehen für den Transport von Menschen und Waaren in Panama beständig bereit. Für jede Maulthierladung, die nicht über 300 Pfund seyn darf, und für eine Wegstrecke (bis an den Bahnhof zu Gorgona), die man in 24 Stunden zurücklegt, müssen 25 Piaster (62 Gulden) bezahlt werden. Es ist der theuerste Frachtsatz auf der ganzen Erde, und die Gesellschaft der Maulthiereigenthümer machte im vorigen Jahre mehr als 1 Million Gulden reinen Gewinn. In ähnlichem Verhältnisse stehen aber die Preise des Transports auf der ganzen Linie von Chagres nach San Francisco. Das spekulative Kapital hat sich desselben vollständig bemächtigt, jede Konkurrenz beseitigt, und es beutet sein Monopol mit einer Unverschämtheit aus, die alle Begriffe übersteigt. Dabei sind Diebstähle und arge Fahrlässigkeiten, durch welche Güter verloren gehen oder ganz verdorben ankom-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

men, an der Tagesordnung *). Reklamationen haben selten einen Erfolg. Das Uebel ist jedoch so hoch gestiegen und für den Transit so lästig geworden, daß die Abhülfe nicht ausbleiben kann. —

Die Straße nach Cruces und Gorgona windet sich unmittelbar hinter der Stadt, ziemlich steil, in eine Thalschlucht hinan, und geht dann, bald auf, bald ab, über coupirtes Terrain. Es besteht aus den Trümmern der Cordilleren, welche, vom Feuerlande an bis zum Eliasberg, Amerika in seiner ganzen Länge durchziehen, bei einer Erdrevolution auf dem Isthmus aber zerrissen wurden. Ihr Schutt bedeckt die ganze Landenge. Die beständige Terrainabwechselung macht den Weg über den Isthmus malerisch und unterhaltend für Jeden, der für Schönheit der Scenerie empfänglich ist. Höhen von Bedeutung sind nicht zu übersteigen. Der erhabenste Punkt der Straße liegt 600 Fuß über Panama; die nächstliegenden Berge sind weniger als 2000 Fuß hoch; aber dessenungeachtet hat die Landschaft einen großen Charakter. Von der Wasserscheide, dem Plateau auf dem Rücken des Isthmus, hat man den Ausblick auf beide Weltmeere, eine Vista, die aller Beschreibung spottet. Nicht weniger Bewunderung erregt die Mannichfaltigkeit der organischen Natur auf dem Isthmus in allen ihren Gebieten. Affen von allen Arten und Größen klettern in den Bäumen, Armadillen, Faulthiere, Ameisenfresser, Tapire, Papageien im glänzendsten Farbenschmuck, und Schlangen von allen Größen und Arten, von der riesigen Boa an, bis zu einer fingerlangen Blindschleiche, bewohnen Wälder und Savanen, und die prächtigen Schmetterlinge, welche flatternden Blumen gleichen, die unzähligen Libellen, und die großen in der Nacht leuchtenden Käfer fesseln beständig die Aufmerksamkeit des Reisenden und verkürzen ihm den Weg. Aber vor allem Andern ist's die tropische Pflanzenwelt, die Pracht der Wälder, die sein Interesse in Spannung hält. Die Palmenarten, mit ihren schlanken Säulenschäften und gefiederten Blätterkronen, die Magnolien, Agaven, der Tulpenbaum (hiriodendron tulipifera), die gewaltigen Platanen, der Pisang und andere Bananenarten, die kolossalen Gestalten der Araucarien, mit den sonderbaren und formreichen Familien der Fackeldisteln (Cakteen) und die baumartigen Farren bilden Gruppen in tausendfach wechselnder Mannichfaltigkeit und lassen Sinn und Auge niemals ermüden. Die Agaven, der Aloe Afrika's entsprechend, streiten sich mit den Cakteen um jede dürre Felsbank. Ihre großen, dicken, fleischigen, scharfgezähnten Blätter umgeben symmetrisch die üppigen Blumenrispen, welche diese Gewächse oft bis zu 20 Fuß hoch treiben und mit vielen tausenden von würzig duftenden Blüthen schmücken. Die Agave vertritt die Rebe in Centralamerika. Ihr Saft gibt das weinartige, berauschende und zugleich kühlende Getränk — Pulque — das der Arme wie der Reiche dort täglich genießt. Wenn in der Pflanze der Blüthenstengel auftreiben will, so wird ihr die Krone ausgeschnitten,

*) Das Universum, die englische Ausgabe, geht in 500 Exemplaren nach Kalifornien über den Isthmus — und schon zweimal gingen Sendungen auf dieser Strecke verloren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und nun läuft 6 bis 8 Wochen lang der Saft, der zur Bildung des gewaltigen Blumenschafts dienen sollte, aus der Wunde. Er wird aufgefangen, und, nach der Gährung, als Wein genossen. Eine Pflanze gibt öfters täglich nicht weniger als 3 preuß. Quart. Von Caktusarten zählt man einige fünfzig und sie sind die treuen Begleiter des Reisenden auf der ganzen Fahrt. Kaum gibt es unter den Blüthe und Frucht tragenden Pflanzen irgend eine Gruppe, die mannichfaltiger in ihrer Grundform und herrlicher in ihren Blumen wäre. Bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend, bald in schlangenähnlichen Ranken über die nackten Felsen herabhängend, bilden sie den höchsten Kontrast mit den stolzen Palmen, die sie beschatten, und mit den schönblätterigen Magnolien und Bananen. Die säulenförmigen Arten bilden mit ihren kreuzweise in einandergreifenden langen Stacheln undurchdringliche und feste Einfriedigungen für Häuser und Gärten, an den Brücken und den gefährlichen Stellen der Straße. Nichts Prächtigeres gibt es als diese Umzäunungen, wenn sie in Blüthe stehen, und nichts Freundlicheres, als wenn sie, mit ihren säuerlichen wohlschmeckenden Früchten ganz bedeckt, jeden Vorüberziehenden zur Erquickung einladen. Die Cakteen liefern dem Centroamerikaner das Material zu seinen Stricken und Tauen; zu seinen Körben und Netzen; das Holz zu seinen Thürpfosten und Schwellen. Er zieht es zu diesem Zweck allem andern vor; denn es ist fast unverwüstlich. Aus der Caktus Opuntia sammelt er jenen kostbaren Farbstoff, der, als Cochenille, einen Haupterport Mittelamerika's ausmacht. Die dürren Stengel geben ihm ein gutes Brennmaterial, und den Thieren sind die kugelförmigen Arten beständig gefüllte Behälter, um ihren Durst zu löschen, wenn in der tropischen Dürre die Quellen und Bäche versiegen. Das Maulthier schlägt dann mit dem Vorderhufe die Stacheln seitwärts und saugt den etwas bitterlichen, aber kühlenden Saft auf. — Palmen, der Sonne Lieblinge, stehen an allen sonnigen Stellen; wo sie aber das Sonnenlicht nicht in Fülle haben können, da wächst keine Palme; an ihre Stelle treten dann aber, in den feuchten, schattigen Gründen, die zierlichen baumartigen Farren, deren, auf einem Stamm von 16—20 Fuß Höhe aufsitzende, 6—10 Fuß lange, Blattwedel in Bogen bis an den Erdboden herabhängen und kuppelartige Gewölbe bilden, — unserer Traueresche ähnlich, nur zierlicher und schöner. Aus ihren dunkeln Lauben blitzen Strelitzien und andere farbenreiche Blumen, — kurz, wer die Prachtbilder der Pflanzenwelt in jenen glücklichen Regionen, wo die Kränze der Flora von der rauhen Hand des Winters niemals entblättert werden, einmal gesehen hat, Dem werden sie nie wieder aus der Erinnerung entfliehen. Eine Menge Nutzpflanzen, welche Farbestoffe und andere Waaren dem Handel liefern, als Indigo, Cacao, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Vanille, — wachsen wild in Centralamerika, oder sind der Gegenstand des Anbaues auf den Plantagen und Gütern; ihr Ertrag aber könnte das Hundertfache seyn, wären Fleiß und Spekulation statt Trägheit und Indolenz in der Bevölkerung heimisch. Wundern wir uns nicht darüber! Wo einige Agavenpflanzen und ein Dutzend Palmen hinreichen, einen Menschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Speise und Trank für das ganze Jahr zu versorgen, und zur Ernte nichts als die Mühe gehört, die Früchte und den Saft zu sammeln, da wird die Arbeit nie der Genosse des Menschen seyn, und auch der menschliche Geist niemals ewige Blüthen treiben. Dem ist unser Kartoffelland sein Paradies.

Das heutige Panama ist nicht das alte, welches in den ersten Zeiten der Entdeckung gegründet wurde. Die Ruinen des Letztern liegen einige Meilen entfernt. Es wurde der Erdbeben halber verlassen. Auch die jetzige Stadt war zur Zeit der spanischen Herrschaft viel volkreicher und blühender. Als Sitz kirchlicher Prälaten, hoher Gerichtsbehörden und der Verwaltung einer ausgedehnten Provinz trug das hiesige Leben gebildete Formen, und als Stapelplatz für den großen Monopolverkehr des Mutterlandes mit den Niederlassungen an der Westküste Amerika's hatte Panama einen lebhaften Handel, der großen Wohlstand verbreitete. — Durch die Revolution, welche nach einem langen Kampfe, der die Vermögensverhältnisse zerrüttete, die Losreißung von Spanien zur Folge hatte, kam Panama ganz herunter, und seine Volksmenge sank auf ein Drittel der frühern herab. Erst seit 6 Jahren ist dem weitern Verfall Einhalt geschehen. Durch unerwartete Ereignisse, deren Tragweite kein Sterblicher ermessen kann, — durch zwei Würfe des Zufalls, in dem man recht eigentlich die Hand erkennen mag, „welche die Zeiger rückt an der Uhr des Schicksals und die Kräfte im Weltraume zügelt", ist für Panama eine neue Zeit des Gedeihens angebrochen, von dem Niemand voraussagen kann: „Hier ist die Grenze". — Die Eisenbahn über den Isthmus, zwischen Aspinwall-City und Panama, sichert dieser Stadt den Besitz einer der beiden Hauptstraßen, auf der sich künftig der unermeßliche Verkehr zwischen der Ost- und Westwelt bewegen wird, und aller der Vortheile, welche sich daran knüpfen. Noch ehe der Kanal durch Nicaragua zur Fonseca-bai das erste Schiff aus der Atlantis zum großen Ocean trägt — wird Panama seine Dampferflotten nach der ganzen Westküste des amerikanischen Kontinents nicht nur, sondern auch nach China, Japan, Australien und Singapore, Batavia und Calcutta senden, werden sich in seinen Docks die Flaggen aller Nationen versammeln und wird der Reichthum seiner Magazine und Niederlagen sprüchwörtlich geworden seyn, wie es jetzt die Armuth derselben ist.

Und jener Doppelwurf des Zufalls, in welchem die Zauberkräfte für diese Umwandlung verborgen liegen? — Es ist der Goldfund in Kalifornien und Australien, und die Erhebung von Panama ist das kleinste Zeichen seiner Macht und seines Wirkens; — denn er wird das Angesicht der Erde verändern, die Wohnsitze der Civilisation verrücken und den Bau der Gesellschaft erneuern von Grund aus, damit er zu den veränderten Verhältnissen passe, die er hervorruft.

Niemand verurtheile diese Ansicht als eine übertriebene, überspannte oder irrige, ohne sie reiflich zu prüfen. Wessen Nachdenken hinab steigt auf den Grund der Thatsachen und in den ungemessenen Raum ihrer nothwendigen Folgen dringt, den wird vielleicht meine Meinung nicht mehr befremden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zuerst suche man, um für sein Urtheil einen richtigen Standpunkt zu gewinnen, verwandte Vorgänge in der Geschichte auf. Man erinnere sich, welche tiefgreifenden Wirkungen die nach Europa herüberströmenden Schätze Peru's und Mexiko's im 16. Jahrhunderte äußerten. Kein Verhältniß in der Gesellschaft blieb damals ohne Erschütterung; alle Werthmesser wurden total verändert; tausend und aber tausend Dinge und Güter der Erde wurden werthlos, die früher als unveränderliche Basen des Reichthums gegolten hatten; in der politischen Welt wurde das Gleichgewicht der Macht aufgehoben, Staaten brachen zusammen, die als die gewaltigsten in Ansehen gestanden, und andere erhoben sich aus dem Nichts, oder aus schwachen Anfängen, zu den mächtigsten der Welt. Jenes Ereigniß entwand der Kirche das Scepter der Allmacht, gab dem Feudalwesen den Todesstoß, und indem es dem beweglichen Reichthum das Uebergewicht über den Territorialbesitz verlieh, reifte es die Ansprüche des dritten Standes schnell und führte zu jener demokratischen Bewegung in Kirche und Staat, welche seit drei Jahrhunderten beharrlich **dem** Ziele zustrebt, das sie bereits in England unvollkommen, in Nordamerika hingegen, sowohl dem Wesen als der Form nach, vollständig erreicht hat.

An diesen thatsächlichen 300jährigen Wirkungen der merikanischen und peruanischen Schätze auf Europa haben wir den Maßstab für die Wirkungen, die wir von den kalifornischen und australischen zu erwarten haben. Und was waren jene ältern Funde gegen diese Goldfelder, welche, obgleich ihre Erforschung kaum begonnen hat, schon notorisch über 20,000 englische Quadratmeilen bedecken, und bei der oberflächlichsten Ausbeutung mit einfachen Werkzeugen durch kaum 100,000 Menschen, — in Australien wöchentlich 160,000, in Kalifornien über 100,000 Unzen des kostbaren Metalls liefern, also schon mehr als dreimal so viel als die ganze übrige Welt, den Ural und Altai eingeschlossen, zusammen? — Die amtlichen geologischen Untersuchungen, geleitet von zuverlässigen wissenschaftlichen Autoritäten, haben die Unerschöpflichkeit der kalifornischen Goldniederlage als eine unbestreitbare Thatsache aufgestellt. Sie machen die Masse der künftigen Goldgewinnung nur von der Zahl der Hände und der Menge der mechanischen Kräfte abhängig, welche sich damit beschäftigen werden. Noch kolossaler erweist sich der Goldreichthum Australiens. — „Sendet Millionen herüber, es aufzuheben, und Millionen werden sich bereichern; nach 1000 Jahren aber wird an Gold noch kein Mangel seyn", meldet der nach Australien gesandte geologische Kommissär aus Mount Alexander; und Millionen rüsten sich wirklich, dem Rufe zu folgen! — Nicht eine Auswanderung hat aus den britischen Inseln nach Australien begonnen, eine Völkerwanderung ist's — und ehe noch der Vortrapp derselben, ein paarmal Hunderttausend, den Pflug, die Spinnmaschine, den Webstuhl, den Ambos, den Schacht verlassen hat, um Alt-England mit dem neuen Eldorado im großen Ocean zu vertauschen, treten schon die merkwürdigsten Zeichen der Folgen dieses Völkerzugs in den Vorgrund. Der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Handlohn für Fabrikation und Ackerbau ist in England in rapider Steigerung und macht manche Produktionszweige unfruchtbar. Die Furcht vor Mangel an Händen tritt bereits in den Vorgrund der Besprechung und läßt eine Auswanderung kontinentaler Arbeitermassen nach England zum Ersatz der nach Australien abgehenden als eine bald eintretende Begebenheit vermuthen. Britische Waaren, deren Herstellungskosten vorzugsweise aus britischem Arbeitslohn bestehen, namentlich solche Metalle, auf deren Marktwerth die britische Erzeugung entscheidenden Einfluß übt, als Eisen, Zinn, Kupfer und Blei, steigen allmählig im Werthe, und werden in dem Maße weiter steigen, als der Arbeitslohn in England sich erhöht. Die unerhörte Anhäufung von Kapital trägt dazu bei, diese Erscheinung zu kräftigen und andere nicht minder wichtige hervorzurufen. Eine Fülle großer Unternehmungen im Eisenbahn- und Kanalbau und in der Schifffahrt, die kolossalen Anlagen von Häfen und Docks, im Bergbau, im Hüttenwesen und in Manufakturen der verschiedensten Art, — Anlagen, welche Hunderte von Millionen kosten und verschlingen, ehe sie produktiv werden, — reichen so wenig mehr, als die fortgesetzten Anleihen an fremde Staaten aus, die Goldmassen zu absorbiren, die sich bei den wöchentlich gesteigerten Zufuhren ansammeln. Wie aus dem anhaltend bestehenden unerhört niedrigen Stand des Wechseldiskonts auf allen europäischen Börsen, und dem hohen Kurse solider Staatspapiere (die englischen Konsols z. B., nur drei Prozent Zinsen tragend, stehen pari) hervorgeht, sucht jetzt das Kapital überall nach einer rentabeln und sichern Anlage. Noch gibt zwar der kolossale Unternehmungsgeist der Nordamerikaner Massen von europäischem Gelde eine hochverzinsliche Verwendung; aber die kalifornische Goldfluth wird das ausländische Kapital bald auch dort entbehrlich machen und es in seine Heimath zurückdrängen: ein Ereigniß, mit dem die tiefsten Erschütterungen im relativen Werth des Kapitals zur Arbeit und der Arbeitserzeugnisse zu den edeln Metallen unaufhaltsam eintreten werden.

So lange der kalifornische Goldfund für nichts Größeres angesehen wurde, als der am Ural und Altai, so lange man in den Erträgnissen des letzteren einen Maßstab für jenen gefunden zu haben glaubte, und man wähnte, Kaliforniens mögliche jährliche Goldausbeute in gewisse Ziffern einschließen zu können, von denen keine die Summe von 50 Mill. Dollars erreichte, — so lange endlich der Fund selbst auf Kalifornien sich beschränkte: so lange durfte man ihn noch als ein Ereigniß ansehen, dessen Wellenschläge sich an den nordamerikanischen Verhältnissen entkräftigen und nicht auch erschütternd auf die europäischen einwirken würden. Seit aber jene Goldniederlage in ihrer ungeheuern Größe, gegen welche die des Ural und Altai winzig erscheint, erkannt wurde, und nachdem Australien mit einem, wie sich bereits erwiesen hat, noch weit unermeßlichern Reichthum auf den Schauplatz trat, und nun der Golddurst das englische Volk wie ein Fieber gepackt hat, und es nicht Schiffe genug gibt, die Hunderttausende aufzunehmen, die sich zur Wanderung nach dem neuen Eldorado rüsten: seitdem sind alle frühern Berechnungen wie Seifen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blasen zerronnen, und die Begebenheit mit ihren welthistorischen Folgen erscheint dem Verstande größer und gewaltiger, als irgend eine, welche die Menschheit seit Colons Entdeckung bewegt hat.

Der Strom edler Metalle, der sich vor dreihundert Jahren aus Amerika in die alte Welt ergoß, mündete in einem verhältnißmäßig schwachen und armen Lande, in Spanien. Er hob diesen Staat, trotz der Ketten, in welche die Pfaffen und Fürsten seine Entwickelung geschlagen hatten, in wenigen Jahrzehnten zur ersten und gefürchtetsten Macht der Erde. Die neue Goldfluth hingegen ergießt sich unmittelbar in die mächtigsten Staaten der Welt; — sie kräftigt zwei Riesinnen, Mutter und Tochter, gesäugt an den Brüsten der Freiheit und Selbstregierung, deren Flaggen alle Oceane beherrschen und die in allen Zonen und Welttheilen unbezwingliche Vesten der Gesittung und Völkerfreiheit aufgerichtet haben; — sie stärkt die beiden größten Nationen, in denen sich die Weltmission des Germanenthums verkörpert hat und die Demokratie des Protestantismus in Kirche und Staat ihren wahren Ausdruck erhielt. Beide Goldfunde — eine wunderbare Fügung Gottes! — mußten fast gleichzeitig gemacht werden, um das Gleichgewicht zwischen Amerika und England zu erhalten. Dieses Gleichgewicht ist der stärkste Kitt ihres Zusammenhaltens und Zusammenwirkens; denn nur das Bündniß des Starken mit dem Starken ist dauernd und wirksam auf einen Zweck gerichtet. Der Goldstrom, der sich aus Australien nach Altengland, dem sturmerprobten, festen, freien, stolzen, ungebeugten Hort der Freiheit in Europa, ergießt, macht alle Berechnungen seiner Feinde und Neider auf ein Sinken seiner Macht und seines Einflusses zu Schanden. Er läßt es die Wucht seiner Schuldenlast leichter tragen als je zuvor. Im unantastbaren Besitz Australiens und der neuen unerschöpflichen Hülfsmittel, die es in diesem Besitz findet, sind die Befürchtungen, es werde ihm unmöglich seyn, die enormen Bedürfnisse seines Weltstaats länger ohne die härtesten Anforderungen an die Steuerkraft der Nation und ohne gefährliche Erschütterungen aufzubringen, und die innern Reformen, welche die organische Entwickelung des Systems der Selbstregierung begleiten, friedlich und ohne gewaltsame Verletzung anerkannter Rechte durchzuführen, verschwunden. Schon tritt der Einfluß jener neuen Hülfsmittel in der weit zuversichtlichern und stolzern Haltung, die England in den Beziehungen zu andern Mächten neuerdings angenommen hat, zu Tage, und daß der ältere Zweig des angelsächsischen Stammes so wenig durch die zersetzenden Elemente des jüngern vor der Zeit wird gebrochen, als von seinem Wege der Volksfreiheit durch den korrumpirenden Einfluß des monarchischen Kontinents wird abgeleitet werden, ist keinem Zweifel mehr unterworfen. Schon dies ist ein Ergebniß, dessen Tragweite nicht hoch genug zu schätzen ist und auf den Gang der europäischen Politik in dieser kritischen Zeit entscheidend einwirken muß.

Noch vor weniger als hundert Jahren war der große Ocean eine unbekannte Wasserwüste, öder als die Sahara und Cobi, und kaum einmal in einem Lustrum durchfurchte sie der einsame Kiel eines Entdeckungsschiffs, oder die Gallione, welche von Meriko nach den Philippinen fuhr. Nacht lag auf diesem die halbe Erdoberfläche bedeckenden Meere, bis James Cook, vor 80 Jahren, die Erforschung des stillen Oceans zur Aufgabe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seines Genies und seines Lebens machte. Er verwandelte das Dunkel in Licht. Cook wies der Schifffahrt neue und sichere Pfade, und seine großen Entdeckungen erregten den Spekulationsgeist aller seefahrenden Nationen. Seitdem hat der große Ocean alle Flaggen gesehen. Zumal der Verkehr der amerikanischen Westküste mit Asien wurde von Jahr zu Jahr lebhafter. Nach der Emancipation der spanisch-amerikanischen Kolonien waren es sodann vorzugsweise Engländer und Nordamerikaner, welche in der Beschiffung des großen Oceans mit einander wetteiferten, wogegen die spanischen und holländischen Flaggen nach und nach aus diesen Gewässern verschwanden. Der Handel mit den neuen Freistaaten auf der Westküste Amerika's war es jedoch nicht allein, was den britischen und nordamerikanischen Unternehmungsgeist lockte, — ein weit größerer Reiz war ihm durch den Reichthum jenes Oceans an Phokenarten geboten, deren Fang für den Zweck der Thranbereitung schon vor dreißig Jahren beständig 5—600 große Schiffe beschäftigte, Zahlen, die seitdem sich auf das Dreifache erhöht haben. Einen spätern Impuls erhielt die Schifffahrt nach jenem Meere durch die Entdeckung der wunderbaren Düngkräfte des Guano — jener, binnen undenklichen Zeiträumen, auf den sterilen Eilanden unfern der peruanischen Küste zu Bergen aufgeschichteten Exkremente der Seevögel, und dessen Anwendung in der europäischen Landwirthschaft. Die Guanoeinfuhr nach Europa aus dem stillen Meere unterhält jetzt schon eine Flotte von mehr als 200 großen Schiffen, und bei der beständigen Zunahme der Guanodüngung in allen europäischen Ländern wird sie 1000 Schiffe gebrauchen, ehe das Jahrzehnt zu Ende geht. In diesen beiden Zweigen des groß-oceanischen Verkehrs rivalisirten England und Nordamerika, und je gewinnreicher sie waren, desto mehr strebten beide Nationen, auf der Westküste Amerika's festen Fuß zu gewinnen, um für ihre Machtentwickelung in jenen fernen Gewässern territoriale Stützpunkte zu erhalten. England kam den Amerikanern durch die Okkupation der Falklandsinseln an der Maghellanstraße, der Eingangspforte aus der Atlantis in die Südsee, zuvor; als es aber auch aus dem Oregongebiete, nördlich von Mexiko, die Amerikaner gänzlich zu verdrängen suchte, fachte es die Eifersucht der Verein. Staaten heftig an und stachelte den öffentlichen Geist der großen Republik zu Gegenmaßregeln auf, die seinen Plan vereitelten. Der Krieg mit Mexiko hat hauptsächlich der Gewinnung von Kalifornien gegolten, das in San Francisco den herrlichsten Hafen der ganzen Welt und einen Punkt besaß, um an denselben die künftige Herrschaft über den großen Ocean und sein Inselreich bis an die östliche Landveste Asiens zu knüpfen. Um die Wichtigkeit der kalifornischen Eroberung für Nordamerika an's Fabelhafte zu steigern, wurden bald nach der Besitzergreifung des Landes seine Goldschätze entdeckt. England, so plötzlich überflügelt, sah ein, daß es mit Amerika, weil im alleinigen Besitz so riesenhafter Hülfsquellen, auf die Dauer weder im Welthandel, noch in der Machtstellung, konkurriren könne, und in dem Maße, als die große Republik, seit sie über die kalifornischen Goldniederlagen verfügte, in ihrem Verkehr mit England anmaßlicher wurde, wurde dieses nachgiebiger. Albions Stern schien auf absteigender Bahn zu wandeln. Da sollte ein noch reicherer Fund im britischen Australien im vorigen Jahr das Blatt mit einem Male

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenden und das für den Fortschritt der Civilisation und der Freiheit der Völker so unerläßliche Gleichgewicht der Macht und der Entwickelungskräfte beider Reiche wieder herstellen. Seitdem ist der Raum zwischen Amerika's Westküste auf der einen, der Ostküste Asiens, dem indischen Archipel und dem australischen Kontinente auf der andern Seite der Schauplatz einer unermüdlichen Thätigkeit und der wichtigsten Erscheinungen der Welt- und Staatengeschichte geworden. Auf der einen Seite sinken wilde Urvölker vor dem plötzlichen Anwogen der europäischen Einwanderung und Ansiedelung in Nichts und in Vergessenheit; andererseits gerathen Nationen und Reiche einer uralten, aber morschen Civilisation mit den ungestüm herandrängenden Germanenvölkern, den Engländern und Amerikanern, in Konflikt, dessen sie sich ohne gänzliche Umgestaltung ihrer gesellschaftlichen und geistigen Zustände nicht entwinden können.

Für diese Umgestaltung bereiten sich in der nächsten Zeit große Ereignisse und Begebenheiten vor. England hat die Jahrtausende lang fest verschlossenen Pforten des himmlischen Reichs aufgesprengt, und eine gewaltige Flotte, auf der das Sternenbanner des freien Amerika's weht, durchfurcht in diesem Augenblick das stille Meer, um Japans Thore aufzuriegeln und es dem Verkehr und dem Glauben christlicher Nationen zu öffnen. Der Sturz beider, der ältesten Reiche dieser Erde, der Musterreiche des erstarrenden Despotismus und der Alleinherrschaft, ist für jedes frei-beobachtende Auge in den Sternen zu lesen, die Stunde der Erlösung von 400 Millionen menschlicher Wesen — zwei Fünftel des ganzen Geschlechts — aus dem schmählichsten und furchtbarsten Joche, welches der fürstliche Despotismus mit Hülfe religiösen Aberglaubens, systematischer Verdummung und büreaukratischer Knechtung jemals den Völkern aufgelegt hat, kann nicht mehr fern seyn. Ein neuer Zusammenstoß der Angelsachsen mit den Chinesen, der zwar hinausgeschoben, aber nicht zu vermeiden ist, wird auf den Trümmern der Mandschuherrschaft ein anglo-chinesisches Reich entstehen lassen, wie ein anglo-indisches entstanden ist auf dem Schutte des Mogulthrons, und der amerikanische Adler wird, nachdem er einmal den Weg nach Nipon's Felsenstrand gefunden hat, so gewiß dort sein Nest bauen, wie im Thale von Honolulu. In Japan und China finden die Interessen der beiden großen Nationen ihre friedliche Ausgleichung; ein Zweck verbindet sie auf das Engste auf diesen beiden Gebieten und läßt sie zusammenstehen gegen Alles, was ihren Bestrebungen feindlich oder hindernd in den Weg treten will. Wenn aber Rußland, Spanien und die Niederlande mit ihren Kolonien und Besitzungen in den indischen Meeren und an der asiatischen Ostküste sich als störende Elemente in diesen Bestrebungen der beiden Weltmächte erweisen, so ist vorauszusehen, daß man sie beseitigen wird. Gelegenheit und Vorwand dazu ist leicht zu finden.

Aus allen diesen Verhältnissen, die hier nur eine flüchtige Andeutung erhalten konnten, erklärt sich das außerordentliche Interesse, welches sich an die Uebergänge aus dem atlantischen in's stille Meer, an den Nicaragua-Kanal, an den Isthmus von Tehuantepek, und vorzüglich an die Landenge von Panama knüpft,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deren Eisenstraße für die nächsten 10 Jahre die einzige bleiben wird, welche beide Oceane direkt verbindet. Klug haben beide große Nationen, die von der Vorsehung bestimmt scheinen, der Civilisation die Bahnen der Zukunft zu brechen und den Neubau der Gesellschaft auf festen Grundlagen anzuordnen und auszuführen — wegen der Benutzung aller dieser Uebergänge den Grundsatz vollkommener gegenseitiger Rechtsgleichheit anerkannt und so jeder Möglichkeit zu Konflikten von vornherein die Spitze abgebrochen. Der Stand der Dinge ist jetzt der Art zwischen den beiden Reichen England und Nordamerika, daß keines von beiden ein Uebergewicht über das andere erlangen kann, ohne sich zu schwächen, daß beide an der vollkommenen Erhaltung ihres guten Einverständnisses ein gleiches, unverkennbares Interesse haben und daß ihre Stellung gegenüber den andern Mächten so ist: — daß sie gleichsam durch die Solidarität ihrer Interessen und Grundsätze gezwungen sind, in allen großen Fragen der internationalen Politik wie Ein Mann zusammen zu stehen und zusammen zu halten. In dieser Stellung aber können sie, wegen ihrer geographischen Lage und ihrer Allgewalt zur See selbst unangreifbar, sobald sie nur wollen, der übrigen Welt Gesetze diktiren.

Schon der natürliche Einfluß dieser Stellung, auch wenn sie allen aggressiven Tendenzen fern bleibt, muß ein großer und , da er von den Prinzipien der Freiheit getragen und geleitet wird, zugleich ein wohlthätiger und die Interessen der Gesittung schützender seyn. Es werden jedoch die nächsten Wirkungen dabei nicht stehen bleiben. Europa, die fruchtbare Mutter aller großen moralischen Bewegungen der Neuzeit, wird jene Wirkungen voll empfinden, zunächst und zumeist die Länder, welche zu der begonnenen Völkerwanderung nach den Goldländern die stärksten Kontingente liefern: — also die Länder germanischen Stammes. Wenige Jahre einer beständig wachsenden Auswanderung werden in England, Deutschland, Belgien, der Schweiz, dem Elsaß die Arbeitermassen dermaßen vermindern, daß der Bedarf an Händen die Menge der vorhandenen übertrifft, und die Steigerung des Handlohns wird so bedeutend werden, daß die arbeitenden Klassen künftig zu Wohlstand gelangen können, was sie zu einem viel höheren Grade von Unabhängigkeit, Intelligenz und zu einem politischen Einflusse emporheben muß, — einem Einflusse, der, man mag ihm gutwillig oder gezwungen Anerkennung gewähren, sich jedenfalls geltend machen wird. Es würde der Gesellschaft große Gefahren bringen, diese Gewißheit zu mißachten. Ich bin überzeugt, daß die australischen und kalifornischen Goldfunde, welche in San Francisco, Melbourne und Port Philipp schon das Einkommen eines Hausknechts oder eines Zimmermannsgesellen auf die Höhe der Minister-Besoldungen unserer deutschen Miniaturmonarchien gebracht haben, die Hoffnungen der socialistischen Schwärmer für die Arbeiterklassen ganz von selbst verwirklichen werden, ohne daß es der Lehre jener hirnverbrannten Theoretiker: „Eigenthum ist Diebstahl", und ihres Aufstachelns zu Raub und Plünderung bedürfe. Schon ist in England, seit dem Anfang der australischen Emigration, der Arbeitslohn auf eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für die Arbeitgeber beunruhigende Weise gestiegen, und wenn der Kontinent, wenn namentlich Deutschland von gleichartigen Wirkungen bis jetzt wenig verspürt hat, so ist die Ursache davon nur in dem allgemeinen Druck unserer gewerblichen Zustände zu suchen, die in einer solchen Lage sind, daß sie noch mehr Arbeitskräfte missen können, als bis jetzt auswanderten. Man entferne den Druck, der auf allen Aeußerungen des Volkslebens seit vier Jahren beständig und in täglich gesteigertem Maße lastet, und sofort wird in den wiederbelebten Gewerben sich Arbeitermangel geltend machen und mit denselben Wirkungen, wie jetzt in England.

Das bewegliche Kapital in der Hand der großen Masse, in der Hand der Arbeiter, ist allemal die Kraft und der Nerv der Demokratie. Dieses Kapital, welches durch den Arbeitslohn gewonnen wird, durchrinnt die Adern der Gesellschaft unaufhörlich, und je mehr dessen geschaffen wird und umläuft, um so höher äußert sich die Lebenskraft des Volkes, um so heftiger und unwiderstehlicher drängt es hin zu dem vernünftigen Ziel aller Vereinigung in Staat und Gesellschaft — zum gesteigerten Wohlergehen des Einzelnen in der Gesammtheit. Dieses Streben durchdringt die heutige europäische Gesellschaft unaustilgbar. Bald verfolgt dasselbe betretene Pfade, bald sucht es unbekannte Bahnen auf, und die Völker wandern jene Wege und diese Bahnen mit und ohne Bewußtseyn, bald willig, bald widerwillig, bald eine größere Strecke, bald, um sie nach wenigen Schritten wieder zu verlassen, und einen neuen Weg zu versuchen: — aber allezeit die allgemeine Richtung zum Ziele im Auge behaltend. Diese kann kein gesittetes Volk mehr verlassen. Es ist der Drang, den ihm die Zeit als Mitgift gab, und dem sich kein Volk entziehen kann, ohne in Barbarei zu versinken. Australiens und Kaliforniens Schätze aber werden dazu beitragen, jenem Drange Allmacht zu verleihen. —

DCLXXXI. Die königliche Erzgießerei in München.

In einer stillen, abgelegenen Ecke der Umgebung Münchens, unweit der Nymphenburger Straße, erhebt sich, aus der Mitte eines geschlossenen Hofraums, ein großes, massives, aber unscheinbares Gebäude, an dem einige schlechte Schuppen kleben. Schlacken- und Kohlenhaufen liegen umher zwischen Schutt von verfallenen Oefen und Haufen von Sand, Bausteinen, Mörtel und Scherben; gebrauchte, zerbrochene Formen aus Holz, Thon und Gyps lehnen an Wänden und in Winkeln, und die mancherlei Geräthe und Materialien und Werkzeuge zum Formen und Gießen, das rußige Aussehen der Mauern, Fenster und Thüren des Gebäudes, die langen, hagern, geschwärzten Kerle, die ab- und zugehen, oder Materialien, Erz, Gußtheile hin- und herkarren, die dicken, schweren Rauchwolken, welche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das KÖNIGL. ERZGIESSEREY
in München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unter Funkensprühen aus den Essen wirbeln und durch jede Dachluke das Freie suchen, das unheimliche Prasseln und Poltern im Innern des Hauses, der Feuerschein in jedem Fenster, — alles Dies läßt die Bestimmung des Gebäudes sogleich beim Eintritt in den Hof errathen. Metallene Kanonenläufe, die, theils ganz, theils zersägt, aufgeschichtet daliegen, und einzelne, unter Schuppen gelagerte, unvollendete, öfters kolossale Gußstücke, an welchen die Ciselirer hämmern und meißeln, feilen und raspeln, — entfernen auch den letzten Zweifel, daß man sich in der Erzgießerei befinde, in jener berühmten Anstalt, welche, was Vollkommenheit und Größe der Einrichtung und Meisterschaft in der Technik angeht, in der Welt ihres Gleichen nicht findet. Der Gedanke ist ergreifend und erhebend, daß man an der Stätte stehe, wo ein großer Theil jener bewunderten Denkmäler entstanden ist, welche die wahre oder lügnerische Größe von Menschen, Thaten und Reichen verherrlichen; Werke, welche Städte, Tempel und Paläste in allen Welttheilen schmücken, und wenn sie auch manche der Gefeierten in den Büchern der Geschichte nicht zu Ehren bringen können, doch von der Höhe und Trefflichkeit deutscher Kunst und Künstler dauerndes Zeugniß geben.

Die Erzgießerei ist unter die nützlichsten und gelungensten Anstalten zu zählen, welche König Ludwig I. in München dem Dienste der Kunst errichtete. Nachdem sie die nächstliegenden Zwecke erfüllt und Ludwigs großen Kunstschöpfungen den werthvollsten, bleibendsten Schmuck verliehen hatte, öffnete er, eingedenk, daß die Kunst der Welt gehöre, der Welt die Ateliers der Gießerei zur Benutzung, und seitdem hat die Anstalt ihr Wirken immer weiter ausgedehnt. Eine Menge der größten und herrlichsten Kunstwerke würde ohne sie gar nicht vorhanden seyn, oder doch nicht in der Vollkommenheit, in welcher sie aus einem Atelier hervorgegangen sind, das alle geistigen und technischen Mittel zu den höchsten Leistungen unter seinem Dache vereinigt. Keine Erzgießerei in der Welt ist, wie die Münchener, mit so vollkommenen Einrichtungen für kolossale Güsse versehen, und keine gebietet über solche künstlerische Kräfte und Erfahrungen. Stücke von 40,000 Pfund Gewicht können in einem Guß hergestellt werden. Der berühmte Erzgießer Stiglmayer hat die Ehre, der erste Einrichter und Vorstand dieser Anstalt zu seyn, und ihm verdankt die Gießkunst eine Menge der wichtigsten Verbesserungen. Stiglmayer starb im Jahre 1844 und fand in seinem Neffen und Schüler, dem jetzigen Inspektor Miller, einen würdigen Nachfolger. Miller ist der rechtmäßige Erbe von seines Onkels Ruhm. Er hat namentlich den Erzguß der größten Statuen zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, welche vor ihm unmöglich schien. Ich kenne nur einen deutschen Meister, welcher neben ihm genannt werden darf: der nürnberger Bürgschmied.

Der Künstler, dessen Griffel wir die Zeichnung zu unserm Stich verdanken, hatte bei der Aufnahme den glücklichen Moment getroffen, wo, nach gelungenem Guß des Haupttheils der kolossalen Bavaria, das Künstlerpersonal vor der Gießhütte auf Gerüsten beschäftigt war, das Gießstück zu reinigen und früher gegossenen Theilen an-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zupassen. Er machte die lebensvolle Scene zur charakteristischen Staffage seines Bildes, und aus dem Munde eines der am Torso beschäftigten Künstlers erfuhr er über die Herstellung des Wunderwerks Folgendes.

Schwanthaler hatte ein Modell der Statue 1840 in dreifacher Lebensgröße vollendet. Der König kam, sah und war begeistert von seiner Schönheit. „Es soll Sie unsterblich machen" — sagte er zum Meister, „wie die Pallas Athenä den Phidias". — Und er verfügte, daß die Ausführung in Erz in derselben Größe geschehe, wie die jenes Kunstwunders der alten Welt.

Dem königlichen Wort folgte die That auf dem Fuße. Bei der Erzgießerei wurde ein 120 Fuß hoher Thurm aus Gebälk mit Bretterverschlag errichtet und als Modellhaus ausgestattet mit Gerüsten, Gängen und Zugwerk. Man mauerte zum Postamente der Riesengestalt einen 10 Fuß hohen Sockel auf, 6000 Pfund Eisenstangen mit Schrauben und Muttern wurden zur innern Steifung, gleichsam zum Knochengerüst, zurecht gelegt, Thonmassen angefahren, hunderte von Gypsfässern herbeigeholt und aufgeschichtet. Aus dem Thon entstand unter der beständigen Aufsicht des Meisters zuerst die Gußhülse — die Masse der Gestalt — noch selbst gestaltlos. Darüber breiteten sich fußdicke Lagen, und nach und nach traten die Formen schwach und roh hervor. Bei dieser Arbeit vergingen mehre Monate. Weitere 6 Wochen kostete dem Meister das Studium der Gewandung. Ungeheuere Flächen und Laken aus gefeuchtetem Segeltuch hingen von den obern Gebälken des Modellhauses herab, und tagelang saß dort Schwanthaler, befehlend und korrigirend, auf einem Lehnstuhle, während seine Jünger den massenhaften Faltenwurf zurechtlegten. Nun erst folgte das eigentliche Formen der Reckin und ihres Beiwerks. Es dauerte vier Jahre, 1840—1844; denn in den Wintermonaten, in welchen man mit dem feuchten Material nicht arbeiten konnte, mußte das Formen ausgesetzt werden. Im Herbste 1841 wurde der Eichenkranz, den die Bavaria mit der linken Hand 9 Fuß über ihrem Haupte erhebt, fertig — das Urmodell selbst war vollendet. Das nächste Jahr verging in der Herstellung des Hülsenguſſes um das Modell für die einzelnen Stücke zum Bronzeguß: — lauter Arbeiten, bei denen viele, oft unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten zu besiegen waren. Und immer mit und unter seinen Schülern war Schwanthaler selbst dabei anzutreffen, immer selbstthätig, dort leitend, da nachhelfend, hier ändernd, da bessernd; denn nur seine begeisterte Phantasie vermochte das Urbild vor seinem innern Auge, durch alle Einzelbildungen der Theile so fest zu halten, daß seinem Blicke keine Abweichung entgehen konnte.

Als nun endlich das Thonbild, das zuerst nakt modellirt worden war, von dem eisernen Knochengerüste im Innern fest zusammengehalten, als Gewandstatue fertig da stand, und, gleich einem Marmorbilde, auf das Genaueste überarbeitet worden war, begann man die äußere Gypsschale auf dasselbe aufzutragen. Nach Erstarrung dieser Form, wurde sie in Stücken abgenommen, und der Thon aus dem Innern entfernt. Währenddem wurde ein Gypskern von kleinerer Dimension innerhalb einer Bretterverschalung gegossen, und um diesen wurden jene hohlen Formstücke von unten aufgebaut und zusammengefügt. Als dieses geschehen, und die Gypsform von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Außen gehörig gesteift und befestigt war, schritt man zum Ausguß des Raums zwischen der Gypsform und dem Kern, und nach Abnahme der Stückformen erhielt man so das erste vollendete Gypsbild der Statue zum Fertigmachen.

Es war im Herbst 1842. Jetzt handelte es sich um das Schwierigste, nämlich die letzte Ueberarbeitung des wegen der ungeheuern Dimensionen gar schwer zu übersehenden Ganzen, auf daß die Schönheiten der einzelnen Gliederformen in harmonischen Einklang gebracht würden zu einer einheitlichen, lebensvollen und plastischen Frauengestalt.

Das war nur möglich durch Anschauung und Studium in wohlbemessener Ferne. Es waren aber gar kalte stürmische Novembertage, in denen der schon kränkelnde Meister an diese mühselige, geistmarternde, — und doch für den Erfolg des so großen und gewagten Unternehmens entscheidende Arbeit gehen mußte; denn Stiglmayer, der Erzgießer, hatte seine nicht minder kolossalen Vorarbeiten im Gießhause fast vollendet: er drängte und der König drängte mit. Der Bretterverschlag wurde von den Seiten des Modellhauses abgenommen und durch eine weite, zeltartige Umhüllung von Segeltuch ersetzt. Zum Erstenmale erblickte des Meisters leibliches Auge die Bavaria frei, wie sie sein inneres Auge geschaut hatte. Er ward dadurch so ergriffen und aufgeregt, daß ihn ein Fieber packte und mehre Tage zu Hause gefangen hielt. Fortan war für ihn kein Rasten und Bleiben mehr. Stiglmayer erkrankte tödtlich, und Schwanthaler fühlte, daß seine eignen Tage gezählt seyen. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß er sich von dem Werke seines ewigen Ruhms werde trennen müssen, ehe er ihm die letzte künstlerische Vollendung gegeben, quälte seine Seele beständig. Schwanthaler war Vor- und Nachmittag, selbst im schlechtesten Wetter, auf dem Platze, und wenn ihm sein fortschreitendes Siechthum das Gehen versagte, so ließ er sich hinaus fahren oder tragen. Da sah man ihn, in der Ecke seines Wagens sitzend, in Pelz und Decken gehüllt, um die Statue fahren, mit gewandtem Blicke wiegend und messend, während auf den Gerüsten die Gehülfen und Schüler seinen Winken und Worten lauschten, um darnach zu ändern und zu bessern. Wenn es nicht nach seinem Wunsche ging, da geschah es wohl manchmal, daß er, seine Kränklichkeit vergessend, ärgerlich aus dem Wagen sprang, und die Gänge und Gerüste im Flugwagen ereilend, selbst noch Abänderungen und Verbesserungen beschaffte. So traf ihn einst der König, wie er mitten unter seinen Gehülfen handthierte, die, hoch oben an der Riesin wie Schwalben klebend, sie mit Hammer, Meisel und Feile bearbeiteten, hier wie in einem Gypsbruche Klumpen abschlagend, dort tiefe Furchen eingrabend, dort Massen von nassem Gypsteich zulegend — ändernd, was von unten dem Auge des Layen der Abänderung gar nicht werth erschien, ja oft keinem Sinn bemerkbar war, als dem feinen, scharfen, denkenden Auge des Meisters allein. Da rief ihn der König und er stieg herab während der Sturm heulte und ihn Schneegestöber anwehte, denn ein Theil der leichten Zeltbedachung war indeß vom Winde weggetragen worden. Unten um-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

armte ihn der König, hing dem vom Frost geschüttelten Meister seinen Pelz um und fuhr mit ihm nach Hause, während die Geschütze vom nahen Exercierplatze der Artillerie herüberdonnerten. „Wenn das Ehrensalven sind und sie Einem von uns Beiden gelten", sagte der König, „so gelten sie Ihnen; denn jeder Tag Ihres Schaffens ist ein Ehrentag".

Aber der Meister siechte mehr und mehr hin, und je näher seines Werkes Vollendung, je mehr drängte es ihn, sie zu beschleunigen. Endlich hatte im Herbste 1844 das Werk von seiner Hand die Vollkommenheit erhalten, die er geben konnte — und feierlich überantwortete er es nun seinem Freunde Miller, Stiglmayers Nachfolger, zur Metamorphose in Erz. Die leichte Hülle wurde entfernt — und als ob die Schönheit kubischer Multiplikation fähig wäre unter der Hand eines solchen Meisters — so stellte sich das Modell der Bavaria den bewundernden Augen der Kennerschaar dar.

Und wie der Koloß aufgestiegen war, so wurde er nun wieder abgebrochen unter Millers Leitung und stückweise ins Gießhaus gebracht, so daß die ganze Gestalt in sieben Theile zerfiel.

Die Kunst des Erzgießers beginnt bekanntlich mit dem Formen, und von diesem Arbeitsprozeß ist das Gelingen des Gusses selbst großentheils abhängig. Deshalb verlangt er die äußerste Sorgfalt. Die Stückformen des Modells werden zuerst um einen feuerfesten Kern in der Gießgrube aufgebaut, so daß zwischen beiden ein hohler Raum übrig bleibt, der beim Guß sich mit der Erzschale ausfüllt. Die ganze Gußform wird zuletzt mit Eisenklammern und Reifen in der Gießgrube verbunden und dann durch, um und unter der Form angebrachte, Feuerung trocken gebrannt. Die geringste Feuchtigkeit, die in der Masse zurückbleiben würde, würde den Guß, die Gießer, das Gießhaus selbst verderben. Unter den fürchterlichsten Detonationen würde die Form zerplatzen und das geschmolzene, feuerflüssige Erz zerstörend und zündend nach allen Richtungen hin geschleudert werden.

Schauerlich schön ist der Gießprozeß selbst bei so schweren Stücken, wo hunderte von Centnern des flüssigen Erzes aus dem Flammofen wie ein glühender, sprühender Bach der Form zuströmen. — Der Ofen glüht — das Gebläse stößt keuchend die Luftmassen in den Feuerheerd, — die Lohe steigt prasselnd und flackernd mit grünen und blauen Flammen die Esse empor; der Meister geht ab und zu und befiehlt den Schürleuten; alle andern Hände sind leblos — jede an ihren Posten. Die Gießgrube ist überdeckt mit Gebälk und Bohlen. Ueber ihr schwebt des Krahnens langer Riesenarm mit Ketten und Haken. Die Leitungskanäle aus Lehm für das flüssige Erz sind in Bereitschaft. Aus der Höhe des Gießhauses hängen die Ketten, welche die lange eiserne Stange zum Ausstoßen des Zapfens an der Ofenmündung in der Schwebe tragen, und zehn Männer haben sie gefaßt, gewärtig des Meisters Commando. Im Flammofen rollt's und zischt's, wie im Bauche eines Vulkans; man hört das Erzmeer wogen. Alles ist Spannung und Erwartung. Tiefer Ernst, der Gefahr sich bewußt, aber entschlossen ihr entgegenzutreten, — ruht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf allen Gesichtern. Schweigen schließt jeden Mund. Der Meister prüft zum letzten Male die Erzmasse mit einem langen Metallstabe — alle Hände ziehen sich krampfhaft zusammen — da fällt das Zeichen: — ein Ruck der zwanzig Hände, und in gewaltigem Schwunge stößt die schwere Eisenstange gegen den Zapfen — einmal, zweimal, dreimal und — heraus fährt der Feuerstrom mit unsaglicher Gewalt und gießt seine Wogen in weitem Bogen, leuchtend, Flammen von sich werfend, in eine Höhlung am Boden, — von der sie durch die Lehmkanäle den Oeffnungen der Gießform zufließt. Pfeifend und heulend entweicht vor dem einströmenden Erze die Luft durch die an verschiedenen Stellen angebrachten Röhren, — der Meister lauscht, in der heftigsten Spannung, auf jedes Geräusch — da tritt das geschmolzene Erz in den Gießröhren leuchtend empor: es ist das ersehnte Merkmal des Gelingens und ein freudiges „Hurrah" erschüttert das ganze Haus. Das Werk ist gethan und es ist gerathen. — Die Dicke der Erzschale der Bavaria beträgt kaum einen halben Zoll, und doch gehörten zu den größten Gußstücken 40,000 Pfund Metall. Der ganze Koloß wiegt 1560 Centner. Bei der Bavaria mußte sich die eben beschriebene Gußoperation nicht weniger als siebenmal wiederholen — denn in sieben Stücken wurde sie gegossen. Als die schwierigste Parthie erwies sich die Herstellung des Brustst ücks. Es handelte sich nämlich um die Verschmelzung von etwa 400 Centner Erz mit einem Male, d. h. um 100 Centner mehr, als je vorher der Flammofen eingenommen hatte. Schon war die Schmelzung weit vorgeschritten, da begann sie zu stocken. Es hing von dem rechtzeitigen Guß Vieles ab — nicht nur ein Werth von vielen Tausenden, auch eine Monate lange Arbeit stand auf dem Spiele. Vergeblich waren alle sonst wirksamen Hülfen des erfahrenen Meisteks; die äußere Atmosphäre, bei der drückendsten Sonnenschwüle, war dem Prozeß so entschieden hinderlich, daß nach 36stündigen Versuchen, das Erz in vollen Guß zu bringen, die Gehülfen den Muth sinken ließen und die Sache für verloren ansahen. Nur der Meister verlor den Kopf nicht. Seit 4 Tagen und Nächten war er nicht aus den Kleidern gekommen; — seine Körperkräfte waren ganz erschöpft, er befahl: „Gebt beständig Kohlen auf, so viel als nur der Ofen fassen kann, und feuert so fort, bis ich erwache". Und er schlich in sein Kämmerlein, sank auf's Bett und schlief ein. Seine Gattin war in den letzten 24 Stunden nicht von seiner Seite gewichen; sie theilte seine Aengsten und Sorgen; sie wachte auch jetzt an seinem Lager. Da hört sie Feuerruf — „die Gießerei brennt!" meldet ein Arbeiter in Bestürzung. Die allzugroße Feuerung hatte das Balkenwerk des Dachstuhls entzündet. Miller springt auf. „Um Gottes willen nur kein Tropfen Wasser!" schreit er, ergreift einen Arm voll angefeuchtete Tücher, klettert in den brennenden Dachstuhl — umschlingt die Balken mit den nassen Tüchern — die Arbeiter thun das Nämliche, — und während die Hälfte des Personals fortfährt, auf diese Art dem Brande Einhalt zu thun — untersucht er die Erzmasse im Ofen. Er findet sie gar und gut. Galt's vorher die höchste Geistesgegenwart, so galt's jetzt das kälteste Blut. Eine einzige Hand voll Wasser aus zu feuchten Tüchern zufällig in den Ofen träufelnd hätte unfehlbar die Zer-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

störung des Hauses und den Tod der Menschen drinnen durch Explosion zur Folge gehabt. — Während die Arbeiter oben fort und fort um das brennende Gebälk angefeuchtete Tücher schlugen, traf der Meister besonnen und ruhig die Anstalten, um mit der andern Hälfte des Personals den schwersten aller Güsse zu Stande zu bringen. Seine Anordnungen sind geschehen, jeder harrt des Zeichens — da schlägt die Thurmglocke die Mitternachtsstunde, und als der zwölfte Schlag verklungen ist, ruft der Meister mit feierlicher Stimme:

„Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!"

Und —

„Kochend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerrothen Wogen".

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Aber gelungen war der schwere Guß in wunderbarer Vollkommenheit, wie keiner der frühern, und der Meister konnte mit froher Zuversicht seinen Gesellen zurufen:

„Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide,
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn das Bild soll auferstehn,
Muß die Form in Stücken gehn".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die BAVARIA
und die Ruhmshalle in München.

DCLXXXII. Die Ruhmeshalle und der Koloß der Bavaria bei München.

An das westliche Ende der bayerischen Königsstadt stößt eine begraſete Haide, die Thereſienwieſe genannt, der Schauplatz der ſogenannten landwirthſchaftlichen Volksfeſte, welche jährlich im Oktober abgehalten werden; in Zeiten politiſcher Bewegung auch wohl der Ort, wo ſich das Münchener Volk um ſeine Tribunen und ihre Rednerbühnen verſammelt. Das Iſarthal, deſſen hohe Bergwände ſchon weit oberhalb München ſich verflacht haben, bildet von Sendling aus eine unfruchtbare, dürre Kieſelfläche — nur unterbrochen durch einen ſchmalen Landrücken, der ſich, etwa eine halbe Stunde vom Rinnſal des Fluſſes, auf der linken Seite, kaum 30 Fuß hoch aus der Haide erhebt. Dies iſt die Sendlingerhöhe, welche von der einen Seite die Thereſienwieſe einrahmt. Auf dieſer Anhöhe, die gleichſam einen natürlichen Sockel bildet, ſteht ein doriſcher Tempel von Marmor, und vor demſelben, auf erhöhetem Poſtament, ragt jenes Standbild von Erz, welches an Maſſe wie an Kunſtherrlichkeit alles Vorhandene gleicher Art weit übertrifft — der Koloß der Bavaria. — Der Standort iſt gut gewählt — obſchon die Oede der Umgebung der äſthetiſchen Wirkung einigen Eintrag thut. Der Ausblick über die weite Fläche hin umfaßt einen großen Theil des altbayeriſchen Landes bis zu den Vorbergen der Alpen. Die Fronte des Baus iſt der Stadt zugekehrt, deren ſüdliche Hälfte man überſieht.

Wie alles Künſtleriſch-Große, womit in dieſem Jahrhundert das bayeriſche Land und ſeine Hauptſtadt geziert worden ſind, ſich an den Namen des Königs Ludwig knüpft, ſo auch dieſes Denkmal. Wie die Walhalla an der Donau zu Stauf (vgl. Univ., Bd. 7, S. 125) ein Monument zur Verherrlichung der ruhmwürdigſten Männer und Frauen des deutſchen Geſammtvolks ſeyn ſoll, ſo iſt das der Ruhmeshalle auf der Sendlinger Höhe ausſchließlich dem Ehrengedächtniß jener Bayern geweiht, die ſich bleibende Verdienſte um ihr engeres Vaterland erworben haben. Wie dort an der Donau, ſo hier an der Iſar, iſt das Säulenhaus dazu beſtimmt, die Büſten der Gefeierten aufzunehmen und für die Nachwelt aufzubewahren. Kein Verdienſt iſt ausgeſchloſſen um des Glaubens oder des Standes willen; neben den Bauer der großen That oder des hervorragenden Wirkens iſt der verdiente Regent des Landes geſtellt, neben den Förderer der Wiſſenſchaft der Held der Schlachten, neben den anſpruchloſen Gewerbsmann der große Staatsmann; der unſterbliche Dichter ſteht dem nützlichen Erfinder gegenüber. Alle Jahrhunderte, bis zu den früheſten, welche der bayeriſche Name erreicht, haben in dieſem Tempel des Ruhms ihre Repräſentanten, und auf die verdienten Männer künftiger Zeiten harren die leergelaſſenen Niſchen. Erhaben und groß iſt die Idee, aus der dieſes Denkmal ent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sprungen ist; sie ehrt seinen Urheber so unvergänglich, wie die Ausführung die Künstler ehrt, die jener Idee die edelste Gestalt und Wirklichkeit gegeben haben. Ludwig, Klenze, Schwanthaler und Miller, — der König, der Baumeister, der Bildhauer und der Erzgießer — gehen als unzertrennliche Genossen auf die Nachwelt über.

Der Bau stellt sich als eine offene Säulenhalle im dorischen Style dar. Aus der 230 Fuß langen Hauptfaçade treten an beiden Enden zwei Flügel hervor, deren Giebel je vier Säulen unterfangen. Die innere eigentliche Büstenhalle umzieht den Hintergrund der Area, und sie wird durch eine mit farbigem Marmor bekleidete Umfassungsmauer gebildet, die sie, vorn offen, nach drei Seiten schließt. An den innern Wandungen dieser Halle ist für zweihundert Marmorbüsten in Hermenform Raum geboten. Erzthore schließen die beiden Vorhallen. Die äußern und innern Skulpturornamente des Tempels sind, seiner Bestimmung und dem Geiste des dorischen Styls angemessen, — ernst, einfach, groß. Unter den stark markirten, mit Tropfen verzierten Dachvorsprüngen sind die Metopen des Frießes mit Reliefen geschmückt, 50 an der Zahl, mit 44 Viktorien dazwischen. Die beiden Giebelfelder füllen runde Marmorbilder, welche die 4 Stämme, aus denen das bayerische Volk besteht, (Bayern, Schwaben, Franken und Pfälzer) darstellen. Die Dachung ist von Kupfer und wird von einem eisernen Stuhle getragen.

Ein Eichenhain umgibt den weißmarmornen Tempel des Ruhms zu beiden Seiten und im Hintergrunde; aus der Mitte des Vorgrundes aber steigt auf dem 40 Fuß hohen Postamente der 65 Fuß große Erzkoloß der Bavaria empor, die Dachung des Tempels mit der halben Höhe überragend. Durch eine metallene Thüre an der Rückseite des Postaments zugänglich, führt eine Wendeltreppe aus Gußeisen im Innern hinan ins Haupt. Da befinden sich Ruhebänke; für 20 Menschen ist Raum. Oeffnungen unter beweglichen Kranzblättern führen Licht zu. — Es ist hier oben eine köstliche Aussicht auf die Stadt gegen Ost, über das weite, mit Städten und Dörfern besäete Land gegen Nord und West, — nach Süd aber bis zu den Zinnen der Alpen, weit hinaus über die Grenze des Reichs. Eine Tafel im Schädel der Statue trägt folgende Inschrift: „Dieser Koloß, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modellirt von Ludwig Schwanthaler und wurde in den Jahren 1844 bis 1850 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller".

Wir haben (vergl. den vorigen Aufsatz) das Bild gedeihen sehen, wir haben, sie nachschildernd, die Sorgen und Mühen der schaffenden Künstler getheilt; wir sind nun im Stande, das sieghaft Vollendete zu betrachten und zu bewundern und Miller's, des Erzbildners, Entzücken nachzufühlen, als bei der feierlichen Enthüllung des aufgestellten Kolosses der Chor der Sänger ihn mit den Worten Schiller's begrüßte:

„Freude hat mir Gott gegeben!
Seht! Wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metall'ne Kern.
Von dem Helm zum Kranz,
Spielt's wie Sonnenglanz!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die RUINEN bei FUTTEPOORE
in Indien.

Die Wonne, welche der Meister Miller aus vollem Becher schlürfte, die Genugthuung, welche dem König Ludwig beschieden war, sich im Sonnenlicht der Wirklichkeit seines schönen Gedankens erfreuen zu können, — das war dem eigentlichen Helden an diesem großen Triumphtage der neuern Kunst versagt. Unserm Schwanthaler war es nicht vergönnt, sein unsterbliches und erhabenstes Werk vollendet auf dem Postamente zu sehen und den Jubelpreis einzuernten am Enthüllungsfeste. Der goldene Lorbeerkranz, den ihm sein König bereitet hatte für jenes Fest, — er zierte schon seine Stirn im Campo Santo, wo der König und Freund dem sterblichen Reste des Unsterblichen ein Ehrengrab anwies. Auch Stiglmayer war unter den Vorbereitungen für den Guß des Kolosses früher aus dem Leben geschieden. Beider Meister Büsten stellte König Ludwig in der nämlichen Halle des Ruhms auf, zu deren Ausschmückung er sie berufen hatte.

DCLXXXIII. Die Ruinen von Futtepore in Indien.

Ruinen! Alles, was uns umgibt, ruft: „Ruinen!“ — Kein Auge kann sich aufthun, ohne sie zu schauen; kein Fuß sich erheben, ohne auf eine Welt der Zerstörung zu treten, ja, der Gedanke selbst kann ihnen nicht entgehen. Flöge er an's Ende der Welt, so träfe er sie; tauchte er in den Grund des Meers, er würde sie finden; senkte er sich in den tiefsten Schacht, er würde ihnen begegnen; stürzte er sich in den Raum des Himmels, er sähe zertrümmerte Sterne auf ungeordneten Bahnen kreisen. Ist nicht unser ganzes Erdendaseyn selbst nur eine Ruine? Wo ist der Glückliche, der sagen dürfte, es sey nicht aufgebaut auf den Trümmern seiner Hoffnungen, Erwartungen und Wünsche?

Hierin ist wohl auch der eigentlichste Grund für jene geheimnißvolle Anziehungskraft zu suchen, welche der Anblick von Ruinen auf den menschlichen Geist ausübt, und welche oft um so mächtiger wirkt, je großartiger das Bild der Zerstörung ist, das wir betrachten. Schon der stumpfeste Sinn kann keine graue Burgtrümmer sehen, ohne daß ihm die Bemerkung entschlüpfe: „wie hat sich doch die Welt verändert!“ Wie viel lebhafter werden aber die Empfindungen des gebildeten Menschen seyn, wenn er eintritt in die versunkenen Thorhallen Thebens, oder unter den Portikus der Parthenais, oder in die Rotunda des Colosseums, oder in die Straßen Pompeji's, wo ihn das griechische Leben, wie es vor zwei Jahrtausenden war, so frisch und geistverwandt anweht.

Anders wird er auf den Gräbern der indisch-moslemitischen Kultur empfinden. Diese ist eine Kultur von gestern her, und wie fern und wie fremd ist uns dennoch ihre Erscheinung! Kein Band verknüpft uns mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die RUINEN bei FUTTEPOORE
in Indien.

Die Wonne, welche der Meister Miller aus vollem Becher schlürfte, die Genugthuung, welche dem König Ludwig beschieden war, sich im Sonnenlicht der Wirklichkeit seines schönen Gedankens erfreuen zu können, — das war dem eigentlichen Helden an diesem großen Triumphtage der neuern Kunst versagt. Unserm Schwanthaler war es nicht vergönnt, sein unsterbliches und erhabenstes Werk vollendet auf dem Postamente zu sehen und den Jubelpreis einzuernten am Enthüllungsfeste. Der goldene Lorbeerkranz, den ihm sein König bereitet hatte für jenes Fest, — er zierte schon seine Stirn im Campo Santo, wo der König und Freund dem sterblichen Reste des Unsterblichen ein Ehrengrab anwies. Auch Stiglmayer war unter den Vorbereitungen für den Guß des Kolosses früher aus dem Leben geschieden. Beider Meister Büsten stellte König Ludwig in der nämlichen Halle des Ruhms auf, zu deren Ausschmückung er sie berufen hatte.

DCLXXXIII. Die Ruinen von Futtepore in Indien.

Ruinen! Alles, was uns umgibt, ruft: „Ruinen!“ — Kein Auge kann sich aufthun, ohne sie zu schauen; kein Fuß sich erheben, ohne auf eine Welt der Zerstörung zu treten, ja, der Gedanke selbst kann ihnen nicht entgehen. Flöge er an's Ende der Welt, so träfe er sie; tauchte er in den Grund des Meers, er würde sie finden; senkte er sich in den tiefsten Schacht, er würde ihnen begegnen; stürzte er sich in den Raum des Himmels, er sähe zertrümmerte Sterne auf ungeordneten Bahnen kreisen. Ist nicht unser ganzes Erdendaseyn selbst nur eine Ruine? Wo ist der Glückliche, der sagen dürfte, es sey nicht aufgebaut auf den Trümmern seiner Hoffnungen, Erwartungen und Wünsche?

Hierin ist wohl auch der eigentlichste Grund für jene geheimnißvolle Anziehungskraft zu suchen, welche der Anblick von Ruinen auf den menschlichen Geist ausübt, und welche oft um so mächtiger wirkt, je großartiger das Bild der Zerstörung ist, das wir betrachten. Schon der stumpfeste Sinn kann keine graue Burgtrümmer sehen, ohne daß ihm die Bemerkung entschlüpfe: „wie hat sich doch die Welt verändert!“ Wie viel lebhafter werden aber die Empfindungen des gebildeten Menschen seyn, wenn er eintritt in die versunkenen Thorhallen Thebens, oder unter den Portikus der Parthenais, oder in die Rotunda des Colosseums, oder in die Straßen Pompeji's, wo ihn das griechische Leben, wie es vor zwei Jahrtausenden war, so frisch und geistverwandt anweht.

Anders wird er auf den Gräbern der indisch-moslemitischen Kultur empfinden. Diese ist eine Kultur von gestern her, und wie fern und wie fremd ist uns dennoch ihre Erscheinung! Kein Band verknüpft uns mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer barbarischen Gesittung, welche nie aus dem engen Kreise despotischer Herrscher und ihrer Satrapen drang, und die sich stets nur auf das bitterste Volkselend, durch Sklaverei und Rechtlosigkeit erzeugt, gestützt hat. Kein Gedanke betrauert den Untergang ihrer Paläste und Mausoleen, deren Steine Menschenblut kittete und in deren Pracht und Ueppigkeit das Vermögen, der Wohlstand, das Glück ganzer Völker begraben lag. Der Geist der Humanität, welcher bei einem griechischen Säulenknauf, den ein Brombeerstrauch liebend umrankt, sich wehmüthig erregt fühlen kann, geht froh an den Trümmern solcher Tyrannenherrlichkeit vorüber.

Auch an dir geht er ohne Trauer vorüber, du letzte Trümmer von Akbar's weltberühmtem Säulenhaus bei Futtepore,—dem Hause jenes gefürchteten Akbar's, der, der Größte der Moguldynastie, halb Indien verwüstet und sein Eroberungsschwert in das Blut von mehr als einer Million Menschen getaucht hat. Die Werke seiner Pracht sind vergangen nach zwei kurzen Jahrhunderten; sein Geschlecht ist ausgerottet; aber seine Unthaten hat die Geschichte in ihr Buch eingetragen. Da werden sie verzeichnet bleiben, nachdem die fortschreitende Gesittung das letzte Kranzblatt falschen Ruhms von seinem Haupte längst gestreift hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AARAU

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXXIV. Aarau.

In jedem Volke ist eine Offenbarung, die von Oben kommt, und durch jedes Volksleben geht ein Strahl vom Himmelslicht, vor dem der dunkle Erdengeist sich beugt. An ihm läuft der Volksgedanke hinan zum ersten Ahnherrn, und am Ursprung der Menschheit sucht er die ersten Keime seines eignen Wesens auf. Jede Nation hat ihre Mythen und Traditionen als Lebensmitgift, und trägt durch die Jahrhunderte Gebräuche und Institutionen, in denen ihr eigenstes Leben, oft unbewußt, wurzelt. Daher das feste Anhängen der Völker an alles geschichtlich Ueberlieferte, — des Volks Gedächtniß, das jede Vergangenheit unsterblich macht; daher das zeitweilige Wetterleuchten der alten Erinnerungen, welche ein Volk mit in seine Endlichkeit hinabgenommen hat; daher die Blitze, welche dann und wann, als allgewaltige Ideen, aus der Vergessenheit die Gegenwart durchzucken, daher der unaustilgbare Zug und Drang, Verlornes wieder zu gewinnen, Umgestürztes wieder aufzurichten, und Altes, was die Probe der Zeit bestanden, wieder an des Neuen Stelle zu setzen, sofern sich das Neue als unzweckmäßig oder nachtheilig erwieß. Gerade in den Tagen der Gefahr und schweren Bedrängniß von außen wird sich in einem lebenskräftigen, willensstarken und von der Freiheit gestählten und erhobenen Volke dieses Streben, diese Sehnsucht nach den alten Horten seiner Freiheit und Unabhängigkeit am entschiedensten äußern. Unter dem stärksten Druck, der zu entmuthigen, zu entzweien und zu trennen strebt, wird die treue Anhänglichkeit der Volksgenossen an die Institutionen, welche die Unabhängigkeit und Ehre des Landes in frühern Zeiten gewahrt haben, sich am wärmsten und opfermuthigsten zeigen, und wird jene Bruderliebe unter den Volks- und Bundgenossen sich entwickeln, die einen Mittelpunkt und Anhalt in den gemeinsamen Heiligthümern findet. Ein solches Heiligthum, das theuerste unter Allen, ist die Freiheit selber — und in dem Streben, sie unangetastet und unversehrt zu bewahren, hat ein freies Volk immer das stärkste Band der Einigung zu suchen. Bruderliebe um der Freiheit willen, sie soll der Stern seyn, welcher, wenn die Wolken fremder, übermächtiger Unterdrückung am Horizonte aufsteigen, den Muth und das Vertrauen in alle Herzen strahlt. Sie sey in der Nacht der Bote für den kommenden Tag; sie sey die Kraft, die dem Uebermaße fremden Hochmuths und dreister Ansprüche würdig und nachdrücklich zu begegnen weiß und die ange-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fochtene Einheit des Volkslebens zu bewahren oder herzustellen trachtet; sie sey der unverwüstliche Grund, auf dem die großen Thaten wachsen, der Geist, der ein freies, lebensfähiges Volk alle Krisen überstehen, alle Gefahren überwinden, und aus jeder Katastrophe es wieder aufschwingen läßt, wie ein Phönix aus der Asche.

Es befindet sich aber das Volk der Schweiz gegenwärtig in einer kritischen Lage voll äußerer Anfechtung, aus welcher es nur die Einheit in der Bruderliebe, von dem Muthe der Freiheit getragen, sicher und ehrenhaft führen kann. Einheit in der Bruderliebe und in festem Zusammenstehen muß das unwandelbare Dogma des schweizer Volksgedankens seyn und bleiben. In ihr werde das Palladium der gemeinsamen Unabhängigkeit erkannt, sie mache in jedem Schweizer das Bewußtsein lebendig, daß seine Freiheit aus einer gemeinschaftlichen Wurzel empor gewachsen; sie sey die Fackel, die unauslöschlich brennt, die Lohe, die zum Himmel schlägt, das Schwerdt, das die Ungebühr rächt; in ihr erblicke er das heilige Zeichen des Siegs, wenn die Ehre nur die Wahl zwischen Demüthigung und Kampf gelassen; sie sey das Fundament seines Daseyns, die Achse der Schweizer Erde.

Doch in der Centralisation der Bundesgewalt, wie sie gegenwärtig besteht, haben, meines Bedünkens, weder die einheitliche Bruderliebe, noch der Stolz der Freiheit, ihren wahren Ausdruck gefunden. — Jenes Erbe eines heillosen Zerwürfnisses (des Sonderbundskrieges), hat vielmehr, wie es mir scheint, der alten Freiheit und Unabhängigkeit der Eidgenossen mehr geschadet, als genützt. Es konnte von den wohlmeinenden Männern, welche in der Centralisationsidee eben so befangen waren, wie unsere Parlamentsprofessoren zu Frankfurt, dem Schweizervolke nichts Zweckwiderigeres geboten werden, als jene die frühere Selbstständigkeit der Kantone einschränkende Verfassung, durch welche ein Bundesstaat an die Stelle des uralten Staatenbundes gesetzt ward und an den Platz des alten Particularismus der Centralisationsgeist, welcher der Freiheit allemal Eintrag thut. Die Männer, welche damals das Heft in der Hand hatten, haben nicht an den Arzt gedacht, welcher dem Kranken, des bösen Fingers halber, den Arm ablöste. Sie haben die Schweiz dahingebracht, dem kecken, rührigen, bis zur Kühnheit muthigen, auf seine Freiheit und Selbstständigkeit eben so stolzen als eifersüchtigen Kantonsgeist, bei dem fünfhundert Jahre lang die Republik mit Erfolg bestand, zu entsagen. Anstatt, wie es sonst unter der alten Föderativverfassung geschah, streng, starr, und im Vollbewußtseyn der Volkskraft rücksichtslos die Unabhängigkeit vom Auslande zu behaupten, sieht man jetzt den centralisirten Schweizerstaat zahm, rücksichtsvoll, bedächtig und diplomatisirend, sich schmiegen und einfügen in die Ordnung des europäischen Fürstenbundes, und wo jeder Zoll die Volksherrlichkeit gewesen mit allen republikanischen Tugenden und Fehlern, da ist unter dem Dache des Centralstaats eine Art Regierung erwachsen, welche auf jeden Mißton von Außen erschrocken horcht und bei jedem Windstoß die Segel reßt oder einzieht. Die centralisirte Schweiz ist auf dem besten Wege eine Büreaukraten-Republik zu werden, welche so wenig Furcht mehr einflößen wird, als ein Menagerie-Löwe, dem man Zähne und Klauen ausgebrochen hat. Was dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schweizervolke die Centralisation an materiellen Vortheilen gegeben hat: Telegraphen, Einheit in Maaß, Gewicht, Währung und Porto, Gesammtvertretung in Handels- und Zollsachen ꝛc., ist allerdings hoch anzuschlagen; doch aber es ist kaum zu rechnen gegen Das, was die Centralisation dem Volke an höhern Gütern schon kostet und noch kosten wird.

Es ist nicht zu läugnen: durch die Adoption des Centralisationsprinzips hat sich die Schweiz von den Traditionen eines halben Jahrtausends losgesagt und, nach Dem, was bis jetzt zu beobachten war, hat sie durch die Verpuppung ihrer lebenskräftigen Föderativrepublik in einen Bundesstaat keineswegs an Achtung, weder von Innen noch von Außen, gewonnen. Eine Nationalität, die so scharf ausgeprägt ist, wie die Schweizerische, eine Nationalität, welche den Rost von so vielen Jahrhunderten an sich trägt — unter einen neuen Stempel zu bringen — das kann weder ihr Schrot, noch ihr Korn verbessern oder erhöhen. Inzwischen wird das schwächliche Kind der Verlegenheit wohl für keine Nachkommenschaft zu sorgen und zu erwerben haben. Die Centralisationsverfassung war zu entschuldigen als ein Erzeugniß des dringenden Augenblicks und hat in der Stunde vergangenen Zwiespalts ihren Dienst gethan. Den größeren Gefahren, wie sie heute die Schweiz bedrohen, den viel größeren, die noch kommen werden, ist sie nicht gewachsen. Dazu mag jene gröbere Hülle taugen, welche der Stürme und Wetter schon so viele bestanden hat, und dieses unschätzbare Erbe wird der gesunde Volkssinn wieder erfassen, so bald er den positiven Werth oder Unwerth der jetzigen Centralverfassung klar erkannt hat. Die Zeit ihrer Prüfung ist gekommen und bald genug dürfte dem Schweizervolke die Einsicht werden, daß eine gestärkte, erkräftigte Föderativverfassung nach altem Prinzip, ein verlässigerer Geist sey, als jener diplomatisirende Centralisationsgeist mit der leeren, schüchternen, zahmen Höflichkeit nichtiger Staatskunst, der niemand traut und die niemand fürchtet. Jener wußte, was er wollte, und hat allezeit sich Respekt vom Auslande zu verschaffen gewußt. Wenn sich aber vor dem Centralstaat unverschämte Forderungen herauswagen, so thun sie es sogar ohne Furcht, mit gleicher Münze bezahlt zu werden.

Wer sehen will, was die Selbstregierung in Freiheit schaffen kann, der komme in's Aargauer Land! Noch vor zwei Jahrhunderten sah man in demselben gedrücktes, leibeigenes Bauernvolk, an Zahl kaum 10,000 Familien, in elenden Dörfern und Flecken um die Burgen des Adels oder um die Klöster und Prälaturen geistlicher Zwingherrn in Unwissenheit, Schmutz und Armuth hausen; denn nur in den Thälern war dürftiger Anbau, und mit Waldungen, Sümpfen und Mooren war das übrige Land bedeckt. Jetzt wohnen auf dem Flächenraum von kaum 25 Geviertmeilen fast 190,000 freie, fleißige und gebildete Menschen, und mit der Physiognomie des Volkslebens ist auch die des Landes gänzlich verändert worden. Die Burgen der stolzen Leibherren und Ritter sind von den Höhen ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwunden oder schmücken als malerische Trümmer die Landschaft; die Klöster und reichen Stifter, wo Müßiggang sich mästete, und Aberglaube und Verdummung Propaganda machten, sind zu Stätten des gewerblichen Fleißes oder zu Pflanzschulen für Volksbildung und Unterricht geworden, die Flecken wuchsen zu Städten an, die Städte wurden Sitze des Wohlstands und der Intelligenz, und die einstigen Urwälder und Wildnisse verwandelten sich in eine Landschaft, welche an Fruchtbarkeit und lachender Schönheit ihres Gleichen sucht. Der Kanton gehört zur sogenannten ebenen Schweiz, jenem gepriesenen Hügellande, welches sich von den Rändern des Hochgebirgs in Ost und Nord nach dem Thale des Rheins hin abdacht, dem es seine Flüsse und Bäche durch liebliche Gründe zusendet. Die Aar, die dem Lande den Namen gibt, ist sein Hauptstrom und in dieselbe münden die meisten übrigen Flüsse des Kantons. Alle Thäler sind die Sitze einer überaus zahlreichen Bevölkerung, die weniger in eng zusammengedrängten Dörfern, als in einzelnen Gehöften wohnen, welche, abwechselnd mit Fabriken, Landhäusern, Mühlen, Feldern und Wiesen, Weinreben und Obstpflanzungen, in den Gründen bis zu ihren Spitzen hinziehen, während sich auf den Höhen selbst ansehnliche Kirchdörfer inmitten großer Fruchtfelder gelagert haben. Prächtige Kunststraßen durchziehen das Ländchen in allen Richtungen, ein nie rastender Verkehr bewegt sich auf denselben und überall treten die heitern Bilder menschlicher Thätigkeit, Intelligenz und Ordnung dem Auge entgegen. Sie geben Zeugniß von Dem, was, unter einer weisen Verfassung und patriotischen Führern, die demokratische Selbstregierung selbst in engern Wirkungskreisen für treffliche Früchte hervorbringen kann.

Und sie hat sie hervorgebracht in wenigen Jahrzehnten; denn das Daseyn des Aargaus, als eines freien selbstständigen Staats (Kantons) datirt sich vom Beginn des laufenden Jahrhunderts. Die neue Republik entstand aus den buntschäckigen Lappen und Flicken der alten Feudalwirthschaft der benachbarten Kantone, den Territorien der Klöster, Stifter und Prälaturen der Kirche, und, wie das österreichische Frickthal, aus mancherlei Besitzungen fremder Fürsten, die durch Friedensschlüsse, oder auf Napoleons, des damaligen Vermittlers Diktat, der Schweiz einverleibt wurden. — Alle diese Länderfetzen besaßen seit Jahrhunderten von einander abweichende Gesetzgebungen, Gewohnheiten und örtliche Interessen. Selbst der Charakter ihrer Bewohner hatte verschiedene Physiognomien. Religion und Glaubensformen waren nicht weniger mannigfaltig als der Stand der Intelligenz und Schulbildung. Im alten Aargau galt der reformirte Glaube, zu kaltem, todten Formenwerk verknöchert; im Frickthale der Katholizismus, von Joseph II. Geist durchweht; im Freiamt und in der Grafschaft Baden hatte der finstere, gedankenlose, alleinseligmachende Priester- und Mönchsglaube neben krasser Unwissenheit seine Stätte. In mehr denn einer Ortschaft konnte der Vorstand nicht einmal seinen Namen schreiben. Noch ein Uebel kam dazu. Viele der Landesgenossen waren keine Staatsgenossen. In der Schweiz, wie im alten Germanien, und wie jetzt wieder in Nordamerika, ruht das Leben der Republik, des Staats, auf dem Leben der Gemeinde; dies ist die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wurzel, aus dem jenes sproßt. Die Selbstregierung geht von der Gemeinde aus, — die ihre Beamten, Richter, Lehrer, Pforrer ohne Zuthun der Regierung wählt. In den Schweizergemeinden ist aber Niemand stimm- und wahlfähiger Bürger, als wer zum Mitgenuß an Kirchen- Schul- und Armengut, den Kapitalien, Waldungen und Ländereien berechtigt ist. Diese sind gemeinsames Vermögen der Ortsbürgerschaft. Ohne Ortsbürgerrecht hat kein Ortseinwohner (Insasse) Stimm- und Wahlrecht; ohne Ortsbürgerrecht hat auch keiner Staatsbürgerrecht in der Schweiz. Es kann einer vom Urgroßvater her in der Schweiz ansässig seyn, und ist doch — kein Schweizer. — Es kann aber auch der Bürger einer Gemeinde eines Kantons niemals Bürger in einem andern Orte der Eidgenossenschaft seyn; und hätte er in allen Kantonen Grundbesitz im Werth von Hunderttausenden: er wäre doch nur in dem einen Ort Bürger, in allen andern bliebe er ohne ortsbürgerliche Rechte. Diese Eigenthümlichkeit des schweizerischen Staatsthums, uralten deutschen Herstamms, wird von Auslande selten mit Klarheit begriffen und veranlaßt daher häufig die irrigsten Ansichten. — Nun aber lebten damals in Aargau viele Tausende, deren Voreltern seit Jahrhunderten vielleicht Einwohner des Landes gewesen waren und doch keine Bürger; es lebten Nachkömmlinge eingewanderter Handwerker und Arbeiter in den Gemeinden zu Tausenden, welche ihr ursprüngliches Vaterland verloren und vergessen hatten; andere Tausende, die Nachkömmlinge von französischen Flüchtlingen aus der Hugenottenverfolgung und von Proselyten aus katholischen Kantonen, welche mit dem Uebergang zur evangelischen Kirche das alte Heimathsrecht eingebüßt hatten; andere Tausende, Nachkommen von Fremdlingen aus aller Herren Länder, welche vor der Verfolgung der Tyrannen ein Asylrecht angesprochen und erhalten hatten; endlich eine große Anzahl von Heimathlosen — von jener Menschenklasse ohne bleibende Stätte, die, mit Duldungsscheinen versehen, in sämmtlichen Kantonen der Schweiz umherzogen, und denen man, nachdem sie zur wahren Landplage geworden waren, feste Wohnsitze anwies, bei welchem Akt dem Aargau nicht weniger als 600 dieser Unglücklichen zufielen.

Und aus solchen Bestandtheilen sollte eine Republik geschaffen werden, und zwar eine demokratische, ruhend auf der Grundlage vollkommener Rechtsgleichheit aller Bürger! Demungeachtet haben wenige Jahre hingereicht, um durch den sittigenden Einfluß der Freiheit der Presse, des Gewissens, des Verkehrs, der Niederlassung, der Obrigkeitswahlen, — kurz der Selbstregierung — alle früher einander völlig fremde Volks- und Landestheile des jungen Freistaats zu verbrüdern, den Gemeingeist zu wecken und alle guten Kräfte in dem braven Volke zur heilsamen Regsamkeit und zum segensreichen Wirken zu entfalten. So wurde ein Staatsleben geschaffen in diesem glücklichen Ländchen, das nicht nur wetteifern konnte in öffentlichen Ordnungen und Einrichtungen mit den besten der ältern Schweizer Kantone, sondern für manche ein Vorbild war und geblieben ist bis zur Stunde, würdig ihrer Nacheiferung und beneidet von Vielen. Dazu waren in dem Land keine Befehle eines

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Monarchen, keine Garnisonen, keine lauernde Polizei, keine amtlichen Wächter bei jeder Volksthätigkeit, keine leitende, bevormundende, regelnde Büreaukratie, kein Pochen der Regierung auf den Beistand stehender Truppenmassen und auf fremde Intervention, keine Gesetzgebung, die den Bürger zum Knecht der Staatsmacht erniedrigt, und ihn der legalen Willkühr der Regierungsgewalt überliefert, nöthig. Das Alles fehlte im Aargau. Hier that's der von der vollen Volksfreiheit geweckte und getragene Patriotismus der intelligenten Bürger, der gesunde Menschenverstand, die Rechtlichkeit des Volks, die durch die freie Besprechung in der Presse Allen klar gewordene Einsicht Dessen, was dem Lande frommt, und vor allem das stolze Bewußtseyn staatsbürgerlicher Unabhängigkeit in jedem Einzelnen, welchem die Selbstregierung den rechten Ausdruck gab. Begünstigend wirkte allerdings in Aargau, daß so treffliche und weise Männer wie Zschokke und seine Freunde, bei der Organisation des Staats großen Einfluß gewannen, und daß hier alles neu zu schaffen war, alte Vorurtheile also, verrostete Institutionen und durch Alterthum und Herkommen ehrwürdig gewordene Gebrechen keinerlei Berechtigung anzusprechen hatten, die dem Neuen hindernd oder feindlich in den Weg traten. Kaum ein halbes Jahrhundert ist seit der Gründung der Aargauer Republik verflossen, und wenn man den Zustand von Damals und Jetzt vergleicht auf diesem glücklichen Fleckchen Erde, so möchte man an Wunder glauben. Viele leben noch, die an dem Werk geholfen haben, und mancher Graukopf, dessen jugendliche Hand den Grundstein legen half, blickt an den Bau mit stolzer Freude hinan und preißt Gott für das Gelingen. Im ganzen Lande ist Zufriedenheit, wachsender Wohlstand, steigende Bevölkerung, vermehrte Intelligenz, religiöse und politische Toleranz, Verbesserung des Ackerbaus, beständige Zunahme in Handel-, Gewerb- und Fabrikthätigkeit bemerklich. Die Abgabenlast ist kaum fühlbar; das Staatsvermögen durch redliche und geschickte Verwaltung in beständiger Werthsteigerung; die Regierung einfach, von dem souveränen Volke kontrollirt in allem Wirken, Keinem lästig, für Keinen demüthigend; das Land ist mit Kunststraßen bedeckt, vortrefflicher Elementarunterricht ist in allen Gemeinden, die höhern Schulanstalten werden mehr und mehr vervollkommnet, die Presse, bei vollkommener Freiheit, hat eine anständige Haltung und führt nützliche Belehrung durch zahlreiche Volksblätter in jede Hütte; der kriegerische Geist des Volks wird durch zweckmäßige Waffenübung und Waffenspiele genährt und an Mannszucht gewöhnt; patriotische Gesellschaften und Vereine sind thätig überall, um Wissenschaft und Künste zu beleben, die Bodenkultur zu verbessern, die Landeskunde zu befördern, auf die Volkserziehung durch Verbreitung guter Schriften zu wirken, Ersparungskassen, Versicherungsanstalten und andere gemeinnützige Stiftungen und Institute der Wohlthätigkeit zu gründen. Die ganze Physiognomie des kleinen Freistaats ist der heitere Ausdruck dieses allseitigen Gedeihens. Städte und Dörfer verschönern sich mit jedem Jahre, die Anlagen der Industrie wachsen an Ausdehnung und Zahl beständig, und die vermehrte Intelligenz der Staatsgenossen läßt immer neue Quellen des Erwerbs entdecken oder die ältern vortheil-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hafter benutzen. Die Vorurtheile, welche der finstere Geist der Unwissenheit und des Pfaffenthums geschaffen und gepflegt hatte, verschwinden und die Rohheit der Sitten ist vor dem Lichte des Unterrichts und dem bildenden Einfluß der Freiheit vergangen. Selbst in den dunkelsten Winkeln des Landes, wohin in frühern Zeiten kein erwärmender und belebender Strahl in die umnachteten Seelen drang, ist's heller Tag.

Wohl haben sich solche gepriesenen und glücklichen Zustände nicht ohne Kämpfe entwickeln können; Reaktionsphasen hat auch das Aargau gehabt. Der kalte Athem des Absolutismus, der Europa aus dem Munde der Triarier der heiligen Allianz nach 1815 anwehete, traf auch die schweizerische Volksfreiheit. Die Republik, die man in Holland glücklich beseitigt hatte, war in der Schweiz mit dem System, das den europäischen Kontinent beherrschte, in besseren Einklang zu bringen. Zwar wagte man es nicht, die Republik ohne Weiteres auch der Form nach zu zerbrechen; aber man versuchte, sie von ihrem Wesen zu entkleiden, und sie zur Lüge zu machen, wie sie wohl anderwäts zur Lüge geworden ist, und das Wörtlein „frei" nur die Herrschaft Weniger neben der Knechtschaft Vieler andeutet. Da wurden auch in Aargau die Gelüste nach den Vor- und Sonderrechten vergangener Zeiten aus den Gräbern gerufen und, wie in der ganzen Schweiz, so trachteten auch dort die alten Patriziate, Stadtvorrechte und Herrschaften nach Wiederbelebung und Wiederherstellung. Gelang es ihnen auch nicht ganz damit, — so mußte doch die freie Verfassung des Aargaus, unter dem Drange des ausländischen Einflusses, der auf die ganze Schweiz lastete, aristokratische, mit den Grundsätzen der Selbstregierung unverträgliche Elemente in sich aufnehmen, ohne daß man um die Einwilligung des Volks fragte. Man oktroyirte eine 12jährige Amtsdauer der Obrigkeiten, um das Volk der Ausübung seiner landesherrlichen Rechte zu entwöhnen, seine Theilnahme am Gemeinwesen abzustumpfen, und allmählig eine erbliche Bureaukratie zu schaffen, die, wo sie herrscht, allemal Tyrannei übt, härter oft als die Alleinherrschaft. Die Stellvertretung des Volks wurde gefälscht und fühlte bald in ihrem Wirken, wie dies in monarchischen Staaten stets geschieht, das Uebergewicht und den Einfluß der Regierung. Er drang in die Gemeinden und machte sich bei der Besetzung der Gemeindeämter geltend. Aller Unfug der Aristokraten-Herrschaft, wie wir ihn noch gegenwärtig in mancher „freien Stadt" sich gebärden sahen, kam zum Vorschein; Verwandtschaft und Protektion verhalfen zu Stellen; Opposition und Widerspruch zogen den Haß der kleinen Machthaber auf sich; Titel und Amtstrachten berückten die Eitelkeit; durch einen lächerlichen Ernst äußerer Ehrbarkeit und durch ein Gepränge, dessen Kosten man aus dem Staatssäckel bestritt, suchte man Ehrfurcht zu erwecken; durch Strenge auf der einen Seite, durch Gunst und Gnade nach der andern hin, suchte man das Volk zu theilen, es in Parteien zu spalten, sich Anhänger zu machen, die Widerspenstigen zu züchtigen. Die Preßfreiheit wurde gelähmt, die Censur machte die Gedankenmittheilung unmöglich und fälschte die öffentliche Meinung. Grundböse wurde der Haushalt — so arg, wie er irgendwo werden kann, wo

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Regierungsgewalt, sey es unter welcher Aufschrift, firmirt. Eine widerliche Polizeiwirthschaft kränkte und verletzte das Bewußtseyn des Menschen, wie des Bürgers. Tiefer Mißmuth durchdrang das ganze Volk; — er barg sich unter der Maske der Gleichgültigkeit und — schwieg.

Da kam das Jahr 1830 und mit der Juliussonne das erste Wiedererwachen der Völker. Der Geist, welcher in Frankreich den restaurirten Absolutismus niederwarf und die alten Bourbonen vom Throne und aus dem Lande jagte—dieser Geist sprengte auch in der Schweiz die Fesseln, in welchen man ihn schon erwürgt zu haben wähnte. Im Aargau, wo der Zunder durch das Aristokratenregiment hoch aufgehäuft lag, fehlte nur der Funke, um den Ausbruch des Volksunwillens zu veranlassen und dem freiheitsmörderischen Unwesen ein Ende zu machen. Aber ein politisch gebildetes Volk erhebt den Arm nur auf gesetzlichem Anlaß. Dieser fand sich, als es in berufenen Urversammlungen zur neuen zwölfjährigen Wahl seiner Stellvertreter schreiten sollte. Das Volk wählte nicht; es forderte vielmehr Aenderung der durch das aristokratische Element verfälschten Verfassung kraft seiner in ihm ruhenden Landesherrlichkeit! Die Aristokratie sah den Sturm herankommen. Sie gab nach, und forderte das Volk auf, eine constituirende Versammlung zu berufen; behielt sich jedoch das Recht der Revision und Genehmigung des beschlossenen Verfassungsentwurfs vor. Diese Falle war zu plump—und das entrüstete Volk machte nun mit der Herrschaft der Aristokraten kurzen Prozeß. Im Freiamt, im Aarthal, im Frickthal traten die Milizen unter die Waffen. Die Regierung rief die Truppen zu ihrem Schutz. Diese kamen; sie erklärten aber, sie würden gegen ihre Mitbürger, die in ihrem Rechte seyen, keinen Säbel ziehen und keinen Schuß thun. Zitternd gehorchten sodann die entmuthigten Machthaber den Geboten des von verständigen Patrioten geleiteten Aufstands. Truppen und Milizen zogen in die Heimath zurück; ruhig trat der gesetzmäßig berufene Verfassungsrath zusammen und vollendete sein Werk am 15. April 1831. Seitdem lebt das Aargauer Volk im Genusse der Freiheit, die Willkür der Beamten ist gänzlich gebrochen, die Staatsgewalten sind scharf abgewogen und kontrollirt, die Wiederkehr der frühern Bedrückungen ist unmöglich gemacht, die Presse ungefesselt, die öffentliche Meinung stark, die Verwaltung wohlgeordnet, das Staatsvermögen groß und wachsend. Ein zufriedenes, glückliches, kräftiges Leben ists, und die Reibungen der Parteien dienen nur dazu, es vor Erschlaffung zu behüten.

Aarau selbst, die Hauptstadt, entspricht dem von der Republik entworfenen Bilde. Bei der Gründung des Staats war es ein kleines, ummauertes Städtchen ohne Gewerbfleiß und Verkehr; und die Zahl der Einwohner war weniger als 2000. Längst hat es seitdem die Zwangsjacke ausgezogen, den alten Stadtkern mit schönen Straßen und Anlagen umzogen und seine Bevölkerung auf das Dreifache vermehrt. Es ist das rechte Herz des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die GOLDWÄSCHEREY am MOKKELUMNE RIVER
in Californien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Staats, von hier strömen Bildung, Gemeinsinn und Humanität, genährt und gepflegt von tüchtigen Menschen, durch die Adern des Landes. Patriotische Männer riefen gemeinnützige, wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten in's Leben, die Regierung bot ihnen dazu bereitwillig die Hand und half höhere Lehranstalten, Bibliotheken und Institute für die Bildung der Handwerker und Fabrikanten begründen. Hochsinnige Bürger verwendeten dazu ihr Vermögen. Carl Herrose und Joh. Georg Hunziker errichteten in Aarau eine polytechnische Schule, die erste der ganzen Schweiz. Rudolph Meyer, dessen großartiger Gemeinsinn so Vieles in der Schweiz geschaffen und angeregt hat, stattete das Gymnasium mit fürstlicher Freigebigkeit aus. Eifer für alles Gemeinnützige und Unternehmungsgeist sind charakteristische Züge der Aarauer, und ein milder Geist der Humanität hat mehr als an andern schweizer Orten die Bevölkerung durchdrungen. — Zschokkes Wirken durch Geist und Beispiel ist sichtbar in vielen Dingen, und obschon der Weise selbst der Erde entrückt ist, wird sein Daseyn beständig unvergessen bleiben.

DCLXXXV. Die Goldwäschereien in Kalifornien.

In Michel Angelo's „Jüngstem Gericht" ist eine gar ergötzliche Figur zu schauen von einem Verdammten, der einen großen Geldsack mühsam hinter sich herschleift, während ein Teufel ihn mit dem Schwanze dem Höllenrachen zupeitscht. Der arme Schelm ist im Begriff, über der Anstrengung seine Schellenkappe zu verlieren; der mitleidige Teufel aber greift zu und schiebt sie ihm wieder zurecht. Wie manche nicht minder komische Gruppe würde das Bild enthalten, hätte der Maler das Leben und Treiben in den kalifornischen Schluchten und Bergen schauen können, wo der Zauberer Gold mit dem Menschen sein Fastnachtsspiel treibt.

Der Golddurst ist seit der Entdeckung des fabelhaften Reichthums, den das Gebirge Sierra Nevada in Kalifornien in seinem Schooße birgt, eine Art Typhus geworden, der ganze Völker ansteckte. Wie die Predigten des Peter von Amiens einst Hunderttausende von dem heimathlichen Heerde nach Palästina trieb, und wie damals weder Gefahr noch Leid den Menschenstrom zu hemmen im Stande waren, so setzen jetzt die Berichte aus dem Goldlande am Stillen Meere und die Erzählungen von den glücklichen Funden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die GOLDWÄSCHEREY am MOKKELUMNE RIVER
in Californien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Staats, von hier strömen Bildung, Gemeinsinn und Humanität, genährt und gepflegt von tüchtigen Menschen, durch die Adern des Landes. Patriotische Männer riefen gemeinnützige, wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten in's Leben, die Regierung bot ihnen dazu bereitwillig die Hand und half höhere Lehranstalten, Bibliotheken und Institute für die Bildung der Handwerker und Fabrikanten begründen. Hochsinnige Bürger verwendeten dazu ihr Vermögen. Carl Herrose und Joh. Georg Hunziker errichteten in Aarau eine polytechnische Schule, die erste der ganzen Schweiz. Rudolph Meyer, dessen großartiger Gemeinsinn so Vieles in der Schweiz geschaffen und angeregt hat, stattete das Gymnasium mit fürstlicher Freigebigkeit aus. Eifer für alles Gemeinnützige und Unternehmungsgeist sind charakteristische Züge der Aarauer, und ein milder Geist der Humanität hat mehr als an andern schweizer Orten die Bevölkerung durchdrungen. — Zschokkes Wirken durch Geist und Beispiel ist sichtbar in vielen Dingen, und obschon der Weise selbst der Erde entrückt ist, wird sein Daseyn beständig unvergessen bleiben.

DCLXXXV. Die Goldwäschereien in Kalifornien.

In Michel Angelo's „Jüngstem Gericht" ist eine gar ergötzliche Figur zu schauen von einem Verdammten, der einen großen Geldsack mühsam hinter sich herschleift, während ein Teufel ihn mit dem Schwanze dem Höllenrachen zupeitscht. Der arme Schelm ist im Begriff, über der Anstrengung seine Schellenkappe zu verlieren; der mitleidige Teufel aber greift zu und schiebt sie ihm wieder zurecht. Wie manche nicht minder komische Gruppe würde das Bild enthalten, hätte der Maler das Leben und Treiben in den kalifornischen Schluchten und Bergen schauen können, wo der Zauberer Gold mit dem Menschen sein Fastnachtsspiel treibt.

Der Golddurst ist seit der Entdeckung des fabelhaften Reichthums, den das Gebirge Sierra Nevada in Kalifornien in seinem Schooße birgt, eine Art Typhus geworden, der ganze Völker ansteckte. Wie die Predigten des Peter von Amiens einst Hunderttausende von dem heimathlichen Heerde nach Palästina trieb, und wie damals weder Gefahr noch Leid den Menschenstrom zu hemmen im Stande waren, so setzen jetzt die Berichte aus dem Goldlande am Stillen Meere und die Erzählungen von den glücklichen Funden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die manchen Goldgräber über Nacht zum reichen Mann machen, die Bevölkerungen der Oststaaten der nordamerikanischen Union beständig in fieberhafte Spannung. Seit drei Jahren verlassen in jedem Lenze Tausende auf Tausende Haus und Hof, Handel und Gewerbe, ein gutes Auskommen, Freunde und Verwandte, und wandern fort zwei tausend Meilen weit über die Prairie und durch wilde unwegsame Gebirge nach dem fernen Westen, um dort in den kulturlosen Thälern und Schluchten Kaliforniens, ein Leben voller Entbehrungen, Gefahren und Mühsal zu führen. Die Gewißheit desselben liegt auf der einen Wagschale, auf der andern die Hoffnung, — die kümmerliche Hoffnung, einige Pfund Gold aus dem Schlamm zu klauben; eine Hoffnung zumal, die erst Einem unter Zehn ganz erfüllt wird. Denn es ist eine Thatsache, daß der Taglöhner in San Franzisko oder San Sakramento durchschnittlich mehr erwirbt, als der Abenteurer im Gebirge, welcher Gesundheit und Leben auf das Spiel setzt. Es gibt keine härtere Arbeit und kein entbehrungsreicheres Leben, als das, welches der Goldwäscher in Kalifornien führt.

Unser Bild ist die treue Darstellung der Goldwäschen am Mokelumne-River, eines der goldreichsten Flüsse der Sierra und sein Thal ist das anmuthigste der ganzen Gegend. Aber die Schönheit desselben bleibt ungenossen; denn für den Goldwäscher hat die Natur keine Reize. Sein Sinn ist nur auf die Vorstellungen des Reichthums gerichtet, welchen er im Grunde des klaren Stroms oder unter der grünen Decke seiner Ufer vermuthet. — Wer steht dort im Wasser bis an den Gürtel, und wer ist Jener, der den Boden umwühlt vom Morgen bis zum Abend? Wähne nicht, es seyen Menschen, die vom Pfluge kommen oder Bergleute, gewöhnt so harter Arbeit; jener ist ein Arzt aus Boston; dieser mit dem verfilzten Haar und den abgerissenen Kleidern, die seit Monaten nicht von seinem Leibe kamen, ist ein junger Kaufmann aus New-York, ein ci-devant Liebesgott hinterm Ladentisch, der die Augen mancher Dame entzückte. Solcher Metamorphosen begegnet man auf jedem Schritt in den Goldregionen und das abschreckendste Aeußere verhüllt oft Menschen von höherer Bildung. Ein niedriges luftiges Zelt ist ihr Haus, die wollene Decke auf dem feuchten Boden ihr Bett, die selbstgekochte, schlechte Mehlsuppe, welche in den abgelegenern Thälern oft nicht einmal für Gold zu haben ist, ihr tägliches Mahl!

Aber was als Goldkörner Tausende in der Einöde mühselig sammeln unter den härtesten Entbehrungen — das, vereinigt zum breiten Goldstrom und ausgegossen über die Städte und Länder der Erde, befruchtet den Schoos der Civilisation mit neuen Lebenskeimen, und von der Entwicklung derselben wird die Geschichte noch viel zu erzählen haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SARAGOSSA; VORSTADT VON LEON.

(CENTRAL-AMERIKA)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXXVI. Saragosa.

Eine Vorstadt von Leon, in Mittelamerika.

Im Kleid der Sage erscheint das Kindesalter der Menschheit als die goldene Zeit. Den eben aus der schaffenden Hand des Allmächtigen hervorgegangenen Menschen dachte man sich frei von allen Mängeln. Schön von Gestalt, größer, stärker und mächtiger, verlieh die Vorstellung seinem Leben eine längere Dauer, seiner Seele Reinheit und Unschuld; seinem Verstande eine angeborene größere Schärfe, seinem geistigen Auge einen tiefern, unbefangenern Blick in die Natur und die Werke Gottes; sie stellte ihn näher dem Schöpfer, machte ihn zum Gegenstand seiner beständigen Pflege und Sorgfalt und würdigte ihn der unmittelbaren Obhut des Höchsten. Erst die Entartung der ursprünglich reinen und göttlichen Menschennatur — durch den dämonischen Einfluß des Thierischen und den Mißbrauch des freien Willens — schwächte seine Kraft, kürzte die Dauer seines Daseyns, minderte die Urschönheit seiner Gestalt, beschmutzte die Reinheit und verringerte die Macht und Kraft des Geistes. Die über das sündige Geschlecht erzürnte Allmacht warf ihn strafend herab von der Höhe seines Ursprungs und erniedrigte ihn zu jenem Wesen, welches im beständigen Streite seiner Doppelnatur befangen, das, was die ursprüngliche Mitgabe des Menschen war, nur durch dauernde Tugendübung in der Schule der Leiden und der Versuchung, und durch die beharrlichen Anstrengungen des Geistes unvollkommen wiedererwerben kann.

So ist die Vorstellung, die uns durch die Sage von dem Urgeschlechte der Menschheit überkommen; — eine erhabene Vorstellung, aber doch nur eine Mythe. Sie wurzelt in den ältesten Religionen, und ihre Ueberlieferungen leben fort in der Seele des Dichters; aber in der Wirklichkeit finden sie keinen Spiegel, und der Forschung unermüdliche Arbeit hat das Mährchen von seinem Heiligenschein entkleidet. Wir wissen, daß der unkultivirte Mensch überall und unter allen Zonen den Typus der Rohheit an sich trägt, welcher ihn dem wilden Thiere öfters näher rückt, als dem gesitteten Menschen in seiner höchsten Entwickelung. Wir kennen gegenwärtig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über 600 Völkerschaften, die mehr oder weniger im Urzustande leben, bar aller Kultur. Ihre charakteristischen Merkmale sind dieselben überall: eine unvollkommene auf das rohe Bedürfniß der Mittheilung beschränkte Sprache; wilde Leidenschaften, ungebändigt durch den sittlichen Willen; grobe Sinnlichkeit und deren Befriedigung als Lebenszweck; Gleichgültigkeit gegen das Leben Anderer wie bei dem reißenden Thiere; Ungeselligkeit; das Recht der stärkern Faust oder der größern Arglist als Fundament der Gewaltherrschaft; die Frau Sklavin; die Kinder der Väter leibeigenes Gut so lange, bis sich die Söhne durch gleiche Stärke des Arms, die Töchter durch den Anschluß an einen andern Mann, emancipiren. Von höherer Lebensdauer findet man keine Spur, nicht einmal von größerer physischen Kraft. Der Wilde unterliegt fast immer im Kontakt mit den civilisirten Menschen, der seine Körperkräfte viel größern Anstrengungen, viel ausdauernderer Uebung hingibt. Kurz alle die mythischen Vorstellungen von der ursprünglichen größern Herrlichkeit des Menschengeschlechts verrinnen vor dem Forscherauge wie Nebel und nicht ein Schatten bleibt zurück. Kultur und Erziehung allein entwickeln den Keim des Menschlichen im Menschen und es bedarf oft vieler Generationen, daß er sich entwickele. Ja, so tief liegt zuweilen der Keim verborgen, daß alle Versuche, ihn hervorzulocken durch die Sonnenstrahlen der Gesittung mißlingen. Wir kennen eine bedeutende Anzahl wilder Völkerschaften, die seit Jahrtausenden im Urzustande so unverändert in ihren Wäldern leben, als am ersten Tage ihres Daseyns, und die so wenig zu civilisiren sind, als der Wolf zu zähmen ist. Unzugänglich der menschlichen Cultur, verschwinden sie von dem Boden, auf dem sie mit der Civilisation zusammenstoßen, wie die Geschlechter der reißenden Thiere vor der rodenden Art und vor der Pflugschaar aus dem Urwald verschwinden.

Diese Schilderung trifft vorzugsweise diejenigen wilden Völker und Stämme, welche die Jagd zum alleinigen Mittel machen, ihr Daseyn zu fristen. Im steten Sinnen und Trachten, durch Gewalt und List die wilden Thiere des Waldes und der Steppen zu meistern, muß der Mensch selbst fast zur Bestie verwildern. Die Jagd ist stets die unfruchtbarste Nutzung des Raums; eine von ihr ausschließlich lebende Indianerfamilie von 6 Personen bedarf nicht weniger denn eine geographische Quadratmeile zum Jagdgebiet in wildreichen Gegenden. Alle von jagenden Indianerstämmen bewohnten Länder haben folglich die dünnste Bevölkerung; an ihre Beschäftigung knüpfen sich Ungeselligkeit, feindliches Zusammentreffen in den gegenseitigen Jagdgründen, permanenter Krieg, erbliche Fehden, Blutrache und eine Grausamkeit gegen die Feinde, welche in dem Cannibalismus, der den Gefangenen lebendig bratet und verzehrt, ihren Gipfel findet.

Milder sind allemal die wilden Stämme, die sich von Fischfang und Pflanzenkost ernähren. Sie sind der Gesittung viel zugänglicher, als die Jägervölker, und ihre Nahrungsweise leitet sie schon zum Nachdenken und zu menschlichern Einrichtungen hin. Der Indianer, den die Erfahrung gelehrt hat, daß die schmackhaftesten Bewohner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Gewässer nicht zu allen Jahrszeiten anzutreffen sind, oder daß die Früchte nicht beständig reifen und zu gewissen Perioden gesammelt werden müssen, lernt seine Zeit eintheilen und benutzen, und den Ueberfluß des Sommers oder Herbstes für den Winter und Frühling sammeln und bewahren. Sein Nachdenken leitet ihn von selbst zur Anpflanzung der wohlschmeckende Früchte tragenden Bäume und Gewächse in der Nähe seiner Hütte hin — er wird Ackerbauer und lernt sich der Aerndten erfreuen, die seine Hand gezogen hat. Von den ersten Anfängen des Ackerbaus aber führt, obschon ein weiter und langer, doch ein ununterbrochener Weg zu den Stafseln der Civilisation.

Auf der Landenge, auf welcher mehre kleine Republiken durch das Band der centralamerikanischen Union zusammen gehalten werden, — war für die Urbewohner nicht Raum genug, um sich durch die Jagd zu ernähren; die Lage an beiden Meeren, und der Umstand, daß die tropische Pflanzenwelt die wohlschmeckendsten Früchte in unerschöpflicher Menge darbot, — führte die Indianer von selbst zu den Beschäftigungen des Fischfangs und auf Pflanzenkost hin. Die nachherige spanische Eroberung trat in diesen Gegenden unter mildern Formen auf, als in Meriko und Peru. Die Einwanderer fanden nur friedliche, schwache, gutmüthige Racen im Lande, die der Kolonisation nichts im Wege legten, und sich zu den weißen Menschen leicht gewöhnten. So ist im Laufe dreier Jahrhunderte aus den Indianern eine halbcivilisirte Race entstanden, die, durch die republikanische Verfassung seit 40 Jahren vor jeder Bedrückung und Knechtung geschützt, sich um die Sitze der Spanier niedergelassen hat. Die Indianer haben meist einen kleinen Grundbesitz, den sie bebauen, und in der nächsten Umgebung der größern Städte werden eine Menge Handthierungen mit Geschick und Erfolg von ihnen betrieben. Die Vorstädte der größeren Orte sind oft ausschließlich von ihnen bewohnt.

Unser Stahlstich gibt ein charakteristisches Bild einer solchen Indianer-Vorstadt mit ihren dichtbelaubten Fruchtgärten und ihren Hecken von Cactus. Jenen Kindern der Natur ist der Sinn für die idyllische Lage ihrer Wohnungen tief eingeprägt. Wo Indianer wohnen, sieht man immer die besten Fruchtbäume, die auserlesensten Blüthensträucher des Landes, und über die dunkeln Schatten, welche die Hütten umgeben, erhebt sich die Kokospalme, um das Bild der Schönheit und des Friedens zu vollenden. In den Abkömmlingen der spanischen Eroberer ist von diesem zarten Sinn keine Spur. Es ist ein ganz anderer Geist, als der der heitern Idylle, welcher sich in den kahlen quadratischen Plazas ihrer Städte, und in den Höfen ihrer nach der Straße zu geschlossenen Häuser ausspricht, wo man ein paar Orangenbäume, oder eine Laube von Jasmin und Oleander, oder zuweilen eine entartete Rose sieht, die, sämmtlich aus Europa herübergebracht, in der neuen Welt an die alte Heimath erinnern sollen, während man der Pracht der einheimischen Flora kaum Aufmerksamkeit, geschweige eine sorgfältige Pflege widmet. Das romanische Volkselement ist niemals recht heimisch geworden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der neuen Welt, die es sich unterwarf. Seine Wurzeln liegen so flach in dem amerikanischen Boden, als die der Türkenherrschaft in dem europäischen, und so wenig diese den kommenden Stürmen widerstehen können, so wenig jene.

Saragosa verbindet Leon mit der eine halbe Stunde von dieser Stadt liegenden ganz indianischen Gemeinde Subtiaja, — einer der wenigen Punkte in Nicaragua, wo sich auch die Sprache der Urbewohner des Landes vollkommen erhalten hat.

Der Berg, welchen man im Hintergrunde sieht, ist der Acusco oder Assososca, ein alter Vulkan. Seinen Fuß umspülen die Wogen des Managua-Sees, den wir schon in einem frühern Aufsatz als ein wichtiges Glied im Kanal-System zur Verbindung der beiden Ozeane kennen gelernt haben.

DCLXXXVII. Bajä.

„Wo ist die Stadt sibaritischer Lust und korinthischer Freude?
Schwelgt der Genuß in Begier, schwelgt die Begier im Genuß?
Wohl noch grauet am Strande des Meers der Tempel der Venus,
Aber zerfallen und leer, ohne der Priesterin Dienst.
Statt der Rosen bekränzet ihn Moos; auf verwüstetem Hügel
Deuten die bachische Stadt ärmliche Trümmer nur an.
Fieber athmen die Luft, kaum grünt der spärliche Weinberg,
Und verschmachtet — versiecht siehst Du die edle Natur".

(Waiblinger.)

Müd' und krank saß ich in meinem Sessel noch am späten Abend, um für dies Bildchen den Text zu schreiben. Vor den entzündeten Augen schwamm das Licht in bunten Farben. Unmuthig warf ich mich in den Arm des Lehnstuhls zurück und schloß die schmerzenden Augenlieder. Da umgaukelten hesperidische Bilder meine Seele. Im Traume sah ich Neapels Golf, Ischia mit ihren Schwestern, Misenums Vorgebirg, Cumä's Todtenstadt, Tempel und Thermen, die Villen des Scipio und des Virgil von Reben umschlungen, und die Hügel von Falern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Martini sc.

BUCHT von BAJAE

Neapel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wo die Winzer bachische Feste feierten. Der Mittelpunkt aller Schönheit war aber ein weites Thal von reizend geformten Hügeln umgeben, auf welchen zwischen Orangenhainen und blühenden Myrthenwäldchen die Säulenhäuser der römischen Großen ragten — und dort, wo es sich gegen die Bai öffnete, lag die Sybaris der Weltbeherrscher — Bajä — von der die Dichter sagten, daß die Freude und Lust hier niemals ihren Kreistanz endige. Die prächtigen Säulenthore waren mit Festons von Blumen und Laubwerk geschmückt, die Flamme des Vergnügens leuchtete aus Aller Augen, Schönheit war in allen Gestalten der Menschen und Dinge, die Eintracht der Verhältnisse und Formen ging durch die ganze Natur: die üppigste Fruchtbarkeit lag auf den Fluren, und glänzte von den mit Früchten und Blüthen beladenen Bäumen. Mild hauchte der azurblaue Himmel, rosiges Licht strahlte die Sonne, auf- und zusammenstrebend zu einem harmonischen Leben erschien mir Alles, was das Auge sah. „Bajä — du gepriesenste der Städte und du Liebling der Menschen, — wie bist du schön!" rief ich aus; „wie ist Alles um dich her Klarheit, hohe Ordnung und Uebereinstimmung!" Und ich dachte an die alten Geschlechter Rom's, die dort des Lebens süßen Becher geschlürft hatten; an den königlichen Tarquin, den Julius Caesar, den Pompejus, den Crassus, den Marius und Sulla, an den Lukull, den August, an Horaz, Virgil und Seneca, an den Marcell und jenen Verschwörer, welcher Rom und die Welt vom Nero, dem Ungeheuer, befreiete; auch der Antonine und des Trajan gedachte ich und warf einen Blick in die Prachtsäle der Villa der Julia Mammäa, wo die letzten Römer den Freudenbecher so lange schlürften, bis ihre Kraft entflohen war. „Wo bist Du, Bajä's Göttin, rief ich?" trunken von Dem, was ich erschaut hatte. Ein Lichtstrahl zog über die Flur, und umflossen vom röthlichen Schimmer sah ich eine Gestalt von himmlischer Schönheit! Lilienweiß war ihr Kleid, Rosen blühten auf ihren Wangen, unter einem Diadem von Sternen wallte das seidene Haar, einen blühenden Myrthenzweig trug die erhobene Hand. Und sie sprach: „Ich bin, die Du suchst; Bajä's Göttin und Beschützerin, die unsterbliche Freude!" Da erwachte ich. Ein Stück Vergangenheit hatte ich gelebt; aber das Bildchen, das vor mir lag, — das mahnte mich von der Gegenwart zu reden. — Was ist Bajä heute? — Weniger als ein Schatten von ehedem. All die Herrlichkeit des Alterthums ist verschwunden, nur wüste Trümmer, Knäufe, Säulenstücke, zerbrochene Simse und unkenntliche Brocken von Bildwerken sind über das Land gestreut, und unscheinliches Mauerwerk ragt noch da und dort über Schutthügeln und aus dem Gestrüpp, das jene überwachsen hat. Giftige Dünste hauchen den Tod aus Sümpfen, wo vor 18 Jahrhunderten die üppigsten Gärten in voller Pracht dufteten, und da, wo hunderttausend Menschen Freudenfeste feierten, und das Gold einer eroberten und geplünderten Welt in Strömen hinfloß, wohnen jetzt einige arme Winzer und Fischer in schlechten Hütten. Der Fluch der Unfruchtbarkeit hat die Felder fabelhafter Ueppigkeit getroffen. In ganz Italien gibt es keine ödere, verlassenere, unheimlichere Gegend als die von Bajä, die doch in der Römerwelt so gefeiert war. Selbst für den Freund der alten Kunst bietet sie eine vergleichsweise nur dürftige Ausbeute; denn obschon die ganze Landschaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Trümmern übersäet ist, so sind doch nur wenige Ueberreste vorhanden, die durch Größe das Auge fesseln. Die ansehnlichsten sind ein Tempel der Venus, die (auf dem Stahlstich im Vorgrunde sichtbare) Rotunda eines Merkurtempels und die sechseckige Cella eines Tempels der Diana Lucifera. Selbst der berühmte Hafen Bajä's, von vulkanischen Gewalten und in Folge von Erdbeben, welche diese Gegend beständig heimsuchen, verwüstet, ist für die Schifffahrt unbrauchbar geworden. Der Grund des Meers hat sich so sehr gehoben, daß nur kleine Fischerfahrzeuge da einen Stationsort finden, wo zur Zeit des Augustus die Kriegsflotten des weltgebietenden Roms vereinigt vor Anker lagen.

Hast Du Dich aber satt gesehen am Staub der großen Vergangenheit, dann besteige das Castell von Misenum (auf dem Stich das große Gebäude rechts am Seestrande) und genieße eine Aussicht, wie sie nur der Felsen von Gaeta in gleicher Schönheit wieder bietet. Von der Zinne des Thurms übersieht man beide Meerbusen — sowohl den von Bajä, als den von Neapel — mit ihren Inseln, die ganze Küste von Gaeta bis hinab nach Sorrent, den Vesuv, das Kastel S. Elmo, Puteoli, den Posilipp, den Monte Barbaro, den Monte Novo, Pompeji und Herkulaneum und die tausend Ruinen und Orte, an welche sich welthistorische Namen und Begebenheiten knüpfen. Ist aber der Tag günstig und die Atmosphäre von Dünsten rein, so dringt das Auge meerwärts bis an die Gestade von Sicilien und Du kannst den beschneiten Gipfel des Aetna entdecken, der wie ein lichtes Wölkchen am südwestlichen Horizonte schimmert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SACRAMENTO CITY
in Californien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXXVIII. Sacramento-City in Kalifornien.

(Im Jahr 1850.)

„Jeder sieht die Dinge anders". — Dieser Ausspruch der Stagyriten gilt nicht minder für den geistigen, wie für den leiblichen Blick des Menschen. Von den Millionen, welche vor der hereinbrechenden Barbarei und dem unleidlich werdenden Drucke mit dem Reste ihrer Habe und ihrer Hoffnungen über den Ocean flüchten, um auf der gelobten Erde der neuen Welt sich ein vernünftigeres, freieres, gesicherteres, menschlicheres Daseyn und ihren Kindern eine hoffnungsvolle, ungetrübte, bessere Zukunft zu gründen, empfängt ein Jeder von dem gesellschaftlichen, geschäftlichen und häuslichen Leben und Charakter der Amerikaner seine besondern Eindrücke, und sie werden um so wunderlicher, je träumerischer und phantastischer, je falscher und irriger die meisten Vorstellungen sind, welche den Auswanderer über das Meer begleiten. Jedoch nicht bloß am Neuling haften die Vorurtheile, durch welche er die amerikanischen Verhältnisse wie durch gefärbte Gläser betrachtet; selbst viele, und unter diesen geist- und kenntnißreiche Männer, welche schon mehre Jahre in der Union gelebt haben, sind unvermögend, die Vorstellungen, welche sie aus der alten Welt hinübertrugen, abzuschütteln, und so spricht Mancher mit Ueberzeugung Urtheile aus, die der Wahrheit widersprechen. Für Berichterstatter dieser Gattung gibt es nichts Widerlicheres, Ungenießbareres, Schlimmeres als das dollarjagende Yankeegeschlecht. Ihnen ist die große Nation nicht viel mehr als der Auskehricht aller Völker, eine Rotte von Schwindlern und Humbugmachern, von Heuchlern und gewissenlosen Menschen. Lese ich die Urtheile von solchen Leuten, welche ihre unpraktischen Ideen über Staat und Gesellschaft aus dem alten Vaterlande mit nach Amerika hinüber nahmen, in der Meinung, sie würden dort die vollkommene Verwirklichung ihrer Träume finden, so nimmt mich das nicht Wunder; bestreben sich die bezahlten Federn der Gewalt in Tageblättern und Büchern, welche offiziösen Inspirationen ihr Entstehen danken, mit beharrlichem Eifer die amerikanischen Zustände als halbbarbarische zu schildern, nur erträglich für rohe Naturen, für den hochgebildeten Europäer hingegen ein Abscheu, und würdigen sie mit mehr oder minder ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hüllter Perfidie das Große und Herrliche, weil es sich doch nicht wegleugnen läßt, in seinen Ursachen, Tendenzen und Erscheinungen herab, so finde ich es in der Ordnung; denn solche Wichte schreiben ja für ihrer Herren Brod; wenn dann und wann ein unglücklicher Phantast aus Amerika wiederkehrt und in bitterem Unmuth sein mitgebrachtes Bündel selbstverschuldeter Täuschungen auspackt, so versage ich ihm, wäre er auch ein Narr, meine Theilnahme nicht; widerlich sind mir nur jene von Zeit zu Zeit sich erneuenden Stimmen, welche als „langjährige Settlers" firmiren und unter diesem Autoritätstitel die amerikanischen Verhältnisse so schildern, daß bei dem Vergleich derselben mit den europäischen diese eben so viel gewinnen, als jene verlieren. „Man muß den Herrgott mit dem tiefsten Schwarz anstreichen, damit der Teufel wenigstens dunkelbraun erscheine" — meinte Luther, und von gewissen Leuten wird dies Färberkunststück noch alle Tage geübt. —

Auf der anderen Seite stehen die Yankeemanen, welche Menschen, Zustände und Dinge in Amerika bis in den siebenten Himmel erheben und in ihren Panegyriken eben so wenig vernünftiges Maß halten, als jene mit ihren Schmähungen und ihrem Spotte. Ihrer Meinung nach gibt es keine humanere Natur, als die des Amerikaners, keine zuverlässigern, dienstfertigern Menschen im Umgang und in Geschäften; keine frömmeren und gottesfürchtigeren Leute; vollkommen und des höchsten Lobes werth erscheint alles Amerikanische vor ihren Augen und ihrer Feder. Diese Darstellungen, seyen sie auch der wahre Ausdruck enthusiastischer Bewunderung — schaden der Sache dennoch, indem sie übertriebene Vorstellungen von der Glückseligkeit amerikanischer Zustände hervorrufen und in so Manchem den Drang zur Auswanderung werkthätig machen, der besser zu Hause geblieben wäre.

„Zwischen den Extremen liegt die Wahrheit". Das Wahre ist auch in der Mitte dieser Widersprüche zu suchen. Vor Allem muß das Urtheil einen Standpunkt zu erringen trachten, auf dem es mit großem Blick die dortigen Verhältnisse frei überschauen kann, unbeirrt von den Beobachtungen, die in beschränkten Kreisen gemacht werden, auch von persönlicher Erfahrung, die so leicht zu Trugschlüssen über das Ganze verleitet. Je vorurtheilsfreier die Betrachtung wird, je tiefer der forschende Gedanke in den Charakter und Sinn dieses großen Volks, dem die Zukunft recht eigentlich angehört, hinabsteigt, je mehr wird man sich vor einem oberflächlichen und absprechenden Urtheile hüten.

In Einem sind die Eindrücke der europäischen Einwanderer gleich und die Urtheile einmüthig: — im Staunen über das Kulturfortschreiten des Landes, dessen Größe — ohne Phrase — an das Mährchenhafte streift; über die Kühnheit des Unternehmungsgeistes und über die Thatkraft des Amerikaners in allen Dingen, welche auf das praktische Leben Bezug haben. Alle, die ein offnes Auge hinüberbringen, gestehen, daß Das, was sie darüber Rühmendes gelesen und gehört haben, weit hinter der Wirklichkeit blieb. Schon vor dem ersten Fußtritt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf amerikanischen Boden, schon im Hafen von New-York, sieht er Etwas, an das seine aus Europa mit herübergenommenen Vorstellungen nicht reichen: — ein Gewühl des geschäftigen Lebens, so überwältigend groß, daß das in Hamburg, Bremen, Havre oder Antwerpen ärmlich erscheint. Selbst Liverpool hält den Vergleich nicht aus und Londons Geschäftsleben, obschon umfassender, mannichfaltiger und universeller, ist in seiner Bewegung doch weniger rasch, weniger sichtbar und weniger imponirend. London schließt seine Ost- und Westindienfahrer und die Schiffe, welche den unermeßlichen Handel mit dem amerikanischen Kontinente vermitteln, in seine Docks ein; es entzieht dadurch gerade die wichtigsten Erscheinungen seiner Geschäftsthätigkeit der allgemeinen Beobachtung. In New-York hingegen liegt das Ganze dem Blicke mit Einem Male offen; tausende von Schiffen umgeben die Stadt in einem 3 Stunden weiten Bogen, kolossale Dampffähren fliegen beständig von einem Ufer zum andern, die Riesen des Oceans, die Steamer von 2 bis 3000 Tonnen, welche an den Kaien liegen, oder kommend und gehend die Wogen brausend durchschneiden, das Gewimmel endlich von einigen tausend Booten und Barken, welche wie die Weberschiffchen beständig hin- und herschießen, machen die Staffage eines Bildes, das in der Welt seines Gleichen nicht findet. — Und welches Jahr wird dem Wachsen dieses rührigen Lebens ein Ziel stecken? Seit einem halben Jahrhunderte hat New-York seine Größe, Population, seinen Handel und Reichthum mit jedem Jahrzehnt verdoppelt, und noch dauert die Entwickelung in immer kolossalerem Verhältniß fort. New-York wird im Jahre 1875 wenigstens zwei Millionen Einwohner haben, und der Betrag seines Handels wird den aller Hafenstädte des europäischen Kontinents zusammengenommen weit überragen.

Doch nicht im Handel allein ist dieses gewaltige, stürmische Leben sichtbar; wahrhaft betäubend ist der Fortschritt in den Gewerben, im Schiffbau, in dem Manufakturwesen, im Ackerbau. Wenige Jahrzehnte genügten diesem herkulischen Volke, um im Schiffbau alle andern Nationen zu überflügeln, eine Handelsmarine zu schaffen, die der englischen bereits gleichkommt an Größe, Zahl und Trefflichkeit; Dampfschiffe zu setzen auf jeden seiner fahrbaren Ströme, seine Seen mit Handelsflotten zu beleben, in seinen Spinnereien und Webereien 1 Million Ballen Baumwolle, zwei Fünftel seiner Ernte, selbst zu verarbeiten und durch seine Landwirthschaft die Brod- und Fleischkammer für die halbe Erde zu werden. Wunderbar und auch für den oberflächlichsten Beobachter augenfällig ist das Geschick, um nicht zu sagen Genie der Amerikaner, neue Werkzeuge zu erfinden, die bekannten zu verbessern, durch tausend Handgriffe und Vortheile sich die Arbeit zu erleichtern und an Menschenkraft zu sparen. Was irgendwo auf der Erde erfunden, entdeckt, ausgesonnen wird, das macht sich das Yankeevolk zu eigen und beutet es energisch aus; jede Vervollkommnung bei einer Manipulation, oder in einem Arbeitsprozeß spürt es auf und wendet es an. Es scheut dabei keine Kosten, fürchtet dabei kein Risiko, und in Folge dieses, die ganze Nation beherrschenden Geistes sehen wir in den amerikanischen Gewerben und Fabriken immer die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirksamsten Arbeitsprozesse thätig. Selbst vom Holzhauer und Farmer hinter'm Pfluge kann der Europäer lernen, welcher großen Verbesserungen die einfachsten und ältesten Arbeiten fähig sind, wenn sich der denkende Mensch derselben bemächtigt und er sich von der Regel der Dummheit befreit, es zu machen, wie es der Vater gemacht hat. Der Engländer Ruhm, im Maschinenbau das erste Volk der Erde zu seyn, ist seit 10 Jahren an die Amerikaner verloren gegangen; der britische Stolz scheut sich nicht mehr, in Anerkennung der amerikanischen Ueberlegenheit, die Muster für seine Fabriken aus New-York und Philadelphia zu holen. — Als die Times in London ihre Riesenpresse aufstellte, welche in einer Stunde 10,000 Exemplare druckt, gerieth die Welt in Staunen; aber klingt es nicht wie ein Mährchen, wenn man hört, daß die beiden größten Zeitungen in New-York bei einer Auflage von 50,000 Exempl. gegenwärtig binnen drei Stunden durch eine Maschine gedruckt werden, die nicht nur die einzelnen Bogen selbst erfaßt und unter die Druckwalzen bringt, sondern sie auch wieder selbst abnimmt, zählt und wohlgeordnet aufschichtet, so daß der Menschenarbeit fast nichts übrig bleibt, als die Herstellung des Letternsatzes und das Beiholen des Papiers? Ja, man hat, um die Superiorität des amerikanischen Maschinenwesens noch anschaulicher zu machen, eine Papierfabrik mit einer solchen Druckmaschine in Verbindung gesetzt und einen Haufen von 700 Ctr. Lumpen binnen 36 Stunden in 30,000 Exemplare von „Onkel Toms Hütte" verwandelt. In den nächsten 24 Stunden waren sie gebunden und in den Händen von 30,000 Lesern. — Wie würden unsere Bauern sich wundern, die im Vaterlande mit ihrem „Hot!" und „Har!" hinter ihren Ochsen und plumpen Pflug fortschleichen und über jeden Verbesserungsversuch des Nachbars mit der Selbstgenügsamkeit der Stupidität den Mund zum Spott verziehen, wenn sie in die Wildnisse des Westens kämen und sähen den Yankee-Farmer mit dem leichten Stahlpflug im Galopp die Furchen werfen, oder das Eggen, Säen und Walzen in einem Arbeitsprozesse verrichten, oder das Dreschen mit seiner einfachen, leicht zu bewegenden Maschine in zehnfach kürzerer Zeit, und viel vollkommener und besser ausführen, als sie und ihre Väter seit Herrmann des Cheruskers Zeit es mit den schweren Holzflegeln gemacht haben. —

Es ist wohl begreiflich, daß der deutsche Auswanderer von Bildung und Gemüth — während ihn einerseits die Zeichen eines riesenkräftigen Lebens und einer in der Geschichte ganz beispiellosen Entwickelung in Erstaunen setzen, — auf der andern Seite sich doch von der Individualität des Yankeecharakters mehr abgestoßen als angezogen fühlt. Ihm können diese Männer nicht gefallen, die in ihren Stores, in ihren Kontoren, in Wallstreet oder an der Börse, ihm wie lebendige Rechenmaschinen vorkommen, in deren Schädel kein anderer Gedanke zu sitzen scheint, als den die Spekulation hineinträgt. Er kann die Leute nicht liebenswürdig finden, welche in den Salons der Dampfschiffe und Hotels ernst und wortkarg mit frostigen Mienen, Tabak kauend, die langen Beine auf die Tafeln und Fensterbrüstungen legen; die ungesellig und theilnahmlos, wohl Dollartrachten und Geschäftsgedanken in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Köpfen haben, aber keinen Sinn für das Schöne, keine Freude an der Kunst, kein Gefühl für das Edelste, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegt und ihn begeistert. Selbst die Wissenschaften erregen des Amerikaners Interesse in der Regel nur in so weit, als sie in das praktische Leben eingreifen und demselben nützlich werden. Für Poesie hat er selten Empfänglichkeit; metaphysische Spekulation ist ihm so fremd, daß er sie verachtet, und sogar für den reinen Naturgenuß fehlen ihm gemeinlich der feinere Sinn und die wahre Liebe. Er besucht Theater und Konzerte; doch mehr um der Sinne, als um des Geistes willen; er treibt Musik, weil es zum Leben und guten Ton gehört, musikalisch zu seyn; aber wie treibt er sie, und welche Musik genügt seinem Geschmack! Eine Beethovensche Symphonie kann ihn gähnen, eine Mozartsche Sonate schläfrig machen; das Oberflächlichste sagt ihm zu, und ein Vortrag, der das Ohr einer deutschen Zuhörerschaft beleidigen würde, kann ihm noch gefallen und seinen Beifall erlangen. Er kleidet schlechte Kopien guter Bilder in prachtvolle Goldrahmen und hängt sie im guten Glauben, es seyen Originale, in seinen Salons auf; er baut sich seine Wohnungen nach der Chablone, er stattet sie aus in der hergebrachten Ordnung, wie sie Comfort und Bedürfniß ersonnen haben, ohne daß ihm nur die Idee ankommt, Etwas anders zu machen. Fällt es ihm aber ja einmal ein, oder fordert der Zweck des Gebäudes ihn dazu auf, seinen eignen Geschmack in der Baukunst und Ornamentik zu zeigen, so wird er in neun Fällen unter zehn einen architektonischen Wechselbalg zur Welt bringen, der den Bauherrn lächerlich macht und dem gebildeten Sinn mißbehagt. Der Amerikaner legt Parks an nach englischen Rissen, und sie werden gefallen, wie diese; so wie er aber seiner eignen Phantasie folgt, so schafft er Karrikaturen; denn das Gefühl für das Naturschöne und das Naturschickliche ist ihm verschlossen. Er ist ein eifriger Tourist; denn der Gentleman soll ja einige Wochen, oder Monate jeden Jahres sich ein Stück von der Welt außerhalb seines Wohnorts betrachten: der Yankee ist daher, wie der Brite, überall zu finden, wohin der Dampf auf Eisen- und Wasserstraßen führt; am Leman und am Nordkap, auf dem Vesuv und an den Thermopylen, auf den Pyramiden und am heiligen Grabe, auf der Kaiserburg in Nürnberg und im Wiener Sankt Stephan: aber überall wird man dem kühlen, gelangweilten Beschauer wieder begegnen, den man in seiner Heimath an den stillen Seen von Saratoga, oder an den Fällen des Niagara traf, — jene frostigen Leute, die dem großartigsten aller Naturgemälde der Erde nach einigen Minuten des Begaffens gähnend den Rücken kehren, zufrieden mit dem Bewußtseyn, „nun doch auch am Niagara gewesen zu seyn".

„Es muß auch solche Käutze geben!" hat der alte Göthe selbst vom modernen Teufel gesagt. „Die räthselhafte Allmacht", bemerkte kürzlich ein geistreicher Berichterstatter in der A. Z., „die über den Geschicken der Menschheit wacht, hat die Völker des Weltalls mit verschiedenen Gaben bedacht, um sie fähig zu machen, die verschiedenen Rollen zu spielen, die sie für die Zwecke der Menschenentwickelung einem jeden bestimmt hat. Chevalereske,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anmuthige und liebenswürdige Völker, wie die Spanier und Franzosen, haben in Amerika nichts ausgerichtet, nichts Praktisches geleistet, nichts Großes und Bleibendes geschaffen, ja wahrhaft Fiasco gemacht. Mexiko, Louisiana, Unterkanada sind Beweise dafür". — Selbst die Deutschen, wo sie den deutschen Zopf zu bewahren suchen und nicht rasch zu Amerikanern werden, schreiten weit weniger schnell vorwärts in dem Lande, wo Alles mit Sturmeseile vorantreibt. Man sieht das überall in den reindeutschen Orten der Union. Nur „dieses lederzähe, stahlharte Yankeegeschlecht", das aus den derbsten Elementen der germanischen Race, jenen englischen Puritanern, jenen vertriebenen Kalvinisten Niederlands, jenen Schaaren, welche die Fugger und die Patrizier an der Pegnitz nach dem Lande Neu-Nürnberg zur Ansiedelung führten, allen jenen Menschen, die vor kirchlichen und weltlichen Tyrannen seit zwei Jahrhunderten über den Ocean flohen, zusammengebacken mit den deportirten Kindern des Verbrechens, entstanden ist, konnte seiner Aufgabe gewachsen seyn: — ich meine der Aufgabe, die Kultur in der neuen Welt mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts zu reißen. Den Urwald fällen, die Steppe befruchten, die Wölfe und Bären, den Bison und den rothhäutigen Menschen ausrotten oder vor sich hertreiben, die Entfernungen mit Dampf und Elektricität bewältigen oder vernichten, unzugänglich scheinende Gebirge mit Eisenstraßen überschreiten, in die entlegensten Einöden Industrie und Unterricht tragen, Gold und Kohlen aus den Eingeweiden der Erde holen, Kanäle graben zur Verbindung der Meere, Städte aufrichten an unbekannten Küsten im Augenwinken und wie durch Zauberei; Flüsse und Seen des Binnenlandes mit Dampfflotten bedecken; überall Leben und Kultur da wecken, wo sie nie vorhanden waren; überwundenen Völkern, — statt die Knechtschaft auf der Spitze des Schwerts — Ordnung, Freiheit und Selbstregierung auf den Tafeln erprobter Gesetze darbringen und die Pforten des eignen Reichs den Gepreßten und Gedrückten, den Bedrängten und Verfolgten, den Verbannten und Ausgestoßenen des ganzen Geschlechts öffnen, ohne darnach zu fragen, welchen Ursprungs sie seyen, oder welchen Glaubens; allen Armen dieser Erde zurufen: „kommt zu uns und nehmt Theil an den Schätzen, die unserm Lande Gott gegeben hat!" — Das — das kann und konnte nur eine Nation, welche, obschon ihre Angehörigen vorzugsweise Gewinn- und Geldsucht beseelt, doch als Nation, frei von Neid gegen andere Völker, in wahrhafter Großherzigkeit der ganzen Welt das Glück geben möchte, was sie selbst in unbeschränktem Maße genießt. Wären die Amerikaner anders, so würden sie anders handeln. Minder jugendlich, minder unternehmend, minder frei, minder großmüthig und minder praktisch würden sie der übrigen Welt nie das seyn können, was sie jetzt sind — ihre Stütze und der Stab in Bedrängniß und Hoffnung. Die große Rolle, die ihnen überkommen ist, würde unpassend seyn für die Völker der alten Welt, welche vor lauter Gelehrsamkeit die Kraft der That verloren haben, die was Rechtes zu thun wähnen, wenn sie über das eigene Elend philosophiren, die an der hellen Sonne des Mittags wie Mondsüchtige im Traume wandeln, die mit ihren Ideen und Vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stellungen, ihren Gewohnheiten und gesellschaftlichen Formen nicht aus dem Kreise des Aberglaubens und der Narrheit herauskommen, in welche sie die Arglist der kirchlichen und politischen Hierarchie von Generation zu Generation geschlagen hat. Auf dem alten Kontinente ist dem spekulativen Gedanken die Praxis verpönt, der hellste Kopf, und vereinigte er das Genie des Thomas Paine mit der Klarheit Benjamin Franklins, — muß unter solchen Verhältnissen zum Ideologen herabsinken, den das Gesetz an den Galgen henkt, oder in's Exil schickt, oder in's Narrenhaus, sofern er nicht bei dem Reiben des äußeren und inneren Widerspruchs mürbe wird vor der Zeit. Was den Amerikanern abgeht an unsern Gütern, an dem, was uns die Verschrobenheit der Verhältnisse allein übrig gelassen hat, ich meine das stille heimliche Paradies des Gemüths, die Freude an der Kunst, die unbeschränkten Räume der Ideenwelt, — das schlagen wir von unserm Standpunkte aus sicherlich zu hoch an. Wir sollten diesen Mangel kaum beklagen; denn es ist nicht vernünftig, die Kennzeichen des Alters der Jugend zu wünschen. Wie die Wissenschaftlichkeit immer eine Blüthe des reifern Völkerlebens ist, so sind Ausbildung des Schönheitssinns und die höchste Entwickelung der Kunst und des Geschmacks immer nur Zierden, welche die reifern Jahre schmücken und den Abend der Nationen verschönern. Trüge das Yankeevolk alle diese Zeichen an sich, so hätte es den Höhepunkt seiner Blüthe bereits überschritten, es würde auf absteigender Bahn wandeln, es würde außer Stand seyn, die große weltgeschichtliche Bestimmung, die ihm Gott gab, zu erfüllen. Daß es aber solche ganz erfülle: — das ist die Hoffnung und das Heil der Welt.

Es gibt freilich Leute genug, welche diese Meinung nicht theilen. Viele, ja die meisten Menschen, finden in der Weltgeschichte „nur die schmutzige Gosse unter ihren Füßen" wieder, wo alltäglich gemarktet wird und sich die Gemeinheit tummelt. Im Volksleben sehen sie kaum Etwas mehr, als die Daten menschlicher Erbärmlichkeit und niedriger Motive: sie haben kein Auge für das Walten höherer, ungreifbarer Kräfte und für die Ideen, die in den Geistern Wolken sammeln und reiben bis zum Sprühen des elektrischen Schlags. Sie stellen in Abrede, daß diese Gegenfüßler Sibiriens auch nur das geringste Selbstbewußtseyn ihrer Bestimmung haben und wissen, zu welch' geheimnißvollem Bau der alte, unsichtbare Meister die Fäden und Räder brauchen will, die am westlichen Rade der Zeitgeschichte schnurren. Sie leugnen a priori jede höhere Bedeutung der transatlantischen Erscheinungen. Liegt aber in dieser Fiebereile, womit man dort nicht bloß einen Welttheil durch Büchse, Pflug und Dampf zu erobern sucht, sondern „ländergierige Briareusarme" auch anderwärts über den stillen Ocean hinausstreckt, ohne viel nach Völker- und Staatsrecht zu fragen: — liegt darin gar nichts als Beutelust? Oder nicht noch ein dunkler, unbewußter Drang, nicht noch ein geheimnißvoller Instinkt, welcher Nationen wie Individuen zu der Allmacht räthselhaften Zwecken beseelt? Oder ist in diesem ruhelosen Jagen nach Besitz in den Massen des jüngsten und kräftigsten aller Völker, wo man nicht nur irdische Schätze sammelt, sondern auch die besten Mannestugenden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Muth und Thatkraft, stählt; — bei dieser Gier, nicht nur herrenlose Wildniß urbar zu machen, sondern auch andere, herabgekommene, in Apathie versunkene Völker aufzurütteln und zu zwingen, an den Segnungen der eignen Kultur und Freiheit Theil zu nehmen — doch ein Etwas, was einen Gesichtskreis verräth, der über den Dollar hinausgeht? — Wer dies Etwas nicht ahnden kann, für den ist freilich die Kulturkarte der Menschheit ein todtes Blatt, und die Veränderungen ihres Kolorits sind nichts als das Resultat eines fratzenhaften Spiels, in dem Gewalt, List und Zufall die Rollen wechseln.

Wir haben von der Jugendkraft des amerikanischen Volkslebens gesprochen. Die atlantischen Staaten sind ihrer Wunder voll, aber erst im fernsten Westen, an den Quellen des Missisippi, an dem obern Missouri, an den Gestaden des obern Sees, an den Ufern des Oregon und in Kalifornien, lernt man die Kühnheit des Yankeegeistes in ihrer ganzen Größe kennen und würdigen. Dort, wo es galt, scheinbar unüberwindliche Naturhemmnisse zu besiegen; dort, wo bei der massenhaften Einwanderung der Goldsucher und dem überreichen Lohn ihrer Arbeit, das schnelle Erringen großer Reichthümer unter so vielen Menschen eine unglaubliche Steigerung der Bedürfnisse und zu deren Befriedigung einen Verkehr hervorrief, von dessen Größe wir uns keinen angemessenen Begriff machen können; — dort, wo ein rastloses, stürmisches Vorwärtsdrängen und Schieben alle Verhältnisse beherrscht und die Lebensthätigkeit beständig zu den äußersten Anstrengungen treibt: — dort geschieht etwas Nichtdagewesenes, und was die ältere Geschichte Staunenswürdiges von schneller Entwickelung mancher Staaten und Kolonien erzählt, ist damit gar nicht zu vergleichen. — Am Sacramento und am Joaquin, an der Küste des stillen Meers und am Fuße des Gebirgs, wo unter der Decke des ewigen Eises die Gnomen unermeßliche Schätze hüten, schießen jetzt die Städte auf wie die Pilze über Nacht, und wo noch vor ein Paar Jahren der rothe Indianer mit dem grauen Bären kämpfte, oder den Bison jagte, da führen geebnete Straßen durch angebaute Felder nach den jungen, blühenden Sitzen der Gesittung. Viele Ortschaften, wo vor 3 oder 4 Jahren die Axt den ersten Baum der Wildniß fällte für die erste Hütte, haben sich seitdem zu großen, volkreichen Städten erweitert.

Sacramento-City ist nur ein Beispiel von so vielen in diesem wundervollen Lande. — Vor vier Jahren, da noch die Riesen des Urwalds die Ufer des Sacramento beschatteten, faßte der Schweizer Sutter, auf dessen Besitzung der erste Goldfund gethan wurde, den Entschluß, der Mündung des American River gegenüber, den Plan zu einer Stadt abzustecken und die Einwanderer zur Niederlassung einzuladen. Die treffliche, anmuthige, für den Handel geeignete Lage des Orts, an einem schiffbaren Strome, am Rande der Goldregion, deren Schluchten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Thäler mit Goldsuchern zu Tausenden angefüllt waren, — führte eine Menge Spekulanten herbei, und nach wenigen Monaten waren schon tausend Menschen beschäftigt, die Linien der Straßen durch den Wald zu hauen. Schiffe führten Baumaterialien von San Francisco herauf und Kelle, Winkelmaß und Richtscheit folgten der Axt auf dem Fuße. Drei Monate nachdem der erste Pfahl zum Abstecken des Platzes eingeschlagen war, standen schon 370 gemauerte Wohnhäuser, mehre Hotels, ein Theater, das Rathhaus und 2 Kirchen; sechs Monate später war die Bevölkerung auf sechs Tausend angewachsen, die zum Theil freilich noch in Buden und Zelten wohnten. Dampfboote sorgten für die tägliche Verbindung mit San Francisco, der Waarentransport wurde geregelt und Sacramento-City erhob sich zum Markt, wo sich die Minenbevölkerung versorgte. Es wurde zur zweiten Stadt Kaliforniens.

Unser Bild zeigt sie in der Wiege. Ein seltsames Bild! In das Geräusch des jungen Verkehrs dröhnt noch die fällende Axt, in die neugebornen Straßen werfen noch die Riesen des Urwalds ihre Schatten.

Seitdem ist Sacramento-City drei Jahre älter geworden. Feuer und Fluthen haben sie zweimal verwüstet, und aus ihren Trümmern ist sie wieder emporgestiegen als eine der schönsten Städte der westlichen Welt. 15 Kirchen öffnen sich der Verehrung Gottes in vielerlei Sprachen und Formen; selbst die Chinesen haben eine Pagode und die Juden eine Synagoge; drei Theater (unter welchen ein chinesisches ist) und mehre Koncertsäle spenden Vergnügen, und in einer Anzahl prächtiger Privathäuser sind Luxus und Reichthum zu Hause. Der Handel erwirbt und beschäftigt Millionen, die Umgegend ist dem Spaten und dem Pfluge gewonnen, mehr als hundert Dampf- und Segelschiffe dienen dem Verkehr der Stadt und machen sie zum belebtesten Markt des Binnenlandes. Von Sacramento-City aus fahren die beladenen Barken die Nebenflüsse des Sacramento hinan in die Minendistrikte und die langen Züge der Maulthiere tragen täglich Proviant und Waaren in's höhere Gebirge, wo die Bergleute die goldhaltigen Quarzgänge bearbeiten, die Stempel der Pochwerke an den Wildbächen lärmen und die Amalgamirhütten den gewonnenen Goldschlich zu gute machen. — Wenn der Winter die Schluchten und Wasserrisse einschneit und die Bergleute aus dem unzugänglich werdenden Hochgebirge treibt, dann wird Sacramento-City der Sammelplatz jener abenteuernden Goldjäger, Leute vielerlei Ursprungs, die, mit der goldnen Ernte ihres Fleißes und ihres Glückes beladen, zu Tausenden herabkommen, um nach so langer Mühsal und Entbehrung ihr Gold gegen das Vergnügen und den Genuß der großen Stadt zu vertauschen. Dann ist jeder Tag ein Feiertag für diese rohen Gesellen und jede Nacht Zeuge der wildesten Ausgelassenheit. Dann haben die Kneipen und Hotels, die Kaffee- und Spielhäuser volle Ernte, und ehe die Lenzsonne die Winterdecke der Berge wegschmilzt und die Wiederaufnahme der Minenarbeiten im Hochlande zuläßt, sind die erbeuteten Schätze schon verpraßt und vergeudet, und die meisten Bergleute kehren zu der sauern Arbeit zurück, ohne einen Dollar in der Tasche, und leider! oft mit verringerter Fähigkeit, die Strapatzen und Entbehrungen zu ertragen, welche sich in jenen einsamen und unwirthlichen Höhen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an ihren Beruf knüpfen. — Sacramento-City aber hat den Gewinn davon, und die Millionen, welche in jedem Winter die Bergleute zurücklassen, fördern ihr beständig fortschreitendes Wachsthum.

Die Stadt hat jetzt über 25,000 Einwohner. Sie dehnt ihre Straßenarme mit unglaublicher Schnelligkeit am Stromufer und über das Land aus. Im vorigen Herbst ward auf der andern Seite des Sacramento River der Bauplatz einer neuen Stadt abgesteckt, welcher sich auch schon mit Häusern und Straßen anfüllt. Brücken werden später beide Orte zu einer Stadt verbinden.

DCLXXXIX. Die Kapelle bei Morgarten in der Schweiz.

Der Mensch, welcher wie eine vernunftlose Bestie an Andern das Recht des Stärkern übt, der Mensch, welcher ohne Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Rechts nichts achtet, denn seinen Willen allein, ist ein Barbar, und ein Zeitalter, in dem die Willkür der Herrscher sich als höchstes Gesetz verkündet, ist eine Faustrechtszeit, — wäre sie auch mit allem Zinselkram der Civilisation behangen. Wo der Verlaß auf das Gesetz aufgehört hat, da hat der Zustand der Rechtlosigkeit begonnen, und ein Volk, das durch die eiserne Faust der Gewalt in einen solchen Zustand gebracht und in demselben erhalten wird, verwildert. Es sinkt der Barbarei unaufhaltsam in die Arme. Dulden andere Staaten, wo man das Gesetz achtet, Zustände dieser Art, — lassen sie zu, daß Völker rechtlos gemacht werden durch die Gewalt, brandmarken sie nicht eine solche Handlungsweise als an der Menschheit und am Völkerrecht begangene Verbrechen, — zaudern sie, den Schuldigen auszustoßen aus ihrem Kreise und Arm und Schwert zu erheben, um den Gottesfrieden herzustellen, den er gebrochen hat: — dann hat in den Beziehungen von Nation zu Nation das Sittengesetz keine Geltung und keine Stimme mehr; das Recht des Stärkern wird Propaganda machen, und wie sich die Wölfe zusammenrotten, wenn sie auf Raub und auf's Würgen ausgehen, so werden auch die Mächte der Gewalt und Willkür Bund machen unter sich, gerichtet gegen Alles, was gesittete Menschen heilig achten, — und gerichtet gegen Alle, welche mit ihnen nicht gleiche Wege wandeln. In solchen Zeiten erlauben sich mächtigere Staaten alles Schändliche gegen die schwächern; denn die größere Gewalt und die größere Arglist sind an die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die MORGARTEN-CAPELLE

in der Schweiz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stelle der Moral getreten, und die Ueberlegenheit in der materiellen Stärke und in der Kunst, wort- und treulos Andere zu überlisten, gilt für das einzig achtbare Recht. An Priestern aber, die solches Recht als ein göttliches heilig sprechen, hat es nie gefehlt.

Um desto herrlicher treten aus solchen entarteten Zeiten — wo das Unrecht und die Schwertgewalt zu Throne sitzen, — die Heldengestalten hervor, welche für die Heiligthümer, die man rauben will, ihr Leben einsetzen und nichts darnach fragen, ob das Maß ihrer Stärke dem der Räuber gewachsen sey. Was kleine Völkerschaften, wenn sie der wahre Geist der Selbstaufopferung beseelt, gegen übermächtige Feinde auszurichten vermögen, davon hat uns die Geschichte Beispiele aus allen Zeitaltern aufbewahrt. Von den kleinen Republiken Griechenlands, welche die persischen Heere vernichteten, bis zu dem Häuflein, das nun seit 20 Jahren seine Freiheit und Unabhängigkeit siegreich gegen die Armeen des Czars vertheidigt, — des Czars, den die großen Völker und Staaten des Westens jetzt wie die Kinder den Popanz fürchten, — erzählt sie eine Reihe Geschichten, die an den Bibelspruch erinnern: „vor dem Thurm des Glaubens sinken Roß und Reisige dahin". — Es ist der Glaube: „daß Gott die Freien unüberwindlich mache".

Hellas Ruhm selbst erbleicht vor dem der kleinen Hirtenvölker in der Schweiz, wenn wir die ausdauernden Kämpfe betrachten, durch die sie ihr Recht und ihre anspruchslose Unabhängigkeit gegen die brutale Gewalt der Mächtigen behaupteten. Keine Geschichte ist geeigneter, große, hochherzige Gefühle zu wecken. Darum ergreife ich immer mit neuer Lust die Gelegenheit, Heldenscenen des Schweizer Volkslebens zu schildern. Sie lehren fort und fort: — „der Tod für ewiges Recht ist Welterlösertod". —

Im Jahre 1311 ruhten die Waffen der Eidgenossen, welche ihr Freithum sieghaft vertheidigt hatten. Fröhlich klang statt des Schlachthorns wieder die Schalmei in den Thälern und die Heerden weideten ungestört auf den fetten Alpen. In dieser Friedenszeit geschah es, daß zwei Männer von Schwytz mit ihrem Hause wallfahrten gingen nach Einsiedeln zu der Mutter Gottes. Da sie nach vollendeter Andacht wieder heimkehren wollten, begegnete ihnen der Pfarrer mit vier Konventsherren. Der letztern einer vertrat ihnen den Weg und sagte: „Euch groben Schwytzern wird's nun auch nicht mehr gelingen; denn der Kaiser hat Herren zu Richtern gesetzt, die unsere Sachen besser wahrnehmen werden". Den Männern von Schwytz verdroß die Rede und sie antworteten ernst: „wir Schwytzer wollen keine ungerechten Sachen; ein Freiherr ist übrigens um kein Haar besser, als ein freier Mann". — Darüber wurden die Konventsherren zornig, sie fielen über die Schwytzer her mit loser Rede, und da diese nichts schuldig blieben, so zogen sie ihre Jagdmesser und stießen die Beiden nieder. Es erhob sich darauf ein großer Zulauf des wallfahrtenden Volks; und als die Schwytzer Kunde von der That erhielten, versammelte der Landammann die Gemeinde, und diese ließ durch einen Läufer dem Abt von Einsiedeln sagen: „die Männer von Schwytz hielten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Geschehene für einen Landfriedensbruch und würden sich selbst Recht nehmen". Das Kloster aber verklagte die Schwyzer bei dem kaiserlichen Voigt wegen solcher Drohung, und dieser legte eine Buße auf von 200 Mark Silbers. Schwyz aber antwortete: Wer sie haben wolle, solle sie selbst holen.

Die Landleute ließen es nicht bei den Worten. Sie hielten mit Recht dafür, daß Frieden durch Schrecken erworben werden müßte, weil, wer sich fürchte, im Unterhandeln nachgiebig sey. Also zogen sie zu Hauf gen Einsiedeln schon in der nächsten Nacht und umstellten die Abtei, daß Niemand drinnen entweichen konnte. Da fuhr der Schrecken in die Konventsherren und sie versprachen, Frieden zu halten mit den Waldstädten und Schwyz Genugthuung zu geben: die Landleute aber zogen nicht eher ab, als bis das Kloster gute Bürgen stellte, daß auch erfüllt werde, was man zugesagt hatte.

Die Abtei klagte jedoch bei dem Bischof von Konstanz über das Geschehene. Der that die Schwyzer in den Kirchenbann und hetzte an dem kaiserlichen Hofe, auch die Reichsacht über sie zu verhängen. Dies geschah nun zwar nicht; aber Oesterreich, als Schutzherr von Einsiedeln, rüstete seine Hausmacht, die Schwyzer zu züchtigen und bei dieser Gelegenheit Habsburgs Gewalt zu verstärken. Herzog Leopold kam herangezogen mit einem Heerhaufen von 4000 Mann, und die kaiserlichen Voigte und die adligen Herren fügten bereitwillig ihre Fähnlein hinzu; denn alle waren den groben Schwyzern abhold, und ergriffen die Gelegenheit gern, sie zu demüthigen.

Lavinenartig wuchs Leopolds Heer, das in 2 Haufen den Thur- und Aargau hinaufrückte. Der ganze alte Adel von Habsburg, Kyburg und Lenzburg und die ritterliche Blüthe Oesterreichs waren dabei; alle schwer gerüstet, der Stolz und Kern von mehr als hundert berühmten Geschlechtern.

Die Landleute von Schwyz veränderten darum ihre Gesinnung nicht. Tag und Nacht hatten sie, mit Weibern und Kindern, an den Eingängen des Landes geschanzt, alle Pfade und Wege zerstört, Vieh und Habe in die Gebirge geschafft; als aber der Herzog nahete, da nahmen die Männer Schwert und Hellebarde auf und sammelten sich unter die Landesfahne. 600 waren ihrer. Zu ihnen stießen die treuen Eidgenossen von Uri, 400, von Unterwalden 300; so daß der ganze Haufen 1300 Männer waren, alle des Muthes voll und wohl bewehrt. Und als sie bei einander waren und sich in Ordnung gestellt hatten, flehten sie, nach alter Sitte, auf den Knieen Gott an, ihren einzigen Herrn, um seinen Beistand, und wohlgemuth zogen sie sodann auf den Bergsattel bei Morgarten, — den einzigen Paß des Landes, den sie offen gelassen, um Oesterreichs Heer zu erwarten. Da geschah es, daß fünfzig schwerbewaffnete Männer, aus Schwyz gebürtig, welche die Gemeinde wegen Parteiung vor vielen Jahren ausgestoßen hatte, zu ihnen kamen und auf Befragen, was sie suchten? antworteten: „Wir haben in der Fremde die Gefahr des alten Vaterlandes vernommen und kommen nun, mit Euch, als Schwyzer, für Schwyz zu kämpfen oder zu sterben". Die Eidgenossen aber, dem selbstgegebenen Gesetze unterthan, antworteten:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„das Gesetz steht über unserer Gefahr und über unserem Willen: — wollt Ihr streiten und sterben für unsere gemeinsame Mutter, so thut's als gesondertes Fähnlein. In unsern Reihen dürft Ihr's nicht!" Und die fünfzig Männer folgten der Weisung in Demuth und stellten sich dahin, wo die Gefahr am größten war.

Die Morgenröthe des Fünfzehnten im Wintermonat Anno 1315 ging auf und die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten die Helme und Küraſſe der ritterlichen Schaaren Leopolds von Oesterreich, die gen Morgarten langsam heraufgeritten kamen, — ein langer, stattlicher, unabsehlicher Zug. Ihnen nach folgte ein Wald von Lanzen: Knechte und Fußvolk. Schweigend reiheten sich die Eidgenossen in die verabredete Schlachtordnung. Die Fünfzig hatten sich an der äußersten Enge des Wegs über einen Felsrand gestellt, und als die Spitze des Habsburger Zugs vorüber war, rollten sie plötzlich gelockerte Steinblöcke auf die Reiter hinab. — Dadurch gerieth der Zug in Unordnung und wurde getrennt. Der Angriff Oesterreichs wendete sich nun zunächst gegen die kühne Schaar. Während des Handgemenges aber ersahen die Eidgenossen ihren Vortheil und brachen mit vorgehaltenen Hellebarden und, ihre Streitärte schwingend, in geschlossener Ordnung, im vollen Laufe vor und in die über den Doppelangriff stutzenden Reitermassen Oesterreichs. Bald waren beide tapfern Heere handgemein und nur noch ein Kämpfen und ein Würgen. „Hie Schwytz — hie Freiheit — hie Sieg!" war das Losungswort der Eidgenossen, und wo es erschallte, da thürmten sich die Leichen auf unter den Streichen des Schwertes und der Art, und wo ein Schweizer fiel, da sanken mit ihm viele Mannen Oesterreichs. Schon lagen die besten und tapfersten Führer von des Herzogs Heer auf der Wahlstatt; — der Graf Rudolf von Habsburg-Lauffenburg, der zweite im Kommando; drei Bonstetten, drei Hallwyl, drei Urikon, vier Grafen von Tokkenburg, zwei Geßler, die Landenberge und noch 200 andere von edlem Geblüt. Die vielen ledigen Rosse, welche scheu hin und her rannten, mehrten die Verwirrung; viele Ritter konnten die wüthenden Pferde nicht mehr meistern und sprengten den Abhang hinab in den See, der Mann und Thier verschlang. Die Eidgenossen gaben kein Quartier; „hie Freiheit! hie Sieg!" brüllend, drangen sie unaufhaltsam in die Massen Oesterreichs die vergeblich auf's Aeußerste widerstanden; nach anderthalb Stunden löste sich des Herzogs Heer in wilde Flucht auf. Tausend waren auf der Wahlstatt gefallen, Tausende wurden auf dem Rückzuge erschlagen — der Herzog selbst entkam mit knapper Noth. Der Verlust der Eidgenossen aber war, obschon viele Tapfere nicht wieder heimkehrten, kaum zu zählen gegen den großen Verlust Oesterreichs und die unermeßliche Beute und den Gewinn, welcher der schweizerischen Unabhängigkeit und Freiheit aus diesem denkwürdigen Siege geworden ist.

Und dieser Gewinn ist kein vorübergehender. Er knüpft sich nicht an Zeit und Raum. Er dauert fort, so lange solche Thaten im Gedächtnisse der Nachwelt leben, so lange sie ein Blatt in der Weltgeschichte haben. Ihre Stätten sind nicht nur dem Lande werth, dem die Helden angehören; sie sind der ganzen Menschheit heilig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und so bist auch du, Morgarten, mit deinem Kirchlein auf der Wahlstatt, ein Stern in der Nacht und in den Gefahren des Vaterlandes ein Quell des Muthes und ein Stab der Zuversicht und des Glaubens an die Unbezwinglichkeit der Freiheit, wenn ihr Geist ein Volk ganz durchdringt.

Die Morgartener Kapelle ist auch einer der schönsten Punkte der Schweiz weit umher. Der Blick von dieser heiligen Höhe verliert sich in ein Land idyllischer Schönheit. Um den Spiegel des stillen, kleinen Egerisees gruppiren sich weidende Heerden auf grünen Matten, zwischen Obsthainen, einzelnen Gehöften, Kapellen und Dörfern und ringsum winden die Alpen einen Doppelkranz bis zum Roßberg und Kaiserstock und Kamstal, — einen Kranz, gewunden von Gottes Hand um die Gräber der Helden.

DCLXXXX. Eine Savannah in Mosquitia.

Vom Fuße der Kordilleren bis zum Mexikanischen Meerbusen breiten sich jene Grasebenen aus, die unzähligen Rinderheerden zu Weideplätzen dienen, welche den Hauptreichthum dieser Landstriche ausmachen. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich aus diesen kulturlosen Flächen. Unabsehlich streckt sich die Steppe fort bis zu den Grenzen des Gebirgs, welches sie in blauer Ferne umfaßt. Freundlicher sind sie nur in der Nähe der Küste, wo der klare Meeresspiegel mit den leicht beweglichen, aufschäumenden und kräuselnden Wogen die Eintönigkeit des Bildes mildert.

Die Savannen in Mosquitia nehmen einen Raum von mehr als 800 englischen Geviertmeilen ein. Sie sind, wie die Prairien im Westen des Mississippithals, nicht ganz baumlos: Gruppen von Fächerpalmen und Baumfarren mit einigen Indianerhütten staffiren das weite Grasmeer. Die europäische Kolonisation hat sie noch nicht betreten. Nicht einmal die Anfänge eines geordneten Gesellschaftslebens sind unter den wenigen Indianern zu bemerken, die auf den Ebenen jagen. Sie leben im Urzustande, wie die ersten unseres Geschlechts. Kein behauener Stein, kein aufgeworfener Hügel, kein veredelter Fruchtbaum erinnert an den Beginn einer Kultur, oder an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Den Schicksalen der Menschheit fremd und für die Gegenwart

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SAVANNAH (MOSQUITO)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch ohne Beziehung und Interesse, liegen die Steppen dieses Erdwinkels da, mehr ein Schauplatz des Thier- und Pflanzenlebens, als ein Wohnplatz des Menschen.

Allerdings sind diese grasreichen Ebenen, die jetzt noch so verlassen sind, zum Anbau geschickt und zur Viehzucht vorzüglich geeignet. Aber keine der amerikanischen Menschenraçen hat es weniger verstanden, zu benutzen, was die Natur geboten, als die Ureinwohner von Mosquitia. Sie stehen noch auf der untersten, rohesten Stufe des Jägervolks. Sie werden untergegangen seyn, ehe sie die zweite Stufe — das Hirtenleben — betreten.

Um so freier entwickelten sich in diesen Einöden die mannichfaltigen Raçen der Thiere. Mehre Arten wilder Ochsen und Pferde, schöngefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, einige Species des Katzengeschlechts, riesige Fledermäuse, eine große Anzahl von Pelzthieren, mehr als 20 Schlangenarten, prächtige Vögel und unzählige Schmetterlinge, Käfer und Insekten beleben die Savannen.

Acht Monate im Jahre ist die Ebene in Grün gekleidet und mit tausendgestaltigen, bunten Blumen gestickt. Unter dem senkrechten Strahl der Sonne, im Juni, zerfällt aber die Grasdecke in Staub oder verdorrt. Das Grün ist dann in Braungelb verwandelt. Der verhärtete Boden klafft in Sprüngen auf, und der scharfe, glühende Wind treibt den Staub dampfartig über die Ebene. Im trüben, strohfarbigen Halblicht glänzt matt die Sonne; die Himmelsdecke scheint herabzusinken, das ferne Gebirge näher zu rücken, der ganze Gesichtskreis sich zu verengen. Statt Kühlung führt der Wind Gluth herbei, wenn er über den glühenden Boden hinstreift. In Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durst geängstigt, schweifen die Thiere umher; die Rinder dumpf aufbrüllend, die Pferde mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms eine Quelle oder Lache zu errathen. Endlich zieht sich das thierische Leben meist in die Gebirge zurück und kommt erst wieder, wenn die Regenzeit eintritt, welche die Pflanzenwelt neu belebt und die Savannah in frisches Grün kleidet. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXXXI. Ein Landschaftsbild bei Colombo auf der Insel Ceylon.

Wir haben die Schlösser der Könige und die Mausoleen ihres Staubes gesehen und die prächtigen Paläste betrachtet, wo die Fürsten des Geldes ihre prunkenden Feste halten. Wir haben, von der glänzenden Außenseite unbeirrt, tiefe Blicke in das Leben der Mächtigen geworfen und Das, was aus der Ferne neidenswerth erschien, hat öfters unser Mitleid erregt; wir haben die Fürsten des Geldes an die Börse begleitet, und ergründet ihr Dichten und Trachten: und oft hat sich zum Mitleid die Verachtung gesellt! Wie oft sahen wir dieses Papiervolk zusammenfahren bei dem leichtesten Zucken eines gefesselten Volkes; wie oft es erbeben in seinem Glauben an die Kanonen der Gewaltigen, wenn ein Arm der Verzweiflung sich dagegen erhob; wie oft als Schleppträger jeglicher Tyrannei aus goldenen Pokalen der Unterdrückung Toaste bringen, und Freude äußern über eine niedergeworfene Freiheit, oder ein aufgehobenes Volksrecht! O diese Helden des Kurszettels sind meistens gar arme Leute bei ihren vollen Säcken und selten findet man unter ihnen glückliche Menschen! —

Glücklich ist nur der Zufriedene; und zufrieden ist nur Derjenige, welcher gut ist — und mit Kraft, Anstrengung und Selbstaufopferung um des Guten willen Menschenwohlfahrt befördert. Dazu gehört nicht Mächtigseyn und nicht Reichseyn. Nein! auch in der einfachen Wohnstube, im engen Kreise des häuslichen Lebens, in Euren Werkstätten werdet Ihr wahrhaft zufrieden und glücklich seyn, sobald Ihr wollt. Glücklich und zufrieden ist der Hausvater, der sein Haus zum Tempel der Liebe und Eintracht macht, der Tugend und Gottesfurcht übt und ein Beispiel gibt durch Arbeit, Handeln und Gesinnung, der Nachahmung werth. Glücklich und zufrieden ist das Weib,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BEY COLOMBO INSEL CEYLON

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das seines Gatten Last und Kreuz treulich mitträgt, in sein sorgengefurchtes Antlitz Frieden lächelt und seine Kinder der Wahrheit, der Tugend, der Ewigkeit erzieht; glücklich und zufrieden ist Der, welcher sich selbst erlaubten Genuß entzieht, um an die Stätten des Jammers, des Hungers und des Elends Labung, Erquickung und Hülfe zu bringen. Mehr glückliche Herzen schlagen unter dem Kittel, als unter dem Purpur; und viel zufriedener, viel besser ist oft der Laie, denn der Priester, der von seiner Rednerbühne mit kalten Worten Tugend, Entsagung und Weltverachtung predigt.

Aber auch jene friedlichen Völker in einer paradiesischen Natur, wo das, was der Mensch zum Leben braucht, ihm bei der wenigsten Mühe in den Schooß fällt, sind, obschon im andern Sinne, glücklich und zufrieden zu nennen. Das goldene Zeitalter, welches solche Zustände für die ganze Menschheit umfaßt, liegt zwar weit von uns weg in sagengrauer Ferne; doch gibt es noch manches Paradies auf Erden, dessen Pforten kein Engel mit dem Flammenschwerte hütet, und noch gibt es Menschen, die in solchem Eden ein Daseyn führen, kaum anders, als es das erste Buch der Genesis schildert.

Als ein Eden aber wird die Insel Ceylon von allen Reisenden geschildert. Auf dieser Insel vereinigt ein einziger Baum schon Alles, was der Eingeborne zu seinem Daseyn braucht. Wäre er mit seiner Kokospalme allein auf seiner schönen Erde, er würde mit den Seinigen zufrieden leben können. Dieser Baum gibt ihm nicht bloß Speise und Trank, er gibt ihm auch Kleidung und Obdach. Haben nämlich die Palmen ihre Tragfähigkeit verloren (was nach dem siebzigsten Jahre geschieht), so baut er sich vom Stamm seine Hütte und bedeckt sie mit ihren Blättern. Aus der Rinde schnitzt er sich Geräthe; mit den Blattstielen hegt er Feld und Garten ein; aus dem Baste dreht er Seile und Schnüre; die kleine Hangematte, in der er sein Kind schaukelt, ist aus den Fibern der äußern Fruchtschale geflochten. Die feste Hülse der Nuß gibt ihm zierliche Becher und Löffel, und sein Mahl aus geschabter, oder geriebener Kokosnuß bereitet er beim Feuer, zu dem die Hülse den Brennstoff liefert. Er fischt mit Netzen aus der innern Faser der Rinde, und ein angezündeter Palmenstiel ist die Fackel, die ihm leuchtet. Sein Kahn ist ein ausgehöhlter Stamm; Thüren, Fensterrahmen, Simse, seine Bänke und Tische, die Rinne unter der Dachtraufe, die Röhre, die ihm Quellwasser zuführt, — sind aus demselben Material. Dürstet ihn, so trinkt er den frischen Saft der jungen Nuß; hat er Hunger, so verzehrt er den weichen Fruchtkern. Will er sich erheitern, so schlürft er ein Glas Palmenwein; und bei seinen Tänzen und seinen Festen kreis't der Pokal, gefüllt mit Arrak, den er aus dem gegohrnen Saft der Palme bereitete. Mit Essig aus demselben Stoff würzt er seinen Kurry,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kokoszucker und Kokosmilch geben dem Kaffee die nöthige Süße und Milde; Kokosöl füllt seine Lampe, gibt das Schmalz für seinen Kohl aus jungen Palmblättern, ist ihm, wenn er krank wird, Arznei; und stirbt er — so schließt ein Sarg aus Palmenholz seine Hülle ein, und über seinem Grabe im Palmenschatten hängen seine Lieben Kränze auf von Kokosblüthen, um die bösen Geister fern zu halten. —

Nichts Idyllischeres als die Wohnplätze der Eingebornen Ceylons. Sie erscheinen viel freundlicher und sauberer, als die der Hindu auf der indischen Halbinsel, vor denen sich der Ceylonese auch durch höhere geistige Anlagen und Liebenswürdigkeit des Benehmens vortheilhaft auszeichnet. An jede Hütte stößt ein Gärtchen mit einigen Kokospalmen und ein Stück eingehägtes Feld, das mit Kaffee, Bataten, Reis, Areka, Tabak u. s. w. bepflanzt ist. „Es war Mittag" — erzählt mein Gewährsmann, — „die Sonne glühte über der stillen Landschaft in unbewölktem Glanze. Neben der Hütte saß unter einem Brodfruchtbaum der Eigenthümer im weißen, leichten Kalikokleid. Betel kauend träumte er vielleicht von der Seligkeit des Buddhistischen Paradieses. Die Frau bereitete an einem offenen Heerde das einfache Mahl, und neben ihr kauerten zwei Mädchen, welche zierliche Matten aus Palmenbast flochten, während die Kleineren, zwei Knaben, sich auf dem Rasen tummelten. Tiefe Schatten der hohen Palmen umhüllten die ganze Scene; kein Lüftchen regte sich, kein Blatt zitterte. Die langen Halme des jungen Reises ragten über die Umzäunung und glänzten wie polirtes Silber. In den Gebüschen der duftenden Areka zwitscherten buntgefiederte Kolibri's und ein Paar Paradiesvögel wiegten sich auf einem Kaffeebaume, dessen Zweige mit den rothen kirschenartigen Früchten beladen waren. Am Fuße der Anhöhe, auf der die Hütte lag, rieselte ein Bach durch einen mit Schilf und Binsen bewachsenen Grund; dort hatte sich die kleine Büffelheerde des Besitzers gelagert, die Kühle des Sumpfes genießend. Große goldige Käfer hingen müde an den Büschen; bunte Tagfalter flatterten um die nickenden Blumen; jenseits des Thals aber zog sich ein prächtiger Gürtel von Hochwald um eine Bergkuppe, wo auf grauer Felszinne die Trümmer eines Kastells sichtbar waren, letztes Zeichen einer Herrschaft, die mit der Eroberung der Insel durch die Britten verschwand. In geringer Entfernung umzog eine niedrige weiße Mauer eine Pflanzung im größern Maßstab, wohl 3 bis 400 Morgen groß, und zur Seite der stattlichen Wohnung breitete ein ganzer Hain von Palmen seine Fächerkronen aus. Ich ging hin, um sie zu besehen. Die Nähe erhöhte noch die wunderbare Schönheit. Die Palmen waren reihenweise in gleichen Abständen gepflanzt und bildeten Säulenhallen von unbeschreiblicher Pracht. Ich lustwandelte in dem Schatten ihrer langen Blätter und sah sie dicht behangen mit goldig-grünen Früchten in jedem Stadium des Wachsthums. Blüthen hingen in traubenähnlichen Büscheln rings um das obere Ende der Stammsäule, die reichsten und zierlichsten Kapitäler bildend; an andern sah ich einen Kranz von gelben, großen Nüssen, an noch andern unreife, grüne Früchte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oft so dicht, daß sie den obern Theil des Stammes und einen Theil der Blätterkrone ganz umhüllten. Ich versuchte die Anzahl der Früchte an einigen Palmen zu zählen; ich zählte fünfzig, achtzig, hundert — ich wurde irre, und viele, viele blieben ungezählt. Den herrlichsten Anblick gewährten Blumenbüschel, die eben ihre Scheide geborsten hatten, und die frischen, silberweißen Blüthen herausdrängten. Man kann sich nichts Lieblicheres denken". — Der Jahresertrag einer Palme ist durchschnittlich 80 Nüsse. Sie bringt im 11. Jahre die ersten Früchte und trägt dann 50 bis 60 Jahre ohne Unterbrechung. Ein einziger Feind schmälert zuweilen den Ertrag: Eichhörnchen sind nach den halbreifen Nüssen und nach den Blüthenknospen lüstern und werden darum von den Eingebornen so beharrlich verfolgt, wie die Sperlinge von unsern Landleuten. — Ceylon ist auch das Vaterland des Zimmts und das einzige Land der Erde, wo der Anbau dieses kostbarsten der Gewürze im Großen Statt findet. Er wird an sanften, nach Süden offenen, eine reichliche Bewässerung zulassenden Abhängen gezogen, am häufigsten in der Gegend von Kadwari; denn der Zimmtstrauch erfordert zu seinem Gedeihen die Hitze einer glühenden Sonne bei immerwährender Feuchtigkeit. Nur die jungen Schößlinge geben die Rinde, welche wir als Zimmt verbrauchen; man schneidet sie, wie bei uns die Weiden zum Korbflechten, alle zwei Jahre ab, und wiederholt dies so lange, als die Wurzel Kraft behält, eine große Zahl neuer Schößlinge zu treiben. Läßt diese nach, so rottet man sie aus und bepflanzt die Zimmtgärten mit neuen Stecklingen.

In den früheren Zeiten waren Anbau und Zubereitung des Gewürzes in den Händen einer besonderen Kaste, der Tschalia's. Dies ist nun theilweise anders, weil unter der britischen Herrschaft der Anbau frei gegeben wurde. Nur die Zubereitung der Rinde ist noch vorzugsweise in den Händen jener Kaste, da sie Handgriffe und die Gewandtheit beständiger Uebung erfordert. Sie durchziehen zur Zeit des Schnitts das Land in Gesellschaften von 12—20 Personen und werden von den Zimmtpflanzern tageweise gedungen. Sie schneiden in den Morgenstunden die Schößlinge und binden sie in Bündel, um sodann den Rest des Tages sich mit dem Schälen zu beschäftigen. Zum Abstreifen der Rinde dient ein kleines Messer mit hohlrund geschliffener Klinge. Zuerst spaltet man die Rinde der Länge nach von einem Ende zum andern auf; dann bringt man die hohlrunde Schneide zwischen Rinde und Holz, und streift erstere ab. Auf diese Weise wird die Schale in langen Streifen gewonnen. Ist die Schälung vollendet, so wird die Rinde von allen Bast- oder Holztheilchen durch Schaben gereinigt und nach Farbe und Stärke sortirt, immer drei Stück zu einer Röhre zusammengerollt und auf ausgespannten Tüchern im Schatten getrocknet. Später werden sie noch auf leichten Holzrahmen ein oder zwei Wochen unter Schuppen ausgelegt, sodann abgewogen und in Kisten als Waare verpackt.

Alle diese Arbeiten geschehen unter der Aufsicht der von den Arbeitern selbstgewählten Obern, und ihrer Autorität zollt Jeder unbedingte Unterwerfung. Unordnungen, Fahrlässigkeiten und Veruntreuungen sind fast un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erhört. — Das Zimmtöl wird nur aus den Abfällen und den Rindstücken bereitet, welche zu dick sind, um als Gewürz Verwendung zu finden. Je feiner und dünner die Rinde ist, je höher ist sie zu schätzen.

Es ist leicht für die Bewohner Ceylons, durch Anbau dieses kostbaren Gewürzes und durch Kaffeepflanzungen, die geringer Pflege bedürfen, zu Wohlstand, selbst zu Reichthum zu gelangen; doch nur Wenige haben Verlangen darnach und noch Wenigere suchen ihn zu erstreben. Die bei weitem größere Zahl ist bei der mühelosen Befriedigung ihrer einfachen Bedürfnisse froh und zufrieden und verachtet die Schätze, die Diejenigen so selten glücklich machen, welche sie besitzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

NAUVOO

MISSISSIPPI

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXXXII. Nauvoo und die Mormonen.

Die Unwissenheit und ihre Tochter, der Aberglaube, waren in jeder Zeit das stärkste Bollwerk des Despotismus. Hinter demselben fühlt er sich sicherer und unüberwindlicher als hinter den Altären, es schützt ihn besser als die ehernen Rachen seiner Batterien, und der eiserne Mechanismus der Heere gewinnt durch Unwissenheit und Wahn die rechte Zuverlässigkeit. Daher liegt es im Interesse der weltlichen wie der geistlichen Despoten, die Völker vor dem Licht des Wissens und der Aufklärung sorgfältig zu bewahren und durch alle Mittel zu verhindern, daß kein befreiender und erlösender Strahl von Erkenntniß in die Nacht der Hörigen dringe. Selbst die Verbreitung der Urschrift der christlichen Offenbarung, der heiligen Urkunde des christlichen Glaubens, ist ihnen zuwider; denn das Bibellesen weckt Nachdenken und alles Nachdenken niederzuhalten und zu verschütten, muß ihr beständiges Verlangen seyn, weil nichts in der Seele des gemeinen Mannes aufkommen soll und darf, was fähig seyn könnte, ein Gefühl von Menschenwürde und menschlicher Gleichberechtigung, oder eine Prüfung der empfangenen Glaubenslehren zu erwecken. Deshalb suchen die Tyrannen die Intelligenz, wo sie sich in den untern Klassen blicken läßt, auszurotten und die höhere wissenschaftliche Erkenntniß an bevorzugte Stände als Privilegium zu verleihen; darum verbannen sie die philosophischen Studien aus dem Lehrkreise ihrer Universitäten; darum stoßen sie Jeden, der sich aus den arbeitenden Ständen durch hervorragende Geistesgröße, Kenntnisse und unabhängige, männliche Gesinnung erhebt und dadurch zu Ansehen gelangt in der Meinung des Volks, geflissentlich und in demüthigender Weise hinab in den Staub der Mißachtung und legen ihm,

zur Strafe wegen solcher Standesüberhebung, tausend Kränkungen und alle Last der Chikane auf. Das Christenthum selbst ist in ihrer Hand nur eine Waffe gegen Menschenwürde und Menschenrecht. Sie beuten es aus im Interesse der Erhaltung einer willenlosen Unterwürfigkeit; sie fälschen es durch die Interpretation zur Fessel; denn sie wissen, das ächte Christenthum hat die Macht, zu erlösen, und folglich ist das ächte Christenthum ihnen zuwider. — „Der Geist wird sie frei machen", sagt die Schrift, und noch unter der Peitsche würde der von der ächten Christuslehre erfüllte Sklave sich ein Freierer und Größerer fühlen, denn der Herr, der ihn peinigt und erniedrigt. Das weiß der Despotismus. Das hat ihm die Geschichte aus den Tagen erzählt, da die Christen, wie Brüder und Schwestern, in wahrer Gleichheit, noch in den Katakomben der ewigen Stadt dem Erlöser mit schüchterner Lippe ihre Lobgesänge darbrachten; das hat er in der Zeit des siebenten Gregor an den Märtyrern erfahren, die der Kirchenfürst mit seinen Bannblitzen niederschmetterte. Er fürchtet nichts mehr auf Erden, als den großen Geist eben dieses Christenthums, vor dem schon einmal die härteste Kette brach, die jemals eine Welt umspannte, vor dem der Purpur der Cäsaren, die jene Welt mit eiserner Ruthe beherrschten, in den Staub fiel, und die Adler, welche so lange die Völker zerfleischt hatten, todt zur Erde sanken. Im Christenthum schlummert der Keim eines neuen Weltalters, das keine Götzen kennt und keine falschen Priester.

Der geistige Zustand des großen Haufens ist fast überall, selbst in vielen Republiken, in der That noch ein solcher, der die Menschheit entehrt. So viel auch da und dort geschieht unter freien und menschlichen Regierungen und von humanen, erleuchteten Gesetzgebern, um die Emancipation des gemeinen Volks aus den Klauen der Unwissenheit, Dummheit und Schlechtigkeit anzustreben, so ist dies doch nur dürftig Stückwerk im Vergleich zum Ganzen, und jener Zustand, wird er nicht bald durch prinzipielle und allgemeine Reformen vorsichtig gehoben, muß ein furchtbares Gericht über die alte Gesellschaft heraufbeschwören. Er ist ihre Achillesferse. Es lebt in den Völkerseelen eine große Ahndung, und wehe! wenn sie nicht allmählig zum klaren Bewußtseyn geleitet wird, sondern in plötzlichem Losbruch mit Allgewalt in die Erscheinung zu treten sucht. Das tausendjährige Reich Christi bleibt nicht immer eine bloße Mythe im Munde des Volks; es ist eine göttliche Verheißung für die in der Entwickelung fortschreitenden Menschheit, und wenn es die an den Steuerrudern Sitzenden nicht in Zeiten anbahnen dieses Reich, welches, wie die Verheißung lautet, alle Menschen frei und glücklich machen soll: so werden hundert Reiche in den Staub sinken, damit dies eine Reich werden könne, ohne sie. „Dein Reich komme", betet das Volk zum gerechten Gott jeden Morgen und jeden Abend. —

Wenn es wahr ist, was so Viele fürchten, daß in den höhern Schichten der alten Gesellschaft der Tod walte, daß Verderbniß, Fäulniß und Verwesung die Trias ihres Daseyns sey, und daß in diesen Schichten der Götze Selbstsucht verehrt werde als der einzige Gott: — dann kann auch aus diesen Schichten die Erlösung so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenig kommen, wie zu Christus Zeit, welcher die unsrige in so mancher Beziehung gleicht. Ist, was Viele glauben, nicht dem alten Europa, sondern dem jungen Amerika beschieden, der Welt das Schauspiel einer auf der Basis ächter Humanitätsprinzipien entwickelten, wahrhaft civilisirten Gesellschaft darzubieten, und in dem Drama menschlicher Vervollkommnung die große Rolle zu übernehmen, so werden die Apostel jenes neuen Zeitraums gewiß vorzugsweise aus den untern Schichten erwachsen, aus den nämlichen Schichten, welche, obschon niedrig und wenig beachtet, doch noch manche Eigenschaften, Fähigkeiten und Vorzüge verbergen, die in der Fäulniß der höhern Stände unkenntlich geworden, zerfressen und verschwunden sind. Dann wird vielleicht eine großartige Offenbarung zur Menschenverbesserung, ähnlich der vor 18 Jahrhunderten, an's Licht kommen, und wir werden dann wohl zur Einsicht gelangen, daß, wenn jetzt die halbe Welt in dem feurigen Ofen der Trübsal und des Elends liegt, es nur geschehen ist, um das bessere Metall von den Schlacken zu befreien, und die Geister empfänglicher zu machen zur Aufnahme der neuen Saat des Heils, wie es damals gewesen, da das römische Schwert die verderbte Welt beherrschte.

In dem Vorhofe solcher Zeit stehen Manche auf, die sich berufen glauben und nicht berufen sind, und Manche, die sich als Propheten und Apostel ankündigen, sind nichts weniger als die Erkornen Gottes und durchdrungen von seinem Geiste. Es gibt dann wohl manchen Messias, der auf unächten Urkunden sein Handwerk treibt, wie der Charlatan auf den falschen Doktorbrief. Da, wo die Institutionen der Freiheit jeder menschlichen Bestrebung freien Spielraum gönnen, werden auch die Versuche falscher Propheten die wenigsten Schranken finden, und es ist daher nicht sowohl zu verwundern, daß sie in den Vereinigten Staaten Nordamerika's am öftersten bemerklich sind, sondern daß sie nicht noch viel häufiger erscheinen. Sie kommen, dauern eine Zeit lang, und verschwinden gemeinlich unbeachtet, wie Meteore der Nacht. Selten überdauern sie einen kurzen Zeitraum, und noch seltener gehen sie über den nähern Kreis ihres Entstehungspunkts hinaus. Um so größere Theilnahme wendet sich aber solchen Erscheinungen dieser Art zu, die eine ungewöhnliche Lebenskraft entfalten und die Keime einer dauerndern Entwickelung verrathen. —

Irrthum ist der gewöhnliche Begleiter der Menschen von der Wiege bis zur Gruft. — Unsern Geist umlagern Nebel und Wolken, und nur wenn Stürme und Blitze daher fahren und sie zerreißen, blicken wir auf kurze Zeit in der Wahrheit heiteren Himmel. Vielen wird ein solcher Ausblick nicht auf ihrer ganzen Lebensreise. Sie sehen beständig Dunstgebilde und zeigen sie Andern als ewige Gestalten. Die bethörte Menge singt die Hymne des Wahns den Chorführern nach und es geschieht dann zuweilen, daß die Nachtbilder der Phantasie und des Selbstbetrugs ganze Geschlechter und Völker verfinstern.

Es ist ein Wahn, bei großen Zwecken allemal große Menschen vorauszusetzen. Auch Bösewichter und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Betrüger können jene verfolgen. Immer werden jedoch nur wahrhaft große Seelen mit reinem Willen die Ziele, nach denen sie streben, vollkommen und dauernd erreichen; denn ihnen allein helfen die unsichtbaren Hände aus der Geisterwelt zu ihrem Bau. Der Schurke, welcher den Aberglauben, die Leichtgläubigkeit, die Lust am Wunderbaren und Unbegreiflichen, die Urtheilslosigkeit und Dummheit der Menge als Magneten gebraucht, seine Entwürfe durchzuführen, wird nie an's Ende kommen. Wäre seine Kraft auch noch so groß — seinem Thun hängt doch der Keim des Verderbens an, und sein augenblickliches Glück ist nichts Besseres, als ein wilder Eingriff in das göttliche Räderwerk, das jede Mißachtung unerbittlich straft. Weise, tugendhaft und unschuldig muß der Mensch seyn, der mit dauerndem Erfolg an der ewigen Stadt Gottes bauen will; und dreimal wehe Dem, der sich als ein Werkführer ausgibt, und nur den Mörtel des Aberglaubens, den Sand der Lüge, und Todtenköpfe als Quadern herbeiträgt.

Am ersten Juni des Jahres 1830 versammelten sich etwa 30 Personen zu Lafayette in Nordamerika um einen Mann, Namens Joseph Smith, der sich ausgab als erfüllt von dem Geiste Gottes und als den obersten Propheten des Allmächtigen, um der Menschheit das Heil eines neuen Evangeliums zu verkündigen. Smith vertheilte bei seinem Auftreten eine Broschüre, die er „das Buch Mormons" nannte, und als den dritten Theil der Bibel, das neueste Testament, ausgab. Dreister noch als Mohammed, der seine Lehren im Koran seinen Anhängern auch als unmittelbare überirdische Eingebungen darstellte, versicherte Smith, daß sein Buch unmittelbaren unterirdischen Inspirationen des Weltgeistes entspringe. Er behauptete, Gott sey ihm einst im Schlafe erschienen und habe ihm befohlen, am Fuße eines gewissen Bergs im Staate New-York einen Schacht zu graben, und dort habe er das neue Evangelium aufgefunden, eingezeichnet mit Hieroglyphenschrift auf metallenen Platten. Er habe die Platten herausgenommen und nach Hause gebracht, wo er sie nächtlicher Weise mit Hülfe eines Instruments entzifferte, das, wie er sagte, den Platten beilag. Dies Instrument nannte Smith das „Urim und Thummin". Er gab es für das nämliche aus, dessen sich die Propheten des alten Testaments bedient hätten, um die göttlichen Schriftzeichen in den Büchern der Zukunft zu lesen.

Die Zuhörer des Smith lachten über die närrischen Reden, steckten das Buch in die Tasche und gingen von dannen. Als aber am andern Mittag der Prophet zu einer neuen Versammlung einladen ließ — so wurde der Zulauf stärker, und besonders zahlreich war das weibliche Geschlecht dabei vertreten. Es hatten sich nämlich seltsame Geschichten über den Inhalt des Büchleins verbreitet, welches den Menschen das neue Heil verkündigen sollte. Es fand sich, daß die Glaubenslehren mit folgender Erzählung eingeleitet waren: Zur Zeit des Jakob ist ein jüdischer Patriarch,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lehi des Namens, mit vier Söhnen und ihren Weibern über Indien und durch den großen Ocean an die Westküste Amerika's geschifft, zu welcher Fahrt ihm Gott selbst Anleitung und in der Schiffbaukunst Unterricht gab. Lehi's Nachkommen haben sich lange Zeit gottesfürchtig und fromm aufgeführt, und die vier Stämme sind im Laufe der Zeit vier Völker geworden, die sich weit verbreiteten. Trümmer ihrer Tempel und heiligen Städte sind noch an vielen Orten zu finden. Aber zuletzt haben sich drei Stämme der Lehiten der Wollust und Abgötterei ergeben und sie thaten sich gegen den vierten, Gott getreuen Stamm zusammen, um ihn zu vertilgen und sein Land zu theilen. Dies ist ihnen auch gelungen. Ein Einziger des ganzen Stamms, Mormon mit Namen, hat sich auf eine Warnung Gottes durch zeitige Flucht nach Osten in eine unzugängliche Einöde gerettet. Dort hat er die Schicksale und Lehren seiner Väter in die erwähnten Metalltafeln gegraben und sie dann in den Berg im Staate New-York verscharrt. Solches ist geschehen Anno 420 nach Christi Geburt. Diese von Smith, als dem auserwählten Oberpropheten Gottes, auf Geheiß desselben aufgefundenen Tafeln seyen, — so hieß es nun weiter — nachdem sie Smith entziffert und druckfertig kopirt habe, von Engeln weggetragen und in Verwahrung genommen worden. —

Dieser letztere Punkt mochte in mancher Seele einige Scrupel wecken; als aber Smith davon Kunde erhielt, stellte er Drei seiner Gläubigen als unverwerfliche Zeugen auf, welche aussagten, sie hätten die Tafeln mit ihren leiblichen Augen gesehen und mit ihren Händen betastet: ein Engel habe sie ihnen vorgezeigt.

Die Glaubenslehren selbst waren im Buch des Mormon in dunkle Formeln und Sprüche gehüllt, allerhand Ausdeutung zugänglich. Klüglich stellen sie sich mit einem Fuße in die Welt des materiellen Wohlseyns und des Sinnengenusses; mit dem andern in den Himmel, dessen unaussprechliche Seligkeiten den Gläubigen und Frommen des neuen Evangeliums ausschließlich beschieden seyn sollen. Sie verkündigen der Welt einen neuen Messias, der das tausendjährige Reich zum Heil der Menschheit mitbringen werde, jenes Reich, das das ganze Geschlecht zu einer Familie vereinigen soll, selig in einem Glauben, und glücklich als eine Gemeinschaft — nämlich durch den Mormonenglauben und das Mormonenthum. Smith legte in einer Reihe von Vorlesungen die Kapitel des „Buchs Mormon" aus, — berief sich dabei alle Zeit auf die unmittelbare Eingebung Gottes und auf göttliche Offenbarung, und behauptete fest: jedes Wort aus seinem Munde sey wahr, unfehlbar, heilig.

Mehr und mehr vergrößerte sich der Kreis seiner Zuhörer. Als er nun dieselben hinlänglich vorbereitet hatte, schritt er nach dem Beispiele Christi zur Organisation seiner Jüngerschaft und Stiftung seiner Gemeinde. Er ließ der Aufnahme in den Neuen Bund die Taufe vorausgehen, so das Symbol christlicher Vergangenheit an das der mormonischen Zukunft knüpfend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Organisation des Mormonismus ruht auf einer sinnreichen Verbindung theokratischer und socialistischer Formen. Die Hierarchie der Herrschaft ist streng gegliedert. Ihr Haupt, der Prophet, dessen Befehle und Anordnungen stets als unmittelbare Ausflüsse göttlicher Offenbarung und Weisheit ausgegeben werden, ist der Mittelpunkt aller Macht und Autorität; ihm zunächst steht der Rath der 12 Apostel; und die sämmtlichen Bekenner der Mormonenlehre nennen sich Heilige — ihre Kirche aber „die Kirche Christi der Heiligen des jüngsten Tages". Mit stolzer Selbstüberhebung sehen sie auf alle Andersgläubigen und Andersdenkenden, wie die Israeliten des alten Bundes auf die übrigen Völker, als auf Heiden und Unwürdige, herab. Ihren thatsächlich vom Betrug und vom Aberglauben erzeugten und gebornen Glauben — halten sie für das einzige Heilmittel der sündigen, verderbten Welt, und wähnen, die Zeit sey nahe, wo sich die von dem Strafgerichte Gottes verfolgte Menschheit zu ihrer Rettung in seinen Schooß flüchten werde.

Die Gemeinde der Mormonen wuchs. In demselben Maße mehrten sich jedoch auch die Reibungen mit andern Kirchen und Sekten, und die schroffe Anmaßlichkeit der neuen Heiligen schürte den Haß. Ihr Bleiben in den östlichen Staaten wurde, nachdem an mehren Orten der Wortkampf sich in den der Fäuste verkehrt hatte, unhaltbar: und Smith, eben so energisch als klug, befahl den Auszug nach Westen. Die Mormonen verkauften Hab und Gut, sammelten sich im Ohiostaate um ihren Propheten und dieser, ein anderer Moses, führte sie auf damals noch ungebahnten Wegen in die Wildnisse von Missouri, um hier auf fruchtbaren Auen das neue Zion zu gründen. Doch der Strom der Ansiedelung Andersdenkender folgte ihrer Niederlassung auf dem Fuße, und bald wiederholte sich Das, was sie aus Ohio vertrieben hatte. Unter blutigen Raufereien räumten die Mormonen im Jahre 1833 ihr neues Zion und wanderten weiter westwärts, in eine abgelegenere Gegend von Illinois, in's Mississippithal. Hier erstand ihr Jerusalem zum dritten Male. Sie nannten die neue Mormonenstadt Nauwoo. Smith hatte in der That für seine neue Niederlassung gut gewählt. Eine Halbinsel, von drei Seiten vom prächtigen Strome umflossen, steigt vom Ufer amphitheatralisch zur Höhe empor, von deren Gipfel der Blick eine prächtige Aussicht auf- und abwärts das Mississippithal genießt. Dreizehntausend Köpfe stark und im Besitz eines Kapitalvermögens von 12 Millionen Dollars, baute die Mormonengemeinde binnen 2 Jahren auf diesem Flecke eine Stadt von 2000 Wohnhäusern und brachte gleichzeitig 40,000 Acres Prairie unter des Pfluges Herrschaft. Auf dem Gipfel der Anhöhe über der Stadt aber errichtete er eine Acropolis des Glaubens, einen Tempel, prächtiger als irgend einer in der neuen Welt. Er rief die geschicktesten Werkleute und Künstler herbei, ihn zu verzieren. In 4 Jahren war ein Werk vollendet, das über eine Million Dollars kostete. Nauwoo wurde bald als das Wunder des Westens berühmt, nicht bloß um seiner äußeren Erscheinung willen, sondern noch viel mehr um des Lebens in seinem Innern: — denn das Auge, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht tiefer blickte, sah daselbst harmonisch zusammenwirkende Thätigkeiten, geleitet von Einem Willen, den Doppel-Zweck verfolgend: „Selbstzufriedenheit durch den Glauben und materielles Wohlseyn durch Arbeit". Smith entwickelte in der Organisation seines kleinen Staats ein bewundernswürdiges Talent und rastlose Thätigkeit. Er machte die Arbeit zu einem Glaubenssatze, erhob sie zu einem Ehrenattribut des Menschen. „Alles durch Arbeit mit Gebet!" — war sein Grundsatz; jeder Lebensgenuß sey ein Arbeits-Erzeugniß! — war sein Gebot. Beamte, Advokaten, Richter, Schreiber, Büttel, Zuchthäuser, Polizei, Schaffotte, Soldaten und tausend andere blutsaugende Einrichtungen, welche der Arbeit Erwerb verzehren, wurden in Nauvoo überflüssig und nicht gefunden. Kein Beamter bezog Gehalt; jedes Amt war Ehrensache. Abgaben hatten keinen andern Zweck, als die Einrichtung von Werken zu gemeinem Nutzen: von Wegen, Straßen, Kanälen, Wasserleitungen, Brunnen, öffentlichen Parks, Anlagen von Schulen und Instituten für Gewerbe und Künste. Im Angesicht solchen Gedeihens mehrte sich die Gemeinde der Heiligen des jüngsten Tages zusehens. Besonders zahlreich waren die Uebertritte aus den wenig gebildeten Schaaren der fremden Einwanderer und die Gemeinde wurde zu einem Kollektiv aller Nationen. Im Jahre 1850 war sie schon auf 40,000 Köpfe gestiegen, von denen über die Hälfte in Nauvoo selbst wohnten. —

Um die Anlässe zu neuen Reibereien und Kämpfen mit Andersgläubigen so viel als möglich zu vermeiden, hatte Smith in Nauvoo, und, wie er verkündigte, auf unmittelbaren Befehl Gottes, volle Toleranz in Glaubenssachen seinen Bekennern zur Pflicht gemacht und die Duldsamkeit zur Tugend erhoben, welcher sich kein Mormone entziehen dürfe. Es konnte sich in Nauvoo jeder Glaube niederlassen, und Keiner, der da kam, inmitten der Mormonenbesitzungen Land zu erwerben, wurde daran gehindert. Vollständige Gewissens- und Religionsfreiheit, wie sie die Verfassung der Union jedem Amerikaner verbürgt, war inmitten der Heiligen-Niederlassung eine Thatsache. Die hierarchische Arroganz der Mormonen zog sich in das Innere des Tempels, in die Winkel der Betstuben zurück. Smiths Gesetzgebung richtete sich mit wunderbarer Wirksamkeit auf die Hebung der Gewerbe. Wo etwas erfunden oder entdeckt wurde zu ihrer Verbesserung, da schickte er Boten aus, es zu prüfen und sich anzueignen. Er gründete schon im Jahre 1836 eine große polytechnische Schule und berief die besten Köpfe zu ihrer Leitung. Wenn er auch im Tempel die Verachtung der irdischen Güter predigte, so sorgte er doch dafür, daß sich die Menschen des irdischen Jammerthals freuen konnten. Er erlaubte die Vielweiberei Jedem, der mehre Frauen und viele Kinder durch seinen Fleiß ernähren könne; er gestattete und begünstigte sinnliche Genüsse als Lohn der Arbeit; aber zugleich predigte er Einfachheit der Bedürfnisse als Mittel der Unabhängigkeit. Er hieß Jeden einen Sklaven, der sich von seinen Gelüsten und Bedürfnissen in Ketten legen läßt, und sagte, daß nur Der genieße, der zu entbehren wisse. Ausgerüstet mit dem blinden Glauben der Unfehlbarkeit seiner auf's praktische Leben gerichteten Aussprüche,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ward es ihm leicht, sie in seiner Gemeinde zur Uebung zu bringen, und Smith erreichte Manches, was in jedem andern Gemeinwesen ein Problem bleiben würde. Der stinkende Odem des Trunkenbolds beleidigte nie den Sinn; Tabaksqualm verpestete nie die Atmosphäre und Bettler und Faullenzer waren ganz unbekannte Dinge unter den Mormonen. „Wir sind" — hörte man die Mormonen sagen, „hartgehämmerte Demokraten. Wir kennen nur einen Gesetzgeber, Gott, der durch den Mund unsers Propheten redet. Beamte, die nicht arbeiten, Damen, welche den Papagei im Hause spielen, Männer mit Glacéhandschuhen, Leute, die Schwielen der Arbeit an den Händen für einen Makel halten und vornehm thun wollen, sind uns ein Greuel. Wir haben Konzertsäle, aber keine Salons". —

Im Jahre 1843 erneuerten sich die religiösen Reibungen, die schon zweimal die Mormonen aus ihren Niederlassungen vertrieben hatten. Vergeblich verwendete der Prophet alle Macht und alle Klugheit, den Frieden zwischen seiner Gemeinde und den Andersdenkenden herzustellen; die Spaltungen wurden immer weiter, und vom Zelotismus der benachbarten Geistlichen genährt, artete die Unduldsamkeit in Versuche zur Unterdrückung aus, welche die Mormonen mit voller Entschiedenheit zurückwiesen. Der Haß der Gegner, im Bunde mit Unverstand, Rohheit und Verfolgungssucht, verschmähte sodann auch schlechte Mittel nicht, um die öffentliche Meinung gegen das Mormonenthum zu reizen und einen Sturm gegen dasselbe anzufachen, um es zu vertilgen. Wenn man Smith einen wissentlichen Betrüger nannte, und den Mormonen, um der unvernünftigen Fabeln ihres Propheten willen, große Leichtgläubigkeit Schuld gab: so war ihnen damit nicht zu viel geschehen; daß man sie aber zugleich der gröbsten Unsittlichkeiten und des brutalsten Kommunismus bezüchtigte, und sie als Verächter und Verspötter der Christuslehre darstellte, dafür haben sich keine Thatsachen gefunden. Im Jahre 1844 war der Volkshaß in Illinois gegen die Mormonen in Nauwoo so allgemein und heftig geworden, daß die Legislatur des Staats mit Petitionen zur Austreibung der Sektiker bestürmt wurde, welche aber aus Mangel an Beweisen, daß das Thun und Treiben der Mormonen den Gesetzen des Landes zuwider sey, zurückgewiesen wurden. Dies konnte eine aufgeregte fanatisirte Bevölkerung jedoch nicht beruhigen, die sich — dem ältesten Grundsatz der Freiheit zuwider, — daran gewöhnt hatte, sich das Recht selbst durch die Stärke des Arms zu verschaffen, welches die Magistratur dem anmaßlichen Wahne versagte. Angezettelt von zeloten Priestern und von Sklavenbesitzern, die in der, die Sklaverei verdammenden, Ausbreitung des Mormonenthums Gefahr für ihr schwarzhäutiges Eigenthum fürchteten, reifte der Plan, die Mormonen mit Waffengewalt aus dem Lande zu treiben. Man predigte in zahlreichen Volksversammlungen offen den Krieg gegen die Sektiker, es bildeten sich Freischaaren, und ehe die Staatsregierung, die selbst zu schwach war, dem Unwesen zu steuern, den Beistand der Bundesbehörde erwirken konnte, hatte sich ein Heerhaufen zusammengerottet, und drohte Nauwoo zu stürmen und die Mormonen zu vertilgen. Da stellte Smith,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf das freie Geleit der Staatsregierung von Illinois vertrauend, sich freiwillig mit seinem Bruder den Gerichten, die strengste Untersuchung gegen sich und seine Anhänger fordernd. Die Regierung, für Beider Sicherheit besorgt, verschloß sie in das feste Staatsgefängniß. Vergeblich. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni 1844 stürmten bewaffnete Pöbelhaufen das Gefängniß, und ermordeten Smith und seinen Bruder auf das Scheußlichste. — So endete der Gründer des Mormonenthums im 39. Jahre seines Lebens. Die Mormonen verehren ihn als ihren größten Propheten; die Welt sieht in ihm einen Betrüger, der ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligsten trieb: — die geistigen Kräfte aber, welche er in seiner kurzen Laufbahn entwickelt hat, und der Märtyrer-Muth, der ihn zum Tode begleitete, waren einer reinern Sache würdig.

Nauwoo erhob sich wie ein Mann zur Rache, als es die Katastrophe erfuhr. Doch der Rath der Apostel sprach klüglich zum Frieden. Er sah den Sturm heranziehen, welcher in dem Untergange aller Mormonen endigen mußte, sofern er nicht in zwölfter Stunde noch durch Nachgiebigkeit zu beschwören war. Binnen drei Tagen hatten sich 24,000 bewaffnete Männer um Nauwoo versammelt, die der Fanatismus nach dem Blute der Mormonen lechzen machte. Nur mit Mühe war diese wilde Menge vom sofortigen Gemetzel abzuhalten und geneigt zu machen, Kapitulationsvorschläge zu hören. — Endlich wurde eine Uebereinkunft abgeschlossen, kraft der die Mormonen sich zum Verkauf ihrer Niederlassung und zum Auszug in Masse weit weg, inmitten damals unbekannter Einöden jenseits des Felsengebirgs, binnen 6 Monaten feierlich verpflichteten. Als Smith's Nachfolger proklamirten die Apostel den Brigham Young zum Propheten und zum Inhaber der Gnade göttlicher Offenbarungen. Noch bevor die Kapitulationsfrist ablief, war der Verkauf des Grundbesitzes der Mormonen und ihrer Wohnungen bewerkstelligt, und die ganze Gemeinde der Heiligen des jüngsten Tages zum Auszug versammelt. Es war eine Volkswanderung. Der Zug bestand aus mehr als 40,000 Personen, den 16,000 Wagen, 5000 Zelte und über 120,000 Pferde, Ochsen, Schafe und andere Hausthiere, und überdies alle zur Niederlassung in einer mehr als 1000 Meilen von den Wohnplätzen gesitteter Menschen entfernten Wüste nöthigen Werkzeuge, Geräthe und Einrichtungen begleiteten.

Niemals hatte Amerika einen solchen Zug gesehen, der auf ungebahntem Pfade durch die kulturlosen Prairien und Urwälder, wo die rothhäutigen, wilden Indianerstämme mit den Bären und Wölfen um die Verfolgung der Bisonheerden stritten, einen Paß über die beschneiten Felsengebirge suchte, um jenseits derselben, in den von dem Reisenden Fremont entdeckten Hochebenen von Utah, an dem großen Salzsee, abgeschlossen von der Civilisation, das neue Zion zu gründen. Die Schilderungen dieser 1200 Meilen langen Reise, die Entbehrungen, Gefahren und Erlebnisse während derselben, überbieten Alles, was ein phantasiereiches Gehirn Mährchenhaftes erfinden kann. Aber die beharrliche Begeisterung der Mormonen, die klugen und zweckmäßigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anordnungen ihres Führers und der nie wankende Gehorsam, der die Befolgung jener sicherte, erreichten, was allen Vorstellungen unmöglich schien. Sie bauten unterwegs fahrbare Straßen, Brücken über Flüsse und Schluchten, Dämme über Sümpfe und Moorgründe, Fähren über große Ströme; sie sprengten die Felsen, welche ihnen das Weiterdringen im Gebirge verwehrten; sie füllten Klüfte aus, die ihnen den Weg versperrten; sie mußten für die Oeffnung einer Straße durch die Wälder über eine Viertel Million Baumstämme fällen; und über tausend Männer waren beständig thätig, 10 bis 20 Meilen rechts und links die Grasgründe zu mähen, um für die Thiere, welche die Wagen zogen, und für die Heerden Fütterung herbeizuschaffen. Andere Haufen besorgten die Jagd zum Erlangen des frischen Fleisches; und an den Rasttagen, wo die Zelte die Ebene bedeckten, wurde Gottesdienst gehalten, oder gesponnen und gewebt, gefärbt oder gewaschen. Mitten in der Wüste hörte man die feierlichen Töne der Orgel zu den Gesängen für die Ehre Gottes, oder, bei Aufführung von Konzerten, die Harmonien Beethovens, Haydn's und Mozarts. Fast ein ganzes Jahr hatten der Auszug, die Reise, die ersten Einrichtungen der Niederlassung hinweggenommen. Im Juni 1847 standen in der neuen Mormonenstadt am Salzsee schon 800 Häuser und 80,000 Acres Land hatte die Pflugschaar gebrochen. Was dort seitdem weiter geschehen ist — das wunderbare Aufblühen der Niederlassung in Utah, die rasche, bedeutungsvolle Entwickelung des Mormonismus in dem fernen Lande, die folgenreiche politische Organisation desselben, sein Propagandamachen und Werben in allen Ländern der Erde, um das neue Reich des Heils zu kräftigen, und die hochfliegenden Pläne, welche in der Salt-Lake-City im Konklave der Apostel und ihres Propheten auf der Tagesordnung stehen, — Pläne, welche sogar die Regierung in Washington beunruhigen — werde ich bei Gelegenheit der Beschreibung von „Salt-Lake-City" besprechen, die mein Sohn nächsten Sommer besucht. Der Erscheinung des Mormonismus, so verdammungswürdig auch dessen betrügerischer Ursprung ist, kann eine außerordentliche Lebenszähigkeit nicht abgesprochen werden. Sie steht sicher noch fern von der Grenze ihrer Entwickelung. Aus Salt-Lake-City ziehen die Apostel zu Haufen aus, um das neueste Testament unter Christen und Heiden zu verkündigen. Schon 1851 gründeten sie in den verschiedenen Staaten Amerika's und Europa's 602 neue Zweiggemeinden und setzten 12 Oberpriester, 1590 Priester, 682 Diakonen, 1226 Lehrer ein — sie tauften in England allein an 60,000 Personen, von denen 17,000 nach dem neuen Zion ausgezogen sind. Im vorigen Jahre haben sich ihre propagandistischen Erfolge mehr als verdoppelt. In diesem Augenblicke bereisen über dreihundert Missionäre Europa; aus allen Ländern ziehen Schaaren nach dem fernen „Lande der Heiligen". Diese Auswanderung wird durch eine besondere Kirchenbehörde in Utah geleitet, die zu dem Zwecke große Fonds zur Verfügung hat. Schon hat sie für die transatlantische Ueberfahrt eigene Schiffe und sie sorgt auf denselben für den möglichsten Comfort der Reisenden, für musterhafte Ordnung, Reinlichkeit und Wahrung von Sittlichkeit und Gesundheit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich verlasse für diesmal den interessanten Gegenstand und kehre nach Nauwoo zurück.

Mit dem Abzug der Mormonen war aus Nauwoo das Leben verschwunden, welches die Stadt blühend, gewerbreich und berühmt gemacht hatte. Die übrige Bevölkerung sah ihre Hülfsquellen versiegen, und sie wanderte zum Theil ebenfalls aus. Noch einmal brach der unvernünftige Haß los, diesmal sich gegen leblose Dinge wendend — der herrliche Tempel der Mormonen wurde nebst ihren Versammlungshäusern ein Raub der Flammen und der Zerstörung. — Bis zum Jahre 1850 lag er in Trümmern; da fand sich ein Mann, der die Ruine kaufte, um das herrliche Gebäude wieder herzustellen. Der Franzose Cabet erwarb es für seine Niederlassung, durch welche er den praktischen Werth des Fourier'schen Sozialismus zu prüfen im Begriff steht. Diese neue Niederlassung hat ein noch schwaches Leben. Sie entbehrt jener kräftigen Keime, welche den Mormonismus so schnell wachsen machten. Der Fourierismus hat die Glaubens-Kerzen auf den Altären des Mormonentempels nicht wieder angezündet, — der weite Dom ist ohne Priester — keine Gemeinde horcht auf des Propheten Gebet, und betet mit Alles, was sie beten hört. Der Fourierismus ist, der Idee nach, unendlich reiner und größer als die Mormonenlehre; denn die ganze weite Welt ist seine Kirche, die ganze Menschheit seine Gemeinde, und sein Gott erscheint in ihrer Mitte: aber es ist Thorheit, an die Möglichkeit zu glauben, das Große und Göttliche, was in seinem Ideale lebt, auf dieser Erde schon jetzt unter diesem Geschlecht zur praktischen Verwirklichung zu bringen. Cabet wird in Nauwoo nichts bauen als Katakomben seiner Hoffnungen, und der Philanthropismus, — der ewig-blutende Gottessohn — wird nichts dadurch gewinnen, als die Erneuerung der schmerzensreichen Erfahrung, daß die Erde jetzt noch kein Boden sey, auf dem das Edelste, was er in seiner Brust und in seinem Streben trägt, vollkommen gedeihen könne.

Kann ja doch selbst Christi Reich auf Erden vor dieser Welt des Kirchenschmucks und des weißen Chorhemdes noch nicht entbehren; — das Christus-Reich, welches sich vor Gott in die Lilien der Unschuld, in's Grün der Hoffnung, in die Rosen der Liebe und der Freiheit kleidet! —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCLXXXXIII. Der Kyffhäuser in Thüringen.

Dies ist der Erinnerungsbilder eins aus jenen grünen Lenzmonden meines Lebens, auf die ich hinschaue, wie auf den Frieden eines heimlichen thüringer Thalgründchens, über das der blaue Himmel seinen Glanz gebreitet hat. Ein solcher Bilderkreis, froh, rein, unschuldig, ist eine heilige Mitgift für's ganze Daseyn, und Jeder, der ihn hat, sollte öfters hineinschauen; er sollte der erquickende Morgenthau für jeden neuen Tag seyn.

Ich gedenke meiner ersten Wanderung zur alten Kaiserburg so lebhaft, als wäre sie gestern geschehen. Sie war der erste weitere Ausflug des Knaben, und sie erschien ihm größer, als dem alten Manne jetzt eine Reise auf den Aetna oder zu den Katarakten des Nils erscheinen würde. Das Herz klopfte mir, als ich auf der Höhe hinter Frankenhausen zum ersten Mal den Thurm des Barbarossa deutlich aus dem Grün seines Berggipfels emporragen sah, und seine Riesengestalt sich am blauen Himmel genau abzeichnete. Als ich das Rathfeld hinauf durch den hohen Eichwald trollte, da dünkte mich's, ich ging' in einem Bardenhaine, und das ernste feierliche Rauschen des Windes in den Wipfeln goß Schauer der Ehrfurcht in meine junge Seele.

Oben war Seligkeit! Es schwelgten die Gedanken, es waren meiner Phantasie die Flügel gelöst. Alle die alten Mauerbrocken und Reste eingesunkener Gewölbe setzte ich zu den Hallen und Thoren des stolzen Kaiserschlosses zusammen, und Friedrich, inmitten seiner Ritter, stand vor meinen Augen wie der Held eines Hünengeschlechts. Die Geister der Volkssage sah ich um jeden Stein tanzen, den Hauch der Legende jeden Dornstrauch umwehen, und neugierig kroch ich in jede Bergöffnung, welche wandernde Venetianer und Zigeuner, gierig nach vergrabenen Schätzen, gemacht hatten, um den unterirdischen Thronsaal zu erspähen, wo der verzauberte Kaiser sitzen soll, dem Rufe seines Volkes gewärtig, mittlerweile ihm der rothe Bart durch den Steintisch gewachsen ist. In jenen Tagen schleppte Deutschland am Joch des Korsen und die Zeit gab der Sage eine nähere Bedeutung. Das Jahr 13 kam und hat das Volk betrogen; das Jahr 48 ist dagewesen und hat den Zauber nicht gelöst. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der KIFFHÄUSER und die ROTHENBURG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ALT. BOTHEBURG oder ALT. BOIMBURG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die erste Erbauung der Kaiserpfalz auf dem Kyffhäuser reicht in die Zeiten, wo Geschichte und Tradition sich vermengen. Wir wissen nur mit Sicherheit, daß sie der große Hohenstaufen, der die Burg lieb hatte, beträchtlich erweiterte. Als die Schlacht am Welferholze die Macht Kaiser Heinrichs V. brach, fiel nach 3jähriger Belagerung die Veste in die Hand der rebellischen Reichsbeamten, und erst nach Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und des Landfriedens durch Rudolf, den Habsburger, wurde sie wieder ein Reichslehen und als solches dem Grafen von Beichlingen-Rothenburg zur Obhut gegeben, aus dessen Hand sie später an's Haus Schwarzburg kam. Dieses erbaute die einst berühmte Gnadenkapelle der Muttergottes, welche die Wallfahrerzüge anlockte, bis die Reformation denselben ein Ziel setzte. Die Burg, welche man nicht mehr der kostspieligen Ausbesserungen für werth achtete, verfiel von dieser Zeit an rasch, und jetzt ist nichts übrig von ihr, als niedriges Mauerwerk und das hohe Viereck des Barbarossathurms, den Epheu und Immergrün umschlungen haben.

Die Zinne des Thurms ist in unsern Tagen zugänglich gemacht worden, und sie lohnt ihrem Besucher durch einen unvergleichlichen Ausblick in das Thüringer Land, dessen Perle, die goldne Aue, mit ihren Klöstern, Flecken und Dörfern, unmittelbar zu seinen Füßen liegt. Köstlich ist der Sonnenuntergang von diesem Punkte an hellen Sommerabenden. So herrlich stirbt kein Held, als ich sie einst in den goldnen, unermeßlichen Fruchtfeldern, ihrer Segnungen Werk, entschlummern sah.

DCLXXXXIV. Die Ruine Alt-Boimeburg in der Pfalz.

Es gibt ein Stückchen deutsche Erde, auf dem das Auge des Himmels liebend ruht, wie das einer Mutter auf ihrem Kinde. Da liegen die Wälder saugend an den Brüsten der Wolken, alle Thäler sind Auen, alle Höhen sind Obsthaine, Rebgelände schmücken die Gehänge und auf allen Berggipfeln ragen die grauen Zeugen vergangener Jahrhunderte und erzählen die Geschichten und Sagen des Landes. Gelobte Rheinpfalz! Wie ist so reich Dein Leben, so groß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ALT. BOTHEBURG oder ALT. BOIMBURG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die erste Erbauung der Kaiserpfalz auf dem Kyffhäuser reicht in die Zeiten, wo Geschichte und Tradition sich vermengen. Wir wissen nur mit Sicherheit, daß sie der große Hohenstaufen, der die Burg lieb hatte, beträchtlich erweiterte. Als die Schlacht am Welferholze die Macht Kaiser Heinrichs V. brach, fiel nach 3jähriger Belagerung die Veste in die Hand der rebellischen Reichsbeamten, und erst nach Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und des Landfriedens durch Rudolf, den Habsburger, wurde sie wieder ein Reichslehen und als solches dem Grafen von Beichlingen-Rothenburg zur Obhut gegeben, aus dessen Hand sie später an's Haus Schwarzburg kam. Dieses erbaute die einst berühmte Gnadenkapelle der Muttergottes, welche die Wallfahrerzüge anlockte, bis die Reformation denselben ein Ziel setzte. Die Burg, welche man nicht mehr der kostspieligen Ausbesserungen für werth achtete, verfiel von dieser Zeit an rasch, und jetzt ist nichts übrig von ihr, als niedriges Mauerwerk und das hohe Viereck des Barbarossathurms, den Epheu und Immergrün umschlungen haben.

Die Zinne des Thurms ist in unsern Tagen zugänglich gemacht worden, und sie lohnt ihrem Besucher durch einen unvergleichlichen Ausblick in das Thüringer Land, dessen Perle, die goldne Aue, mit ihren Klöstern, Flecken und Dörfern, unmittelbar zu seinen Füßen liegt. Köstlich ist der Sonnenuntergang von diesem Punkte an hellen Sommerabenden. So herrlich stirbt kein Held, als ich sie einst in den goldnen, unermeßlichen Fruchtfeldern, ihrer Segnungen Werk, entschlummern sah.

DCLXXXXIV. Die Ruine Alt-Boimeburg in der Pfalz.

Es gibt ein Stückchen deutsche Erde, auf dem das Auge des Himmels liebend ruht, wie das einer Mutter auf ihrem Kinde. Da liegen die Wälder saugend an den Brüsten der Wolken, alle Thäler sind Auen, alle Höhen sind Obsthaine, Rebgelände schmücken die Gehänge und auf allen Berggipfeln ragen die grauen Zeugen vergangener Jahrhunderte und erzählen die Geschichten und Sagen des Landes. Gelobte Rheinpfalz! Wie ist so reich Dein Leben, so groß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dein Segen, so tief Dein Leid! Bald seh' ich Dich wie ein Riese zürnen, bald wie ein Kind weinen, bald wie ein Knabe jauchzen, bald wie ein junger David der Harfe Saiten schlagen und höre Deine Psalmen und Helden- und Klagelieder. Soll ich von Dir wiedererzählen? Du blickst mich wehmüthig an; Du legst die Finger auf die Lippen und — zeigst nach Westen! Dort ziehen sie hin, Deine Söhne, die Kinder eines Paradieses, nach dem fernen, fernen Lande, wo keine Könige sind! — Es gibt Zeiten, da hört der Schmerz auf zu weinen, und sein Aufschrei schwindet zum leisen Seufzer, nur dem eigenen Ohre vernehmlich. Getrost! Auch Taubstumme haben ihre Glocken, und bevor ein Quell den frischen Labetrunk reichen kann, müssen ja allemal erst die Wasser des Himmels durch die dunklen Klüfte der Erde rinnen. Reifen nicht auf Gottesäckern die saftigsten Früchte? Gehen über Gräbern nicht die größten Gedanken auf? War nicht schon einmal eine Krippe die Wiege der Welterlösung? —

Die ganze Pfalz ist wie ein Guckkasten, in dem anmuthige Bilder in beständigem Wechsel an dem Auge vorüberziehen. Hier eins dieser Pfälzer Bilder! — Es ist die Ruine Alt-Boime- (Bäume-) Burg, prangend auf hoher Felswand, um welche der Alsenz forellenreiches Gewässer rauscht. Ein Kirchdörfchen, dem die Burg ihren Namen lieh, kauert der alten Herrin zu Füßen. Die ganze Landschaft umher ist ein romantisches Prachtstück. Ringsum thürmen sich hohe, bewaldete Bergkegel empor, durch Felsthäler und tiefe Gründe von einander geschieden; so der Rothenfels, der Landsberg, der Rheingrafenstein, die ihre steinernen Finger in die Wolken strecken, und Sickingen's, des letzten Ritters, Veste, die Ebernburg, schließt im Hintergrunde das Thal der Alsenz zu. Der Perlen schönste ist aber doch die alte Boimeburg, das Stammhaus des berühmten Raugrafengeschlechts, welches, wurzelnd in der Merovinger Zeit, schon mit den Karolingern im Lande herrschte.

Seit zwei Jahrhunderten erst liegt die herrliche Burg in Trümmern, und was noch davon übrig, ist so mit dem Fels verwachsen, auf dem es steht, daß es noch manches Jahrhundert überdauern mag. Ursprünglich waren es drei aneinander gebaute Burgen für 3 Linien des Geschlechts. Eine tiefe Schlucht schied, (wie auf dem Stiche zu sehen ist) die beiden Ritterhäuser, welche ihre Fronten dem Alsenzthale zukehrten; das dritte stand rückwärts, auf der Südseite. Sie waren unter sich durch Zugbrücken verbunden. Den Bau schmückten neun hohe Thürme.

Das Geschlecht der Boimeburge, dem die salischen Kaiser die Raugrafenwürde verliehen, starb im 16. Jahrhundert im Pfälzer Stamme aus, und nach diesem Besitzwechsel kam die Burg mit vielem Grundbesitz an das Haus Isenburg. Verwüstet ward aber das Schloß schon früher durch die Franzosen (im Jahre 1689), welche die Pfalz wie Vandalen verheerten. Sie sprengten die Mauern, welche den Flammen widerstanden, mit Pulver.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der MARKTPLATZ in GRANADA
am Nicaragua-See.
[MITTEL-AMERIKA]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie die älteste Geschichte der Burg sich in den Schleier der Sage hüllt, so auch die Geschichte ihres Geschlechts. Vieles in derselben ist dunkel geblieben, namentlich die frühe Trennung des Stammes in viele Aeste und die Niederlassung einiger Linien in andern Theilen Deutschlands. Selbst die Frage, ob das uralte, angesehene Dynastengeschlecht der Reichsfreiherren von Boineburg, das jetzt noch, reich begütert, in Kurhessen und Thüringen in verschiedenen Zweigen blüht, eines Ursprungs mit dem raugräflichen der Pfalz sey, ist noch unerledigt. Oft wird das Leben der alten Geschlechter eben so zur Ruine, wie die Schlösser, die sie erbaut haben. —

DCLXXXXV. Granada am Nicaragua-See.

Die Stadt Granada ist häßlich, liegt aber in einer Landschaft von überschwenglicher Schönheit. Gärten mit ewig grünenden und duftenden Bäumen und Sträuchern umringen sie von drei Seiten und ihre vierte ist dem herrlichem See geöffnet. Zunächst der Stadt ist das Terrain eben. Drei bis vier Meilen weit landeinwärts erhebt sich aber der Boden zu kegelförmigen Hügeln, die bis zu ihren Gipfeln mit Gras bewachsen sind. Von dem Fuße dieser Hügelreihe senkt sich eine mit Wald bedeckte Fläche allmählig nach dem See hinab. Zur rechten derselben steigt der Mombacho kühn vom Ufer empor, umgeben von einer Gruppe kleiner Eilande, den Isletas, und weiter hinaus liegt die Insel Zapatera mit ihren waldigen Höhen, und noch weiterhin erheben sich in der Ferne die beiden Pyramiden der Insel Ometébek, deren Spitzen sich in Wolken hüllen. Zur linken erstreckt sich die Fläche, gleichförmig bewaldet, und bewässert vom Rio Panaloya und dem Rio de Tipitapa, bis an den Fuß der erzreichen Gebirge von Matagalpa fort, welche die ganze nördliche Hälfte des Horizontes einnehmen. Diese ganze Landschaft steht auf dem Schütterkreise lebendiger, plutonischer Kräfte. Der Mombacho, jener Kegel im Hintergrunde unseres Bildes, ist, wie alle benachbarten Höhen, die Inseln eingeschlossen, vulkanischen Ursprungs. Auf der hinteren Seite öffnet sich ein weiter Krater, von welchem der auf dem Bilde sichtbare Kamm der nördliche Rand ist. Der südliche senkt sich tief hinab. Heiße Quellen sprudeln an seinem Fuße. Sein Gipfel ist noch unerstiegen.'

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der MARKTPLATZ in GRANADA
am Nicaragua-See.
[MITTEL-AMERIKA]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie die älteste Geschichte der Burg sich in den Schleier der Sage hüllt, so auch die Geschichte ihres Geschlechts. Vieles in derselben ist dunkel geblieben, namentlich die frühe Trennung des Stammes in viele Aeste und die Niederlassung einiger Linien in andern Theilen Deutschlands. Selbst die Frage, ob das uralte, angesehene Dynastengeschlecht der Reichsfreiherren von Boineburg, das jetzt noch, reich begütert, in Kurhessen und Thüringen in verschiedenen Zweigen blüht, eines Ursprungs mit dem raugräflichen der Pfalz sey, ist noch unerledigt. Oft wird das Leben der alten Geschlechter eben so zur Ruine, wie die Schlösser, die sie erbaut haben. —

DCLXXXXV. Granada am Nicaragua-See.

Die Stadt Granada ist häßlich, liegt aber in einer Landschaft von überschwenglicher Schönheit. Gärten mit ewig grünenden und duftenden Bäumen und Sträuchern umringen sie von drei Seiten und ihre vierte ist dem herrlichem See geöffnet. Zunächst der Stadt ist das Terrain eben. Drei bis vier Meilen weit landeinwärts erhebt sich aber der Boden zu kegelförmigen Hügeln, die bis zu ihren Gipfeln mit Gras bewachsen sind. Von dem Fuße dieser Hügelreihe senkt sich eine mit Wald bedeckte Fläche allmählig nach dem See hinab. Zur rechten derselben steigt der Mombacho kühn vom Ufer empor, umgeben von einer Gruppe kleiner Eilande, den Isletas, und weiter hinaus liegt die Insel Zapatera mit ihren waldigen Höhen, und noch weiterhin erheben sich in der Ferne die beiden Pyramiden der Insel Ometébek, deren Spitzen sich in Wolken hüllen. Zur linken erstreckt sich die Fläche, gleichförmig bewaldet, und bewässert vom Rio Panaloya und dem Rio de Tipitapa, bis an den Fuß der erzreichen Gebirge von Matagalpa fort, welche die ganze nördliche Hälfte des Horizontes einnehmen. Diese ganze Landschaft steht auf dem Schütterkreise lebendiger, plutonischer Kräfte. Der Mombacho, jener Kegel im Hintergrunde unseres Bildes, ist, wie alle benachbarten Höhen, die Inseln eingeschlossen, vulkanischen Ursprungs. Auf der hinteren Seite öffnet sich ein weiter Krater, von welchem der auf dem Bilde sichtbare Kamm der nördliche Rand ist. Der südliche senkt sich tief hinab. Heiße Quellen sprudeln an seinem Fuße. Sein Gipfel ist noch unerstiegen.'

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unsere Abbildung gibt eine richtige Vorstellung von der Bauart und dem Leben in den Straßen einer centroamerikanischen Stadt. Die Kirchen sind große, massive, finster aussehende Gebäude. Von desto leichterer Bauart sind die Wohnhäuser. Meist einstöckig, sind sie von an der Luft getrockneten Lehmsteinen aufgeführt, deren weit vorspringende Dächer sich auf hölzerne Säulchen stützen. — Alle Häuser sind mit Höfen versehen, in welchen einige Orangenbäume, Jasmingesträuche, Oleander- oder Rosenbüsche zu stehen pflegen. Rund um den Hof geht eine Veranda, deren hölzerne Stützen und Bogen an den maurischen Baustyl erinnern. Auf derselben bringen die Hausbewohner den größten Theil des Tages zu. Im Schatten der Bäume wird die Mahlzeit eingenommen, und auf der Veranda sind die Hängematten ausgespannt für die Siesta. Größere Zimmer haben Fensteröffnungen mit hölzernem oder eisernem Gitterwerk. Glasfenster aber sind gänzlich unbekannt, und in die kleinern Räume des Hauses fällt das Licht bloß durch die Thüre. Alle Fußböden sind mit Ziegelplatten belegt, über welche zuweilen noch zierliche Matten aus Flechtwerk gebreitet sind, die von den Indianern von Massaya mit großer Geschicklichkeit und viel Geschmack verfertigt werden. Eine besondere Decke haben die Zimmer fast niemals. Das Dach bildet sie, so daß die Luft überall aus- und einzieht.

Größere Gebäude haben wohl einen zweiten Hof, der von dem ersten durch einen Flügel des Gebäudes oder eine Mauer getrennt und durch ein Thor verbunden ist. Dieser zweite Hof enthält die Küche, wenn diese nicht in einer Ecke des Gebäudes selbst angebracht ist, und den Pferdestall. Dieser ist ein offener Schuppen, von hölzernen Säulen getragen, zwischen welchen die Thiere stehen.

Die Straßen und Plätze von Granada sind nicht gepflastert; doch haben sie erhöhte und mit Ziegelplatten belegte Trottoirs, die zwar den Fehler haben, daß sie schmal sind, dagegen den Vortheil bieten, von den weit vorspringenden Dächern gegen Sonne und Regen geschützt zu seyn. Die Straßen werden mit einem vulkanischen Sande bestreut, in welchem Magneteisenkörner einen Hauptbestandtheil bilden. Es ist der Rückstand von vulkanischem Tuff, aus welchem das Wasser die lehmigen Theile entfernt hat. Dieser schwarze Eisensand bildet am Ufer des Sees meilenweit fortlaufende, mächtige Bänke.

An die eigentliche Stadt schließen sich die Vorstädte, deren Gebäude aus niedrigen Lehmhütten mit Palmendächern bestehen. Nichts reizender als diese Häuschen unter beladenen Fruchtbäumen und zwischen blühenden Gesträuchen. Manche liegen so unvergleichlich schön, die Umgebung ist so reich, so harmonisch, so friedlich, der Gesichtskreis so groß und erhaben, die Welt umher so still, so selig, der Duft, welcher die Luft erfüllt, so süß und balsamisch, die Bewohner scheinen so zufrieden, die spielenden Kinder so glücklich, daß man einireten und auf immer da bleiben möchte. „Wie oft", — so berichtet mein Freund Fröbel — „ist mir der Gedanke gekommen: hier, an dieser Stelle, in dieser Hütte möchtest du leben und sterben! Wie oft hat es mir Ueberwindung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gekostet, mich loszureißen und weiter zu gehen! Und nicht ich allein habe diesen Eindruck empfangen. Jeder wird ihn haben, der solcher Eindrücke und Empfindungen überhaupt fähig ist. Oft bin ich Zeuge gewesen, wie selbst rohe, in den Minen Kaliforniens verwilderte Goldjäger durch solche Scenen tief ergriffen wurden".

Als im Jahre 1522 Gil Gongalez de Avila mit den ersten Spaniern nach Nicaragua kam, stand auf der Stelle des heutigen Granada eine indianische Stadt, deren Name, Salteba, sich in dem der Vorstadt Jalteva bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Avila konnte sich auf diesem ersten Zuge, der von Panama aus unternommen wurde, nicht im Lande behaupten. Aber noch in dem nämlichen Jahre kehrten spanische Kolonisten zurück, und Francisco Fernandez de Cordova gründete das jetzige Granada.

Die Stadt hatte während der spanischen Herrschaft größere Wichtigkeit und einen bedeutenderen Handel, als gegenwärtig. Wie die meisten spanischen Niederlassungen, so ist auch Granada nach der Emancipation nicht im Stande gewesen, sich auf der Höhe zu erhalten, welche es unter der spanischen Kolonial-Regierung als Hauptstadt einer Provinz erlangt hatte. In neuester Zeit haben sich jedoch frische Keime der Wohlfahrt gebildet, und neue Impulse sind thätig geworden, die nicht ohne Erfolge bleiben werden. Die Lage an einer die beiden Oceane verbindenden Straße macht Granada wichtig für den Weltverkehr, und es sieht einer großen Zukunft entgegen. —

Die städtische Bevölkerung überstieg in den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft 18,000; gegenwärtig ist sie nicht ganz 14,000. Als Hauptstadt des nicaraguensischen Ost-Departements ist sie der Sitz mehrer höheren Verwaltungs- und Gerichtsbehörden und eines Bischofs. Der Klerus war sonst sehr zahlreich und mächtig; seit der Revolution hat er einen großen Theil seiner Einkünfte und seines Einflusses verloren.

Die Bevölkerung besteht aus allen Abstufungen der Raçe, welche aus der Mischung von Spaniern, Indianern und Negern hervorging. Diese Raçenmischung schreitet, da seit der Unabhängigkeit alle Einwohner, ohne Rücksicht der Abstammung, vollkommen gleiche politische Rechte haben und auch im geselligen Leben die Raçenaristokratie gar nichts mehr gilt, beständig fort. Familien von reinem spanischem Blute sind nicht mehr vorhanden. Eben so wenig ist die reine Negerraçe noch irgendwo zu finden. Vollblut-Indianer hingegen sind zahlreich; sie halten fest zu einander und bilden häufig besondere Gemeinden im Lande. Alle sind Christen und der Civilisation längst zugänglich geworden. Am meisten gemischt ist die Bevölkerung der Vorstädte, wo alle Farben und Raçe-Physiognomien in einander fließen. Zur Marktzeit kann man diese bunten Volkselemente, zu der alle Zonen und Welttheile gesteuert haben, auf dem Platze übersehen, welchen unser Bild darstellt. Es ist ein Gemälde, wie man es selten findet, und für den Beobachter nicht ohne Interesse. Vor allen sind es wieder die halbcivilisirten Ureinwohner, welche der Scene Leben und Farbe geben. Mit Hühnern, Eiern, Früchten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gemüsen, Mais, Zucker, Kakao, Reis, Stärkemehl, Honig, Wachs, Wasserkrügen, allerhand Thongeschirren und andern Erzeugnissen ihrer kleinen Landwirthschaft und Industrie kommen sie in Schaaren aus ihren Dörfern zur Stadt und versehen diese mit vielen unentbehrlichen Dingen. Sie machen durch ihre Haltung und Manieren immer einen angenehmen Eindruck und gelten als die fleißigste Klasse der Bevölkerung.

Aber das bunteste Leben auf dem Platze beginnt erst am Abend. Da nämlich fast jeder Tag ein Heiligen-Tag ist, so sieht man bei Eintritt der Nacht Prozessionen mit Laternen über den Markt ziehen, oder zu Ehren des Heiligen Feuerwerke abbrennen. Kanonenschläge erschüttern die Luft, Schwärmer prasseln unter die gedrängten Volkshaufen, die mit Jubel und Geschrei sich an den frommen Späßen ergötzen, Raketen und Leuchtkugeln steigen empor und werfen ihre grellen Streiflichter auf die Gesichter der buntfarbigen Menge. In den Pausen ertönt Musik auf dem Platze oder in der nahen Kirche.

Erst um Mitternacht wird es ruhig. Der Mond steht mit zauberhaftem Glanze am Himmel, dessen Reinheit durch keinen Hauch getrübt ist. Dunkel zeichnet sich die Gestalt des Mombacho am Firmamente. Still und leer ist der mild beleuchtete Platz. — Eine Figur schreitet über denselben hin. „Quien vive?“ ruft gebieterisch die Schildwache am Kommandantenhause. „La patria!“ ist die Antwort. „Que gente?“ fragt sie weiter. „De paz!“ replicirt der Nachtwandler und geht weiter.

Aus der Ferne dringt kaum vernehmbar noch der Gesang einer Stimme zum Geklimper einer Guitarre durch die Stille, bis auch sie verstummt. — Laue Kühlung weht durch die Straßen der Stadt und über den Platz hin. Es ist der belebende Hauch des frischen Morgens! — Mit feierlicher Stimme grüßt jetzt die zweite Stunde des jungen Tags des Nachtwächters letzter Ruf: „Viva Nicaragua! — Cielo sereno!“ —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

STARUCCA VIADUCT, ERIE-EISENBAHN

IM STAATE NEWYORK.

DCLXXXXVI. Die New-York-Erie-Eisenbahn.

Während des alten Englands Weltreich von den Fluthen des Oceans getragen wird, während an seine Herrschaft zur See sich der Bestand seiner Herrschaft zu Lande knüpft, — über alle die weiten Länderstrecken, welche seinen ungeheuern Besitzstand ausmachen, und über alle die Völker, welche das britische Dreizack als hörige Hintersassen jenem kleinen Eiland unterworfen, welches seine Flotten in alle Meere sendet, den Umlauf der Güter zwischen den Welttheilen vermittelt, und das Herz für den Kreislauf der Industrie ist, deren Arterien und Venen Leben und Wärme in die entferntesten Glieder unsers Weltkörpers bringen: — hat das junge Amerika sowohl in's Meer, wie in die Landveste die Wurzeln seiner Macht getrieben, und seine künftige Weltherrschaft auf beiden Fundamenten zugleich gegründet. Der Geist Amerika's ist eben so sehr auf die Machtentwickelung zur See als zu Land gerichtet. Während es sich in der Herrschaft über die Meere keck als Rival Englands aufwirft, ist es rastlos bemüht, seine Herrlichkeit über das prächtigste der Kontinente auszubreiten, die unermeßlichen Gefilde voller Naturreichthümer von den zahlreichen rothhäutigen Völkerschwärmen zu befreien und die Prairien und Urwälder dem Ackerbau und der Gesittung zu gewinnen. Reichend von den kanadischen Seeen bis zum Meerbusen von Mexiko, von dem goldenen Thor des stillen Oceans bis nach Governers Eiland, dessen Veste sein neues London vor den Gelüsten des Ostens schützt, hinübergreifend nach den Gestaden Asiens und stolz und drohend herüberschauend nach den Küsten Europa's, stellt es sich als ein modernes Reich der Mitte dar, dem alten zu vergleichen, wie ein Jüngling dem abgelebten Greise, wie die Macht der Unmacht, wie die Stärke der Hinfälligkeit. Ruhend auf der größten Masse des Erdelements in der neuen Welt, im Charakter seines Volks das Cyklopenartige, Erdhafte, Beharrliche und Beständige mit plastischer Beweglichkeit, feurigem Thatendurst, trotziger Willensfestigkeit und berechnendem Verstande vereinigend, im Gelde und im Erwerb den Nerv irdischer Macht und seiner Lebensthätigkeit vorzugsweise erkennend, immer aber die Kirche der Freiheit, die es auf hohem Fels aufgerichtet, als Nationalheiligthum und als die Quelle aller Wohlfahrt betrachtend: — sehen wir in Amerika die Wiege neuer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeiten stehen, und neuer Formen für Glauben und Gesellschaft. An seine Pforten ist die Verheißung geschrieben: es werde auch einst in Europa den Abgrund schließen, in dem ein verderbtes Geschlecht um seiner Feigheit, Niederträchtigkeit, Indolenz und Eigenliebe willen den Weg der Buße wandelt.

Die wirksamsten Elemente, welche eine neue, bessere Zeit vorbereiten: — das Anpassen der Erfahrungswissenschaften an die Fassungskraft der Massen, das Populariſiren der nützlichsten Kenntnisse und jene großen Hebel zur Gemeinschaft der Volksinteressen — Dampfschifffahrt, Telegraphendrähte und Eisenbahnen, wurden daher von keinem Volke der Erde schneller, vollkommener und ausgedehnter begriffen, gewürdigt und angewendet, als von dem amerikanischen, und waren nirgends mehr am rechten Ort als auf der Landfeste, deren Borde beide Weltmeere netzen, deren Größe unserm ganzen Welttheil nahe kommt, und wo, statt sich mit Brustwehren, Wällen, Gräben, Festungen und stehenden Heeren zu umgürten, der lebendige Odem der Selbstregierung und der Freiheit die ganze Nation zum rechten Bewußtseyn der Unüberwindlichkeit gehoben hat. Ein Amerikaner, Foulton, war es, der das erste Dampfschiff baute; und Amerika's Dampfmarine übertrifft jetzt an Zahl und Tonnengehalt die der übrigen Welt. Der erste elektrische Telegraph wurde vor 2 Jahrzehnten von Washington nach New-York gelegt; und die Länge aller Drähte in der Union ist jetzt 28,000 Meilen; 1830 begann der Eisenbahnbau in den Vereinigten Staaten; der fertigen und im Bau begriffenen Eisenwege sind jetzt über 380 und ihre Gesammtlänge ist 30,000 Meilen; mehr, denn die Eisenbahnen der ganzen übrigen Welt.

Die erste Eisenbahn, welche in der Union entstand, war eine kurze Strecke im Staate Massachussets, 4 Meilen lang, und bestimmt, Eis von einem kleinen See nach dem nächsten Hafen zu schaffen. Sie wurde im Herbste 1830 eröffnet. In demselben Jahre ließ der Staat Süd-Karolina eine Eisenstraße von Charleston, seinem Haupthafen, nach Augusta im Staate Georgien beginnen. Die Entfernung war 135 Meilen. Diese Bahn wurde 1833 dem Betrieb übergeben; sie hatte 1,400,000 Dollars gekostet. Das Gelingen dieses schon bedeutenden Unternehmens erweckte in der ganzen Union Pläne zu ähnlichen, und man schreckte nicht mehr vor den größten und schwersten zurück. Das große Unternehmen des von New-York nach dem Eriesee, in einer Entfernung von etwa 500 Meilen, führenden berühmten Schifffahrtkanals war vollständig geglückt und gab eine große Rente; aber je mehr sich der Verkehr an die Vortheile dieser großen Wasserverbindung gewöhnt hatte, je mehr wurde der Umstand fühlbar, daß der Kanal während der Winterzeit gefriert und mehre Monate lang nicht zu befahren ist. Da sprang nun die kühne Idee auf, eine Eisenbahn neben den Kanal zu legen. Diese, die „New-York-Erie-Eisenbahn", ist immer noch die von einer Gesellschaft ausgeführte längste Bahn in der Welt. Ausgehend vom Mittelpunkte New-York's, windet sie sich den Ufern des Hudson entlang, und von da durch ein, große Bauschwierigkeiten bereitendes, coupirtes Terrain, nach dem Eriesee, den sie bei Dunkirk erreicht, wo sie mündet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Hauptbahn hat eine Länge von 469 englischen (100 deutschen) Meilen. Sie schickt auf verschiedenen Distanzen Zweigbahnen aus, die auch mehre hundert Meilen lang sind. Dieses riesenhafte Unternehmen, das in der Wiegenzeit des Eisenbahnwesens gewagt wurde, drückt die amerikanische Energie aus, welche in einem Sprunge vom erprobten Versuche zu der ausgedehntesten Anwendung übergeht und vor keiner Schwierigkeit zurückscheut. Die Menge der Kunstbauten, Dämme, Brücken und Viadukte ist erstaunenswerth und ihre Ausführung die kühnste, welche man sich denken kann. Das Wunder der deutschen Eisenbahnen, der Viadukt über das Göltzschthal, auf der Leipzig-Hofer Strecke, erreicht eine Höhe von 280 Fuß; die Eriebahn hat einen Viadukt von 484 Fuß Höhe, der eine Schlucht von 275 Fuß Breite mit einem Bogen überspannt, aufzuweisen, und sämmtliche Ueberbrückungen von Thälern, Seeen und Flüssen haben eine Gesammtlänge von nicht weniger als 120,000 Fuß! —

Das erste Projekt zur Bahn wurde schon 1829 entworfen — damals, als kaum die ersten Versuche in England und in Amerika mit den Eisenstraßen angestellt waren. Eine Gesellschaft zur Ausführung bildete sich 1832, und im folgenden Jahre begannen die Arbeiten, die ununterbrochen bis zum Jahre der Eröffnung der ganzen Bahn (1851) fortgingen. Der Bau kostete 24 Millionen Dollars (60 Millionen Gulden), zu dem der Staat einen Zuschuß von 6 Millionen gab. Die Unternehmer hatten gut gerechnet. Dem Verkehr übergeben, stieg die Bahnfrequenz in kurzer Zeit so außerordentlich, daß man schon im folgenden Jahre die Ueberzeugung gewann, daß ein Geleise unzureichend seyn würde für die Beförderung aller der Güter- und Menschenmassen, die sich darbieten würden, und deren progressive Zunahme mit den Kultur- und Kolonisationsfortschritten des Westens in Verhältniß bleiben mußte. In dieser Voraussicht faßte die Gesellschaft den kühnen Entschluß, sofort eine zweite Linie unmittelbar neben der alten zu legen, und sie beschloß, zu diesem Bau das Kapital von 20 Millionen Dollars in dem Maße, als das Baubedürfniß es erheischte, auf Hypothek nach und nach zu leihen. In welchem Lande hätte man 50 Millionen Gulden gegen Prioritätsaktien zum Bau einer solchen Bahn erlangen können? In Amerika, wo der Scharfblick des Kapitals mit seiner Lust, zu erwerben, allezeit Eins ist, war es ein Leichtes; — statt der verlangten 20 Millionen wurden der Gesellschaft nahe an hundert angeboten, sie konnte ihre Prioritäten über Pari verwerthen und es selbst wagen, kurze Rückzahlungstermine festzusetzen, gestützt auf die Vorausberechnung beständiger Zunahme der Bahn-Einnahmen. — 24,000 Arbeiter wurden zum Bau des zweiten Geleises aufgeboten, und dasselbe ist bereits auf den meisten Strecken in Betrieb. Die Bruttoeinnahme der Bahn hat im Jahre 1852 4 Millionen Dollars (10 Millionen Gulden) überstiegen; sie wird im laufenden Jahre die enorme Summe von 5 Millionen Dollars mindestens erreichen, während man die Betriebskosten unter 40 Procent zu reduziren Hoffnung hat. Welch' eine Prosperität, die um so staunenswerther durch den Umstand erscheint, daß die Bahn die Konkurrenz ih-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

res Nachbars, des Kanals, auszuhalten hat und folglich genöthigt ist, sehr niedrige Frachtsätze zu adoptiren, welche für schwere Güter und Roh-Produkte kaum ein Drittelkreuzer, oder 3 Silberpfennige die deutsche Meile betragen. Wie kleinlich erscheinen daneben die Bewirthschaftungsgrundsätze auf den deutschen Eisenstraßen, wo man hundert und aber hundert Gegenstände des großen Transports durch einen hohen Tarif zur Unbeweglichkeit verdammt, — statt sie zu Faktoren einer verzehnfachten Frequenz und einer doppelten Rente zu machen!

In den Kinderjahren des amerikanischen Eisenbahnwesens hatte man die Gewohnheit, die Mitwirkung von Staatsmitteln für den Bau nachzusuchen, und überall kamen die Regierungen solchen Anträgen und mit größerer Bereitwilligkeit entgegen, als dem Staatskredit allemal zuträglich war. Durch solche Betheiligungen sind in mehren Staaten, namentlich Pennsylvanien, Michigan, Illinois, und Mississippi, große Schulden und schwere Finanzverlegenheiten erwachsen, als der große Bankbruch von 1836 eine Geldkrise über die ganze Union brachte und diese wie ein Hagelwetter das Vermögen von Hunderttausenden zerschlug. Viele damals begonnenen Bauten mußten unterbrochen werden, zum Nachtheile und Schaden der Unternehmungen und zum Ruin vieler Betheiligten. Aber als diese Krise vorüber war, wurden die Bauten überall um so energischer vollendet, und wo dies nicht durch Privatmittel allein geschehen konnte, griff der Staat mit einer Liberalität unter die Arme, die eben nur da Statt finden kann, wo der Staat seines wahren Zwecks immer eingedenk ist, und wo die Selbstregierung der Bürger vor jeder Verfälschung seines Wesens und der Begriffe über dasselbe wahrt. Auch die Unionsregierung blieb in der Förderung der Eisenbahnbauten nicht zurück. Der Kongreß sprach den Grundsatz aus, daß auch der Gesammtstaat jedes gemeinnützige, den Bürgern des Einzelstaats Nutzen schaffende Unternehmen mit seinen Mitteln und Kräften zu unterstützen die Verpflichtung habe und bekannte, daß für jede große Eisenbahnlinie, deren Erbauung als eine dem Gesammtwohl dienende erkannt sey, durch Schenkung von Kongreßländereien beigesteuert werden solle. So bewilligte schon im Jahr 1850 der Kongreß dem Staate Illinois nicht weniger als 2,700,000 Acres Kongreßland als Geschenk zur Herstellung der großen Centralbahn, und da die Ländereien rechts und links der Bahnlinie lagen, so konnten sie weit über den Kongreßpreis verkauft werden. Man schätzte dies Geschenk auf nicht weniger als 18 Millionen Dollars (45 Millionen Gulden!). Seitdem und bis zum Jahre 1853 sind die Dotationen von Staatsländereien zur Unterstützung von Eisenbahn- und Kanalbauten auf 21 Millionen Acres angewachsen, zum Werthe von nahezu 100 Millionen Dollars. Welcher andere Staat kann sich nur im Entferntesten solcher Förderung des Unternehmungsgeistes der Bürger für Werke des öffentlichen Nutzens rühmen, und in welchem Kontraste treten zu jener Munificenz einer bürgerlichen Selbstregierung die Besteuerungen, die lästigen Kontrollen und Bevormundungen mancher Regierungen in Europa, die doch beständig die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sorge für das Staatswohl im Munde führen? — Deutschland hat gegenwärtig 1300 geographische (6500 engl.) Meilen Eisenbahnen in Betrieb; Belgien und Holland 200 Meilen; Frankreich 600 Meilen; England 1500 Meilen (7500 englische Meilen); Rußland 300 Meilen; Italien, Spanien, Ungarn, die Schweiz 400 Meilen; ganz Europa also etwa 4300 geographische, oder 21,000 engl. Meilen. Gegenwärtig sind in der Union 15,400 engl. Meilen im Betrieb, 14,000 Meilen sind im Bau; weitere 6000 Meilen sind projektirt und zur Ausführung vorbereitet. In den nächsten 5 Jahren wird die Union von einem Eisenbahnnetz überspannen seyn, das die Häfen des stillen Oceans mit denen des atlantischen Meeres verknüpft und die Union von Nord nach Süd in 5 parallelen Linien von einem Ende zum andern durchschneidet und 700 Millionen Dollars gekostet hat. Die gesammten Einnahmen der nordamerikanischen Bahnen überstiegen im vorigen Jahre bereits die enorme Summe von 21 Millionen Dollars oder 52 Millionen Gulden.

Zu keiner Zeit war der Eifer für den Ausbau des amerikanischen Eisenbahnnetzes so groß, als gegenwärtig, wie schon aus der, unsern europäischen Begriffen ganz unglaublich vorkommenden Thatsache hervorgeht, daß zur Zeit nicht weniger als 14,000 Meilen Eisenstraßen im Entstehen sind und über 600,000 Menschen für dieselben arbeiten! Der tägliche Bauaufwand wird jetzt auf nicht geringer als eine Million Dollar veranschlagt; kein Wunder, daß selbst das reichste und bestrechnendste Volk der Erde es für zweckmäßig finden kann, fremdes Geld zu Hülfe zu nehmen, und die hohen Procentsätze, die es geben kann, jetzt selbst Deutsches Kapital hinüberführen, um die Eisenstraßen der Union mitzubauen und an den Vortheilen Theil zu nehmen, welche diese Unternehmungen, bei verständiger Anlage, fast ohne Ausnahme in einem Lande gewähren, wo keine raubsüchtige Finanz darauf bedacht ist, die Rente zu schmälern und zu regeln, den Erwerb zu besteuern und zu bevormunden, und auf die freie Entwickelung der Landeswohlfahrt in einer andern, als förderlichen, aufmunternden Weise einzuwirken.

Obschon die Preise des Handlohns in Amerika im Durchschnitt reichlich viermal so hoch sind, als auf dem europäischen Festlande (der Tagelohn eines Erdarbeiters an den Eisenbahnen ist in den Oststaaten ¾ bis 1 Doll., im Mississippithale 1¼ bis 1½ Doll., in Oregon und Neu-Mexiko 2½ bis 3 Doll., in Kalifornien 4 bis 6 Doll.), so bauen doch im großen Durchschnitt die Amerikaner ihre Eisenbahnen um die Hälfte wohlfeiler und in der halben Zeit als wir Europäer. Warum? Nicht weil der Grund und Boden für die Bahnsohle weniger kostet; denn das will zum Gesammtaufwand wenig sagen: auch nicht weil das Material (Steine, Holz, Eisen) weniger gelten; denn Produktion und Zurichtung dieses Materials kosten des theuern Handlohns wegen nicht weniger, sondern oft viel mehr als in Europa; sondern weil man ohne Pedanterie und ohne gouvernementale und büreaukratische Bevormundung baut, nur auf das Nothwendige sieht, und allen unnützen Luxus, wie er z. B. auf deutschen Eisenbahnen sich auf den Bahnhöfen und in den Kunstbauten ꝛc. so breit macht, vermeidet. Die theuersten Bahnen der Union

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben nicht über 45,000 Dollars die engl. Meile zu bauen gekostet (in Deutschland 120,000 Dollars, in Frankreich sogar 180,000 Doll.); und im Süden und Westen sinken die Baukosten öfters unter 20,000 Dollars herab. Der Yankee, der weiß, welcher Segen seinem Gute erwächst, wenn es eine Eisenbahn durchschneidet, weit entfernt, die Expropriationsgesetze als eine Gelegenheit auszubeuten, ein Stückchen Feld zum 10fachen Preise zu verwerthen, schenkt in der Regel das erforderliche Terrain für die Bahnsohle, und größere Güterbesitzer wetteifern mit einander in Anerbietungen zu unentgeltlichen Leistungen, sobald ein Eisenbahnprojekt, das ihre Besitzungen berührt, auftaucht. Das alte Bausystem auf dem europäischen Kontinente, welches noch gegenwärtig, namentlich bei den deutschen Bahnbauten, in Ausübung gebracht wird, haben die praktischen, gescheidten Amerikaner längst verlassen, und in diesem Umstand ist der eigentliche Schlüssel ihres schnellen und wohlfeilen Bauens hauptsächlich zu suchen. Jedes Eisenbahnunternehmen in Amerika wird durch zwei Gesellschaften ausgeführt: — die Finanzgesellschaft, welche das Kapital hergibt, und, als künftige Eigenthümerin, die Bahn für ihre Rechnung betreibt, — und die Baugesellschaft, repräsentirt durch einen Hauptunternehmer, welcher nach sorgfältigen Voranschlägen und strenger Prüfung derselben, für ein Pausch- und Bogen-Quantum die ganze Bauausführung, die Betriebseinrichtung mitbegriffen, übernimmt, und bei so und so viel 1000 Dollars Entschädigung für jeden Tag Verspätung die Verbindlichkeit eingeht, die Bahn zum Betrieb fertig in der kontraktlich festgestellten Zeit der Finanzgesellschaft zu übergeben. Dadurch werden nicht bloß die bei fast allen europäischen Bahnbauten nach dem alten System, — nach welchem alle einzelnen Arbeiten sektionsweise an einzelne Unternehmer verdungen werden — erfahrungsmäßig Statt findenden, großen, manchmal das alterum tantum erreichenden Ueberschreitungen des Voranschlags vermieden, sondern es wird auch das Verschleppen der Bahnvollendung (manchmal auf das Doppelte der veranschlagten Frist) in Folge des Umstands, daß einzelne Unternehmer die Fristen nicht einhalten und die Materiallieferungen sich verspäten, — verhütet; denn die Finanzgesellschaft hat es allemal mit einer Baugesellschaft von großen Mitteln zu thun und ist durch Kautionsleistungen für alle Fälle vollkommen sicher gestellt. Im Gegensatz zu den kontraktlichen Verzögerungsbußen offeriren die amerikanischen Finanzgesellschaften gemeinlich den Bauunternehmern Prämien für jeden Tag einer frühern Bahnübergabe, und die Erfahrung hat gezeigt, daß bei diesem vortrefflichen und bewährten Bahnbausystem in hundert Fällen kaum einer vorkam, wo die Baugesellschaft Entschädigung zu zahlen hatte, sie vielmehr in den meisten Fällen die Prämie zu erwerben gewußt hat. Time is money! (Zeit ist Geld!) und wenn das Wort irgendwo eine ganze Wahrheit ist, so ist's beim Eisenbahnbau, wo es während der Bauzeit Millionen Baukapital zu verzinsen gibt.

Nehmen wir z. B. an, daß eine Bahn 20 Mill. Gulden Baukapital erfordere. Zu 5 Procent verlangt dies also eine jährliche Zinsausgabe von 1 Million Gulden, oder etwa 20,000 Gulden jede Woche. Wird die Bahn-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vollendung nur um einen Monat verschleppt, so verursacht dies also einen Mehraufwand von 90,000 Gulden; und wie viele deutsche Bahnen könnte ich nennen, deren Vollendung Jahre über die nöthige Zeit hinaus verspätet wurde! Schon die notorisch gewordenen Verzögerungen dieser Art haben beim Bau des deutschen Eisenbahnnetzes einen Mehraufwand von 10 Millionen Gulden veranlaßt, und am häufigsten und schreiendsten kommen sie gerade da vor, wo sie am wenigsten zu entschuldigen sind, bei dem Bau von Staatsbahnen. —

Die Centralbahn von Illinois ist eine merkwürdige Illustration des Yankeecharakters und der Energie, mit der die kaum dem Ei entschlüpften Freistaaten den Weg des Fortschritts gehen. Illinois trat 1818 mit einer Bevölkerung, die damals kaum 30,000 erreichte, in die Reihe der Unionsstaaten. Dreißig Jahre später hatte Illinois 800,000 Einwohner, die sich auf einen Flächenraum von 56,000 engl. □Meilen vertheilten. Trotz dieser noch so dünnen Bevölkerung votirte die Legislatur die Herstellung eines Eisenbahnnetzes von nicht weniger als 1600 engl. Meilen Länge, von dem die Centralbahn den Hauptstrang bildete, der 680 Meilen Länge bekam und 14 Millionen Dollars in Anspruch nahm. Im Jahre 1851 begonnen, ist sie jetzt auf 400 engl. Meilen in Betrieb! Für die Riesenbahn aus dem Mississippithale über das Felsengebirge nach dem stillen Meere, um Kalifornien, Oregon und Neu-Mexiko mit den übrigen Theilen der Union enger zu verbinden, haben sich nicht weniger als drei verschiedene Gesellschaften angeboten, von denen die eine dem Kongreß einen Fond von 100 Millionen Dollars nachwies. Diese Bahn wird 2000—2500 engl. Meilen lang werden und Höhen von 8000, 7000 und 5800 Fuß übersteigen. Die von der Union angesprochene Unterstützung soll sich auf den zunächst der Bahnlinie liegenden Landstreifen beschränken, und eine der Gesellschaften will die Verbindlichkeit eingehen, die Bahn, welche auf fünf Sechstel ihrer ganzen Länge Wüsten, Urwald und Gebirge durchzieht und Bauschwierigkeiten bietet, an welche keine Vorstellung reicht, binnen 6 Jahren zu vollenden und gleichzeitig hundert Städte und Poststationen anzulegen.

So sehr alle Regierungen der Unionsstaaten mit andern wetteifern, nach den Grundsätzen ächter Staatsweisheit die Unternehmungen des gemeinen Nutzens in jeglicher Weise zu fördern und auf das Liberalste zu unterstützen, so enthalten sie sich doch prinzipiell bei der Ausführung und dem Betrieb jeder Einmischung und Bevormundung. Sie wissen, daß die büreaukratische Weisheit nirgends gebrechlicher und verkehrter sich zeigt und weniger am Ort ist, als in Sachen der Industrie und Gewerbe, und der Vortheil der Unternehmer mit dem des Publikums nirgends besser Hand in Hand geht, als beim Eisenbahnbetrieb in einem Lande, wo die freieste Konkurrenz jedem Versuche zur unbilligen Uebervortheilung des einen Theils durch rivalisirende Unternehmungen begegnet und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihn züchtigt. Darum sind auch die Tarifsätze der vielen hundert Eisenbahnen, obschon nirgends eine obrigkeitliche Schranke für sie gezogen ist, durchschnittlich viel niedriger als auf den deutschen Bahnen, für welche die Regierungen die Fahrpreise bestimmt haben, und besonders sind sie für schwere, geringwerthige Rohprodukte unglaublich wohlfeil, so daß selbst eine Menge Bahnen die Konkurrenz der Wasserfrachten zu bestehen vermögen. Demungeachtet werfen über hundert amerikanische Bahnen sehr hohe Renten ab; viele geben 10 und mehr Procent Dividende. Im Eisenbahnbetriebe gilt häufig als Grundsatz: um doppelte Rente zu erlangen, muß man die Frachtsätze halbiren.

Die Fahrschnelligkeit auf den amerikanischen Bahnen ist im Allgemeinen geringer wie auf den europäischen und übersteigt fast nirgends 3 geographische Meilen auf die Stunde Fahrzeit. Die Einrichtungen der Wagen sind sehr zweckmäßig, und kürzlich auch auf den österreichischen und würtembergischen Bahnen adoptirt worden. Durch die Mitte der sehr langen Personenwagen läuft ein Gang und rechts und links desselben reihen sich zweisitzige gepolsterte Bänke, eine hinter die andere. Die Lehnen derselben lassen sich vor und rückwärts schlagen, so daß eine Gesellschaft von Vieren sich bequem zusammensetzen kann. Für den Winter kömmt ein Zugofen von Gußeisen, der mit Anthrazit geheizt wird, in jeden Wagen, und die ihm Zunächstsitzenden werden durch Schirme vor der lästigen Wärme geschützt. Einen Klassenunterschied der Wagen kennt man so wenig im freien Amerika, als einen Klassenunterschied der Menschen; der Präsident der Union sitzt in demselben Raume neben dem Taglöhner und verliert nicht ein Jota von seiner Würde durch seine Nachbarschaft. Die Funktion der Kondukteurs beschränkt sich in Amerika auf die Abnahme der Billets, und von einer Fürsorge für die Sicherheit der Passagiere, welche in Deutschland oft unbequem wird, ist so wenig eine Spur, als von der staatsretterischen Wachsamkeit der Polizei, die bekanntlich das Jahr 1848 doch nicht verhindert hat. Im Gegentheil ist eine Sorglosigkeit bemerklich, welche einem Deutschen, welcher daran gewöhnt ist, daß ihn das offizielle Gängelband bei jeder Bewegung vor dem Ausgleiten behüte, Entsetzen einflößen kann. Die Bahnen endigen mitten in den Großstädten; die belebtesten Straßen und Märkte werden von ihnen durchschnitten: und statt eine Hecke von Bahnwärtern aufzustellen, damit kein Unfall begegne, — genügen dem Yankee ein Dutzend Riesen-Plakate in farbiger Schrift mit mannslangen Ausrufungszeichen: „Look out for the Locomotive! Beware of the Locomotive!“ (Siehe Dich nach dem Dampfpferd um! Hüte dich vor der Lokomotive!). Von Zaun, Staket und Barriere ist nirgends etwas zu sehen; man kann 20 Meilen durch den Urwald fahren, ohne einen Bahnwärter zu treffen; statt seiner geht wohl das Wild auf der Bahn umher oder weiden die Kühe auf derselben, und damit diese Spaziergänger beseitigt werden, ohne Schaden zu nehmen, ist jede Lokomotive vorn mit einer riesigen Schaufel aus Brettern versehen, die das Thier säuberlich aufhebt und bei Seite schiebt. — Ich will nicht leugnen, daß die Sorglosigkeit der Amerikaner bei ihrem Eisenbahnbetrieb manchmal weiter geht, als Achtung für Menschenleben rechtfertigen kann; aber die häufigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unglücksfälle sind doch nicht dieser allein anzurechnen; bei weitem die meisten sind in der Beschaffenheit des Terrains und in dem Umstande begründet, daß die Bahnen auf langen Strecken durch ganz wüste, noch im Urzustand befindliche Gegenden ziehen, durch Sumpf und Wildniß, in denen sie nicht beständig im Paradezustand erhalten werden können.

Neben den Nachtheilen, die an dieser Eigenthümlichkeit haften, bieten sie dem Reisenden eine Abwechselung von Genüssen dar, die er auf den europäischen Bahnen entbehrt. Bald führt ihn die Bahn durch die lieblichen Sitze der jungen Kultur, mitten durch kleine, freundliche, reinliche amerikanische Städtchen von Gestern, deren Straßen mit prächtigen Bäumen bepflanzt sind, und die ihren Wohlstand durch die Menge freundlicher Kirchen und hoher Glockenthürme zu erkennen geben, die zwischen und über den Bäumen hervorragen. Bald eilt er durch einzelne, oder Gruppen bildende Ansiedelungen, vielleicht das Embryo einer City; im weiten Umkreise ist der Wald gerodet und in Felder umgeschaffen, die mit haushohem Mais, oder 100fältig tragendem Weizen bedeckt sind und deren im Zickzack fortlaufende Umzäunungen die Oase der Kultur von der Wildniß scheiden. Bald folgt eine Strecke des wirklichen Urwalds, ein dichter Schluß von Bäumen und Gesträuchen jeden Alters, vom ehrwürdigen Stammvater bis zu den jungen Schößlingen, alle entsprossen dem Humus einer abgestorbenen Vegetation, der Asche früherer Geschlechter. Diese innige Verbindung des frischen Lebens in allen Abstufungen mit der Verwesung des Alten ist das eigentliche Merkmal des Urwalds. Dann und wann fällt der Blick auf eine kleine Lichtung mit einem einsamen Blockhaus, oder auf die malerische Scenerie einer Schneidemühle an einem Wassersturz, deren rohe, plumpe Konstruktion mit ihrer vortrefflichen Maschinerie einen wunderlichen Kontrast bildet. Zuweilen braust das Dampfroß auch an den wieder verlassenen Stellen einer kaum begonnenen Kultur vorüber. Ein elegischer Anblick ist eine so verunglückte Niederlassung! Das Dach des Blockhauses ist eingesunken, die Wände sind auseinander gerückt, die Stämme und Sparren liegen, überwuchert von Schlingpflanzen und in Moder begraben, umher: nur der steinerne Schlot steht noch aufrecht — ein Leichenstein an dem Grabe. Was ist aus den Ansiedlern geworden? Sind sie am Fieber gestorben, oder am vergifteten Pfeil des Rothhäuters, oder sind sie vor den Miasmen der Einöde geflohen? Kein's weiß Antwort zu geben: kein Griffel zeichnet des Einzelnen Geschichte in der Einsamkeit des Urwalds auf. Clio registrirt nur die Lebensschicksale des Volks; Chronisten des Urwalds hat Amerika nicht.

Ein dem Eisenbahnreisenden auffallender, zwar unschöner, doch interessanter Zug amerikanischer Scenerie ist eine gewisse Eintönigkeit der Landschaft, allem Wechsel zum Trotz. — Sie wird durch die öftere Wiederkehr derselben Bilder hervorgebracht. Die Eisenbahnen suchen, so viel als möglich und, ihrer Natur nach, die geringsten Terrainverschiedenheiten auf und sind beständig bemüht, ihr Niveau zu behaupten; deshalb gelangt man so selten zu einem hinreichend hochgelegenen Punkt, der den Ausblick auf große Gebiete vergönnt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist vielmehr eine beständige Wiederkehr von kleinen Landschaftsbildern, — meistens angebaute Thalstrecken mit Städtchen, Dörfern und Ansiedelungen, — die zum Urwald, der das Land bedeckt, nur wie Oasen in der Wüste sich verhalten. Bloß in den ältern Staaten des Ostens, wo die großen Mittelpunkte des Verkehrs und eine zweihundertjährige Kultur die Bevölkerung gedichtet haben, ist dies anders. Eine üble Gewohnheit der neuen Ansiedler ist es, daß sie innerhalb der gerodeten, dem Feldbau gewonnenen Stellen allen Baumwuchs vertilgen. Man kommt an 100 Farms vorüber, ehe man eine antrifft, wo ein schöner Stamm das Blockhaus beschattet, oder eine Baumgruppe neben einem Stückchen Rasen mit einer Bank der Familie zum Ausruhen oder zur Erholung dient. Nackt und kahl steht die Hütte des Pflanzers zwischen den dürren geringelten Stämmen, oder den hohen Stumpfen, welche die Säge und die Art stehen gelassen haben. Selbst der deutsche Bauer, der sich von Kindesbein an des Laubdachs erfreute, das die Linde auf seinem Hofe, oder der Apfelbaum am Hause gaben, scheint in Amerika den Sinn dafür verloren zu haben. Was ist der Grund dieser Erscheinung? Doch kein anderer, als der allgemeine Mangel an Phantasie und Gemüth, der am amerikanischen Volkscharakter so sehr auffällt und in allen Dingen zur Erscheinung kommt. Ein Mensch ohne Phantasie genießt so wenig wie das Thier das Naturschöne, das sein leiblich Auge sieht. Nur das werden wir ganz genießen, was unser Geist der Natur andichtet, — unsere Freude an der Natur ist im Grunde mit der Phantasie für dieselbe Eins. Ohne sie gehen wir so gleichgültig durch blühende Paradiese, wie über beschattete Gräber. —

Der Starucca-Viadukt (190 Meilen von New-York, 270 Meilen von Dunkirk entfernt) überspannt mit 18 Bogen ein tiefes, von dem Staruccafluß durchströmtes Thal von 1200 Fuß Breite in einer Höhe von 120 Fuß. Dieser kolossale Bau, durchgängig aus großen Sandsteinquadern errichtet, ist eine Zierde der Erieeisenbahn. Er hat 320,000 Dollare gekostet und wurde in der kurzen Zeit von 36 Wochen errichtet.

DCLXXXXVII. St. Etienne du Mont in Paris.

„Beuge Dein Haupt, stolzer Sikambrier!“ sagte der Bischof, als er Klodwig, den König von Frankreich, taufte: — und so sagt die Kirche heute noch Jedem, der sie um einen Dienst von ihrer Hand anspricht. „Beuge dein Haupt!“ sagt sie am Taufstein und am Grabe, am Altar und von der Kanzel, und wehe dem Priester, der einen andern Spruch im Munde führt. Wäre er ein Bossuet oder ein Fenelon im Wissen, im Wandel und in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ST ETIENNE du MONT

(Paris)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KIRCHE zu SACHSELN

Schweiz

der Kunst, zu reden, er würde doch dem Untergange geweiht seyn! — Das hat die letzte Zierde dieses Gotteshauses erfahren — jener Apostel, der das Evangelium der Armen predigte mit einer Salbung und Hoheit, als vor ihm, seit Bossuet die Kanzel in St. Etienne verlassen, Keiner gethan hat: — Abbé Lamennais — als Denker ein Herkules, fest, stark, groß, unerschrocken wie Luther — der gegen die Laster, Verbrechen und Eitelkeiten des Jahrhunderts mit dem zweischneidigen Schwert seiner Redekraft eiferte und es wagte, die heilige Wahrheit der Christuslehre von dem Schutt, mit welchem Irrthum und Lüge sie bedeckt hatten, zu reinigen. Sein Lohn war: — Verketzerung — Ladung nach Rom, — Kerker. Lamennais kam um vier hundert Jahre zu spät, um gleich Savanorola auf dem Scheiterhaufen zu sterben; er kam um hundert Jahre zu früh, den Sieg seiner Lehre zu feiern. Aber der künftige Triumpf bleibt ihr doch vorbehalten, trotz allen Blitzen, die dem Vatikan entfahren. —

DCLXXXXVIII. Die Kirche zu Sachseln im Melchthale.

Im Schweizerkanton Unterwalden windet sich, ausgehend von einem kleinen See am Fuß des öden, hohen Jochbergs, eine Schlucht in südwestlicher Richtung dem Sarner-See zu, welche sich, anfangs eng und wild, in der Gegend von Sachseln zum lachenden Thal erweitert, durchrauscht von einem forellenreichen Wildbach. Es ist das Melchthal, welches der Schweiz zwei Männer gab, die das Schweizer Volk als Schildträger seiner Freiheit feiert: Arnold Anderhalden, der Drei im Rütli einer, und Nikolaus von der Flühe, der Mann Gottes, welcher am Volkstage in Stanz durch die Einigung der zwiespaltigen Eidgenossen die Volksfreiheit gerettet hat, die jener Arnold aufrichten half. Dort in der Kirche von Sachseln liegt der Heilige begraben, der ein Leben in Frömmigkeit geführt hat, von welchem das Pfaffenthum nichts weiß und nichts lehrt.

Und wie Nikolaus von der Flühe und Arnold Anderhalden, so leben noch Tausende in diesen stillen, abgelegenen Alpthälern, zu denen der verpestete Hauch der vornehmen Welt, der die Menschen verschlechtert, noch nicht hinaufgedrungen ist; — Tausende, die den Verhöhnern des ewigen Rechts, wenn ihrer Freiheit Gefahr drohte, auch heute noch eben so fest entgegentreten würden, als jener Arnold, und die noch so denken und fühlen, als jener Nikolaus. Die einfachen Hirten des Melchthales, die auf den Absätzen und Vorsprüngen ihrer Felsen mit ihren kleinen Heerden die dürftigen Rasenplätze abweiden, welche oft nur der kletternden Ziege zugänglich sind, — diese kräftigen, starken, furchtlosen Zöglinge der Natur, sind ein anderer Schlag als die Städter, welchen im Staub der Schule, in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KIRCHE zu SACHSELN

Schweiz

der Kunst, zu reden, er würde doch dem Untergange geweiht seyn! — Das hat die letzte Zierde dieses Gotteshauses erfahren — jener Apostel, der das Evangelium der Armen predigte mit einer Salbung und Hoheit, als vor ihm, seit Bossuet die Kanzel in St. Etienne verlassen, Keiner gethan hat: — Abbé Lamennais — als Denker ein Herkules, fest, stark, groß, unerschrocken wie Luther — der gegen die Laster, Verbrechen und Eitelkeiten des Jahrhunderts mit dem zweischneidigen Schwert seiner Redekraft eiferte und es wagte, die heilige Wahrheit der Christuslehre von dem Schutt, mit welchem Irrthum und Lüge sie bedeckt hatten, zu reinigen. Sein Lohn war: — Verketzerung — Ladung nach Rom, — Kerker. Lamennais kam um vier hundert Jahre zu spät, um gleich Savanorola auf dem Scheiterhaufen zu sterben; er kam um hundert Jahre zu früh, den Sieg seiner Lehre zu feiern. Aber der künftige Triumpf bleibt ihr doch vorbehalten, trotz allen Blitzen, die dem Vatikan entfahren. —

DCLXXXXVIII. Die Kirche zu Sachseln im Melchthale.

Im Schweizerkanton Unterwalden windet sich, ausgehend von einem kleinen See am Fuß des öden, hohen Jochbergs, eine Schlucht in südwestlicher Richtung dem Sarner-See zu, welche sich, anfangs eng und wild, in der Gegend von Sachseln zum lachenden Thal erweitert, durchrauscht von einem forellenreichen Wildbach. Es ist das Melchthal, welches der Schweiz zwei Männer gab, die das Schweizer Volk als Schildträger seiner Freiheit feiert: Arnold Anderhalden, der Drei im Rütli einer, und Nikolaus von der Flühe, der Mann Gottes, welcher am Volkstage in Stanz durch die Einigung der zwiespaltigen Eidgenossen die Volksfreiheit gerettet hat, die jener Arnold aufrichten half. Dort in der Kirche von Sachseln liegt der Heilige begraben, der ein Leben in Frömmigkeit geführt hat, von welchem das Pfaffenthum nichts weiß und nichts lehrt.

Und wie Nikolaus von der Flühe und Arnold Anderhalden, so leben noch Tausende in diesen stillen, abgelegenen Alpthälern, zu denen der verpestete Hauch der vornehmen Welt, der die Menschen verschlechtert, noch nicht hinaufgedrungen ist; — Tausende, die den Verhöhnern des ewigen Rechts, wenn ihrer Freiheit Gefahr drohte, auch heute noch eben so fest entgegentreten würden, als jener Arnold, und die noch so denken und fühlen, als jener Nikolaus. Die einfachen Hirten des Melchthales, die auf den Absätzen und Vorsprüngen ihrer Felsen mit ihren kleinen Heerden die dürftigen Rasenplätze abweiden, welche oft nur der kletternden Ziege zugänglich sind, — diese kräftigen, starken, furchtlosen Zöglinge der Natur, sind ein anderer Schlag als die Städter, welchen im Staub der Schule, in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gewühl der Börsen und Märkte, im Joch der Mode und der Regeln der Gesellschaft, unter den Sklavenschwärmen, die den Pforten der Kasernen und Paläste entströmen, — das Herz vertrocknet und der Stolz und der Muth des Mannes entschwunden ist! Was diesen als Lebensziele gelten — Reichthum, Ehren, Rang, Herrschaft, Gewalt — ist in den Augen jener Söhne der Berge ein Nebel, der vor dem Strahl der Morgensonne flieht. Gott selbst erscheint ihnen in der Stille des Gebirgs ein anderer Gott, denn der Gott, vor dessen Prachtaltären die Menschen in der Tiefe die Knie beugen, und erst dort, beim Heerdengeläute, bei dem Brausen der Wasserfälle, lernt man Rousseau's Schmerz verstehen über die Selbstqual der Völker durch ihre Sittenverderbniß und über die Abtrünnigkeit des Geschlechts von der Natur.

DCLXXXXIX. Auf dem Todtenacker zu Mannheim.

„Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen".

Ein Friedhof. —

Wie ist doch so ein Stückchen Erde, wo des „alten Wühlers" Maulwurfshügel blühen und die Thränen der Liebe wie Thautropfen an den Grashalmen hängen, ein so reiches Feld für die Betrachtung! Jeder Friedhof ist ein Vorhimmel, jedes Grab ist ein Altar, und Gott selbst erscheint dem geistigen Auge an keinem Orte lieber. Rauscht auch in jedem Baumwipfel die Aeolusharfe der Wehmuth und tönen in jeder Glockenblume Trauer und Schmerz; so schwingt sich doch auch von den Gräbern der Gedanke am leichtesten zum Himmel auf und folgt dem Lichtheere seiner Welten. —

Leider! gibt es für Viele nichts Niederdrückenderes und Beängstigenderes als einen Todtenacker, obschon nichts Beruhigenderes und Erhebenderes auf Erden ist, sobald nur das Nachdenken sich der äußern Erscheinung bemächtigt hat. Das Bild des Todes, welches an die Vergänglichkeit alles Irdischen und des eignen Daseyns mahnt, verliert seinen Stachel, sobald der Mensch inne wird, daß der Tod nur eine nothwendige Folge derselben Gesetze ist, welche das Weltgebäude zusammenhalten und ihm ewige Bewegung, ewiges Leben verleihen. Er weiß, daß jedes Sterben die Geburtswehe eines neuen Lebens ist, und daß nach unveränderlichen Gesetzen jedes Daseyn nur einen Uebergang bildet zu einem andern höhern Daseyn, gleichviel, ob das Ueberschreiten selbst mit der Schnelligkeit des Augenblicks geschieht, oder große Zeiträume braucht. Ohne das Zertrümmern und Wegräumen eines alten Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Gräber der Gefallenen auf dem Kirchhof zu Mahlheim.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bäudes kann ein neues an dessen Stelle nicht erstehen; ohne Tod und Auflösung gäbe es keine Stoffe zu neuen Wesen; Welten selbst müssen vergehen, damit Welten werden. Allmächtig und ewig ist das Princip der Zerstörung und gegenwärtig in Allem, was Gott geschaffen hat; aber eben so allmächtig und ewig und allgegenwärtig ist das der Erhaltung. Kein Sonnenstäubchen im ganzen Universum gibt es, das ausgestoßen werden könnte aus dem Kreislauf des Lebens und, abgenutzt, entkräftet und verbraucht, bei Seite bliebe. Wenn nebelartige Massen im Weltraume sich zu Sonnen bilden, wenn Sterne aufhören zu seyn, oder wenn sie für unser Auge unsichtbar werden, oder ihre leuchtenden Kräfte verlieren, immer deutet es nur eine Veränderung zu neuer Gestaltung an. — Selbst Länge und Kürze der Zeiten verlieren ihren eigenthümlichen Werth, gehalten gegen die Ewigkeit. Wo ist der Maßstab? Zeit ist ein phantastisches Gedankenspiel, unserm irdischen Eintagsleben entnommen und auf Beobachtung gewisser Erscheinungen begründet, die wir zu fassen vermögen. In der geschaffenen Welt, in der Natur gibt es nur Entwickelung. Wenn die Sonne sich in Finsterniß taucht, oder im Ocean verschwindet, so verschwindet sie nur für uns; das Abendroth, mit dem sie für uns niedergeht, ruft in einer andern Hemisphäre, als Morgenroth, Leben, Bewegung, Freude hervor. — Wenn die Natur den festesten Eckstein allmählig in seine Elemente zersetzt und in seine Grundstoffe auflöst, so will sie nur diesen Stoffen das Recht der Entwickelung vindiciren, auch dafür sorgen, daß sie die Stufenleiter der Verwandlung zu höheren Organismen beschreiten.

Wir staunen über die Schnelligkeit der Zeit, und je älter wir werden, je schneller entfliehen uns Tage und Jahre und je mehr bekümmert uns die Kürze und Eiligkeit des Daseyns. Wir Thoren! Eine Stunde nennen wir lang, wenn sie uns keinen Genuß bietet, oder keine Arbeit sie würzt, oder Erwartung uns spannt; ist aber ein Jahr vorüber, oder ein Jahrzehnt, so klagen wir über die reißende Schnelligkeit seines Verschwindens. Wie können uns doch, nachdem uns die Jahrzehnte des eignen Erdenlebens so kurz geschienen, die Jahrhunderte und Jahrtausende so unendlich lange Zeiträume dünken und unser Erstaunen erwecken? „Unter allen Zeugnissen von der Macht oder der Eitelkeit des Menschen", sagt Humphrey Davy, „sie mögen errichtet seyn, um seinen Namen ewig zu machen, oder sein Gebein zu verbergen, kennen wir kein einziges, dessen Dauer mit dem Maßstab von Hunderten von Generationen gemessen werden dürfte. Ist ein zweihundertjähriger Dorfkirchhof etwas Seltenes? Die Dauer dieses zweihundertjährigen Dorfkirchhofs aber zehnfach genommen, führt schon in das römische Weltreich zurück, und das Geburtsjahr unserer Urgroßväter hundertmal in die Vergangenheit gelegt, gibt einen Datum, der um tausende von Jahren älter ist als die Geschichte des Menschengeschlechts". So sehr schwindet bei dem Vergleich die Länge der Zeit zusammen. Das Kolosseum in Rom, unter den Monumenten auf dem Erdkreise eines der größten, wurde von den Beherrschern der Welt erst vor 17 Jahrhunderten errichtet; heute sehen wir es als Ruine, nach 5 oder 10 Jahrhunderten wird es Staub seyn. Es wird eine Zeit kommen, wo auch Sankt Peters Dom, der Christenheit größtes Gotteshaus, seyn wird wie das Kolosseum, und wieder eine Zeit, wo der Staub vom Grabmal des Apostels

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich mit dem des goldnen Hauses des Nero mengt. Alles Menschenwerk und alle menschlichen Einrichtungen, selbst die herrlichsten und edelsten: die Lehrgebäude der Philosophen, die Verfassungen der Staaten, die Religionen selber — sind als Formen geistigen Schaffens dem allgemeinen Gesetz des Wechsels unterworfen: sie entstehen, blühen eine Zeit lang, sinken und vergehen. Aber weder die geistige noch die physische Natur läßt die Stoffe verderben; sie ist vielmehr unausgesetzt bemüht, um die an die Formen gefesselten Stoffe wieder zu befreien, wieder in den Strom des Lebens und zur weiteren Entwickelung zu bringen. Wollen wir immer, wie Kinder, in Hyperbeln reden? Wollen wir noch von der Beständigkeit menschlicher Einrichtungen faseln, oder der ewigen Dauer der Bauwerke in Theben, Memphis und Ellora? Wenn ihre Trümmer einige Jahrtausende länger widerstehen durch die gewaltige Masse, als die von Babylon, Ninive, Persepolis und Troja, deren Staub längst versammelt ist zum Sand der Wüste, so werden sie doch so sicher vergehen, als Tyrus und Karthago vergangen sind, deren Daseyn nur noch im gefärbten Sande des Strandes, in den bunten Geschieben, die von den Prachtgebäuden aus Marmor, Porphyr und Serpentin herrühren, die letzten schwachen Spuren zurückließ. Und doch pulsirt in der Jetztwelt keine gewaltigere Lebenskraft als in diesen Städten pulsirt hat, die zweimal gestorben sind und zweimal gelebt haben. Nicht London, nicht Paris, nicht New-York sind ihnen zu vergleichen.

Was der Erde entnommen ist, nimmt die Erde zurück: was der Mensch der Natur entzog, um es für seiner Hände Werk dauernd zu verwenden, ist die Natur beständig bestrebt, durch tausend Mittel und Kräfte im Wege der Zerstörung sich wieder anzueignen, und alle menschliche Kunst und Wissenschaft reicht nur hin, den Zeitpunkt der Veränderung etwas weiter hinauszurücken und den Auflösungsprozeß zu verlängern. Ist es ein beengender und niederbeugender Gedanke, alle die herrlichen Monumente der Kunst, die unser Stolz sind, unsere Bewunderung erregen und uns so hohe Freuden und Genüsse gewähren, nach kürzerer oder längerer Dauer dem Untergang geweiht zu wissen, so erhebt es im Gegentheil um so mehr, sich der Fähigkeit bewußt zu seyn, Unvergängliches zu schaffen im Reiche des Geistes und sich ein Wirken zu bereiten, das durch die Ewigkeit geht. Was ist flüchtiger, als ein Gedanke? was ist vergänglicher, als ein Hauch, ein Laut? Und doch werden die Gesänge Davids, die Lieder, in denen Israels Volk an „Wasserflüssen Babylons“ sein Weh seinem Jehova klagte, noch heute und so lange Menschen auf Erden wohnen, Trost und Freudigkeit in die Herzen gießen und zu hohen Thaten begeistern. Ihr Wirken dauert ungeschwächt fort, während Babel in Schutt begraben liegt und auf Zion längst ein anderer Glaube und ein anderes Volk seinen Tempel gebaut hat. Wo sind sie, die Mausoleen der Besieger Troja's? Was ist aus ihren Heldengeschlechtern geworden und was aus ihren Reichen? Aber das Heldengedicht Homer's lebt in jugendlicher Kraft und Schönheit für alle Zeiten fort. Wenn die Ziege weiden wird auf den Schutthügeln Londons; wenn in den Hallen des Berliner Königschlosses das Käutzchen die Stunden der Nacht abrufen wird; wenn die Siegesbilder auf der Vendômesäule ausgebrochen in den Museen zu schauen seyn werden; wenn die Archäologen über die einstige Lage des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vatikans Streitschriften wechseln: dann werden Shakspeare's und Schiller's, Byron's und Göthe's Werke noch jedes Bücherbret zieren, werden die Gesänge Tasso's, Dante's und Beranger's, die Töne Haydn's, Beethoven's und Mozart's noch alle Herzen erwärmen, und um die Büsten Newton's, Kepler's, Copernikus', Herschel's, Franklin's, Davy's und Faraday's, Humboldt's, Ritter's, Berzelius' und Liebig's, Arago's und Lavoisier's, um die Standbilder von Washington, Luther und Huß und so viel hundert anderer Heroen im Reiche des Gedankens und der Wissenschaft wird eine verehrende dankbare Nachwelt noch frische Kränze legen.

Möge der Staub der Weisen und Guten, der Blutzeugen Gottes und der ewigen Wahrheit, der Märtyrer der Freiheit und der unveräußerlichen Menschenrechte, — verwehen; mögen die Opfer für ihres Vaterlandes Größe und ihres Volkes Ehre unter dem Gezänk der Parteien in der Erde kühlen Schooß sinken: die Enkel feiern sie in unsterblichen Gesängen, und in ihren zur Nacheiferung mahnenden und erweckenden Thaten leben sie für ihre heiligen Zwecke beständig fort. Wie manches Grab erinnert an das Wort des Propheten: „Dem Verworfenen wird mehr Ehre werden, denn dem Könige, dessen Schwert die Menschen mäht, wie die Sichel das grüne Gras."

So wollen wir uns denn nicht kümmern um die Vergänglichkeit des Kleids, das unsern ewigen Geist umhüllt! — So wenig wie wir unserm eigenen Körper eine unbegrenzte Dauer wünschen können (hätten wir auch das Erdenleben noch so lieb!), so wenig würde eine solche den Werken von Menschenhand zu wünschen seyn im Interesse der allgemeinen Entwickelung und des Fortschritts des Geschlechts zu höherer Vollkommenheit. Der Verfall der Kunstwerke und Monumente, die Vergänglichkeit aller, auch der weisesten Einrichtungen, bewahrt uns davor, bei den alten Ideen stehen zu bleiben. Was von den kostbarsten und höchsten Werken der Kunst aus der Verlassenschaft des Alterthums herüber gerettet ist in die Gegenwart, ist für den Zweck geistiger Anregung genügend; wir erfrischen unsern Geist und bilden unsern Kunstsinn an diesen Meisterstücken, ohne daß sie uns Raum und Veranlassung entziehen, Neues zu erfinden und Anderes, Zeitgemäßeres zu schaffen. Auch das Allerherrlichste ist ohne Ausnahme mit dem Stempel seiner Zeit bezeichnet; und offenbar hat sich gar manches bewunderte Denkmal schon zu lange erhalten für den Fortschritt, und wir müssen bei aller Verehrung dennoch bekennen: es hat sich längst überlebt.

Darum noch Einmal: jede Betrachtung über die eherne Gewalt und Macht der ewigen Gesetze der Zerstörung und Erhaltung im Reiche Gottes führt zur Zufriedenheit, und was in seinen äußern Erscheinungen dem Gedankenlosen zuweilen so trostlos vorkommt, wird, näher besehen, allemal zur Quelle des Trostes und der Erhebung. Wir Menschen, ebenbürtige Bürger dieser Schöpfung, und ewig wie sie selber, können der Natur nur gebieten, indem wir ihren Gesetzen gehorchen. Dies gilt nicht bloß von der Materie; auch unser geistiges Schaffen, Wirken, Denken und Streben ist diesen Gesetzen unterthan. Der Staatsmann, der politische Institutionen aufrichtet, welche dem Rückschritt statt dem Fortschritt huldigen; der Denker, der philosophische Lehrgebäude auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stellt, die das Geschlecht den Krebsgang führen; der Priester, der die religiösen Wahrheiten in Formen zu hüllen strebt, welche der fortgeschrittenen Intelligenz der Völker Hohn sprechen; der Schwärmer, der für Systeme eifert und Propaganda macht, welche auf unnatürlichen oder gebrechlichen Fundamenten ruhen; der Reformator von Staat und Gesellschaft, der politische und sociale Einrichtungen in geistige Klimate verpflanzen will, wo sie nicht gedeihen können, — alle diese müssen ihre von Ueberschätzung, Unvernunft, oder Irrthum begleiteten geistigen Bestrebungen unfruchtbar verkümmern und welken sehen. Diejenigen Unternehmungen im geistigen Gebiete aber, welche aus unreinen Leidenschaften hervorgehen, werden jedesmal unfehlbar gestürzt, ehe sie an's Ziel gelangen; denn nichts bleibt erhalten und hat Antheil am Erbe der Ewigkeit, denn diejenigen Werke des Menschengeistes, die mit der göttlichen Natur desselben rein und vollkommen harmoniren.

„Auch der Umsturz der Reiche" — bemerkt Volney — „wird nur durch den Zwiespalt der Pflichten und des Willens der Gewalthaber verschuldet. Wenn sie das Gesetz der Natur befolgen, wenn sie die Macht und das Wohlseyn der Staaten nicht auf Unwissenheit und Leidenschaften bauen, sondern auf Bildung und Freiheit gründen, so ist ihr Bestehen in Harmonie mit den Gesetzen Gottes und sie haben nichts zu fürchten". — Dies ist der einzige sichere Weg. Auch Verfassungen und Bekenntnisse sind Formen, welche so wenig Anspruch auf Unveränderlichkeit haben, als Parlamentshäuser und Kirchthürme. Aber dahin könnten und sollten wir es bringen, daß, wenn das Alte untauglich und unpassend wird für die Bedürfnisse einer in Erkenntniß fortgeschrittenen Gesellschaft, dasselbe beseitigt werde ohne Revolution und Verwüstung, — und eine Bildungsstufe über die andere sich friedlich erhebe.

Es käme nur darauf an, daß man die Merkmale des Fortschritts, die neue Zeit mit den neuen Bedürfnissen, zeitig erkennte, und daß man den redlichen Willen hätte, ihnen gebührend Rechnung zu tragen. Einst predigte Schleiermacher: — „Wenn lang genährte Vorurtheile vor dem Lichte der Vernunft verschwinden: — so werden die Blinden sehend. Wenn gelähmte Volkskräfte sich neu beleben: — so werden die Lahmen gehend. Wenn das sittliche Verderben tief und reuig empfunden wird: — so werden die Aussätzigen rein. Wenn tausendmal verkündigte, aber immer überhörte Wahrheiten und Mahnungen endlich Eingang finden: — so werden die Tauben hörend. Wenn das Veraltete, Abgestorbene, Unbrauchbargewordene einem neuen frischen Leben Platz macht: — so stehen die Todten auf. Wenn die ewigen Menschenrechte an jedem Menschen, auch an dem Aermsten, erkannt und geehrt werden, und so eine Kraft von Unten nach Oben die Völker begeisternd durchdringt: — so wird den Armen das Evangelium gepredigt". —

Doch die Blinden sehen nicht, die Lahmen gehen nicht, die Aussätzigen werden nicht rein, die Tauben hören nicht, dem Armen wird das Evangelium nicht gepredigt. Eins aber ist gewiß: — unsere Todten werden auferstehen! —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die LUTHERSTUBE
auf der Wartburg.

DCC. Die Lutherzelle auf der Wartburg.

Die Wartburg, wie ich sie als Knabe und Jüngling so vielmal besucht habe und wie ich sie vor 15 Jahren im Universum beschrieb, ist nicht mehr dieselbe. Damals trug sie noch das alte, abgetragene Kleid, auf welches die Jahrhunderte so viele Flicken und Lappen gesetzt hatten, daß sie einer Bettelherberge ähnlicher sah, als einer Fürstenburg, von deren Glanz und Herrlichkeit die thüringer Chroniken und Sagen so Vieles zu erzählen wissen. Die zierlichen Erker waren abgefallen, die Söller und Säulengänge waren entfernt oder vermauert, und auf dem gewaltigen Mauerwerk ehemaliger Warten und Thürme hatte sich im Lauf der Zeit ein Konglomerat von schlechten Bauten aus Fachwerk angesiedelt, das bald einem Verwalter oder Kastellan zur Wohnung, bald einer Invalidenbesatzung zur Kaserne, bald Gefangenen zu Zellen, bald als Speicher, Vorrathshaus, Kneipe oder zu sonstigen ökonomischen Zwecken, wie sie Bedürfniß und Gelegenheit schufen, gedient hatte. Nur wenige Räume, an welche sich ein hervorragendes geschichtliches oder volksthümliches Interesse knüpfte, waren nothdürftig im ursprünglichen Zustande erhalten worden. Das Uebrige der alten Wartburg war dem Zahne der Zeit mit sorglosem Vertrauen auf die Unverwüstlichkeit der Grundmauern überlassen, die mit dem Fels zusammengewachsen scheinen, auf dem sie ruhen.

Das ist nun seit einigen Jahren anders geworden. Dem jetzigen Großherzog von Weimar war es schon als Erbprinz ein Lieblingsgedanke, die Wartburg in der Weise herzustellen, wie sie zu Zeiten der heiligen Elisabeth der Stolz Thüringens gewesen war. Den ersten Anstoß zur Restauration gab ein Auftrag des Fürsten an einen Maler, den berühmten Wettkampf der Minnesänger am landgräflichen Hoflager darzustellen. Dies führte zu einer künstlerischen Besichtigung und Erforschung der Räumlichkeiten der Burg, damit das Bild auch vom Oert-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen des Schauplatzes eine treue Darstellung gebe. Daß der Maler Reste der alten Pracht theils vermauert, theils in unbeachteten Winkeln auffand, war zwar keine neue Entdeckung; denn ich erinnere mich, auf meinen häufigen Wartburgwanderungen in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts bei den damaligen Ausbesserungen des Schlosses zierliches Simswerk, Säulchen und Fragmente von Skulpturen im Schutte gesehen zu haben und daß wir Buben einmal einen Haufen alter Bildwerke und Ornamente in einem Winkel ergatterten, von dem wir, was uns eben gefiel, abschlugen und als Wartburgangedenken mit nach Hause nahmen. — Jener Maler berichtete dem Fürsten über die Möglichkeit, manches Schöne am alten Bau wieder herzustellen und in Folge Dessen wurde vom Prinzen eine Kommission hergesendet, die Restaurationsentwürfe einer nähern Prüfung zu unterziehen. Zunächst empfahlen die Architekten eine Halle im byzantinischen Styl, mit verzierten Rundbogenfenstern, von schmucken Säulchen getragen, durch Entfernung des Mauerwerks, das letztere verhüllte, und der kleinen Fenster, die der Vandalismus späterer Zeiten an die Stelle der Arkaden angebracht hatte, herzustellen. Während dieser Arbeit fand man noch andere Säulenreste, Austritte zu Altanen, Ornamente von guter und zarter Arbeit, Vieles dem Besten am Rhein und in Italien zu vergleichen. Manches war nur durch Backsteinverkleidung oder Tünche verhüllt, oder dem Auge entzogen worden. Der Fürst, durch die Berichte über diese Funde erregt, kam selbst mehrmals zum alten Fürstensitz, ordnete an, befeuerte den Eifer zur weitern Prüfung, und auf der Basis der gewonnenen Resultate wurde endlich der Plan zu einer Restauration gelegt, die des Gegenstandes ganz würdig sey. Die Aufgabe war eine höhere als die bloße Herstellung eines alten Raubritternests, wie sie jetzt von Fürsten und Junkern als Mode-Spielerei, oder um ihre Sympathie mit den Zeiten des Faustrechts offenkundig zu machen, häufig vorgenommen wird. Es galt, ein Bauwerk in seiner ursprünglichen Form herzustellen, an das, als Monument der Kulturgeschichte, sich das Interesse und die Verehrung aller Zeiten knüpft, — die Burg, wo deutsches Fürstenthum in edlen Vorbildern glänzte, wo deutsche Poesie und Gesittung ihre frühesten Feste und Triumphe feierte, das Haus, wo der große Apostel des gereinigten Glaubens die rettende Freistätte fand, den Ort, von dem aus Luther das Buch der Bücher, die Urkunde des Christenthums, gesäubert von Fälschungen und Irrdeutungen, dem deutschen Volke in seiner Sprache hingegeben und Allen verständlich und zugänglich gemacht hat. Die Wartburg ist rechteigentlich der Freiheit und Gesittung „feste Burg" und deshalb knüpft sich an sie die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt. Gefeiert in Balladen und Gedichten lebt sie fort im Gedächtniß der Jahrtausende, wie die Säulenhäuser auf der Acropolis Athens, wie die Monumente auf dem kapitolinischen Hügel, wie des Jordans heilige Stätten. Ihre ursprüngliche Form zu bewahren und der Nachwelt zu erhalten ist, folglich ein patriotischer und auch humaner Gedanke, und er verdient den Dank Aller, die am Schönen und Guten ein menschliches Interesse haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Großherzog hat die Restauration der Burg einem geschickten Architekten anvertraut, der, für seine Aufgabe begeistert, sie gleichsam zu seinem Lebenszweck macht. Es ist viel geschehen diese Jahre her, aber noch viel mehr ist zu thun übrig. Herstellung des Alten ganz so, wie es war, ist die Aufgabe, und eine gewissenhafte Lösung derselben kann keine Eile vertragen. —

Wenn die Dichter Recht hatten, die Wartburg einen Tempel des deutschen Volks zu nennen — so ist die Luther-Zelle ihr Sanktuarium. Sie ist in einem abgelegenen Theile der Gebäude versteckt. Der Kastellan führt uns durch ein enges, tiefes Eingangsportal zu einem schmalen Treppenhaus, dessen hölzernes, verziertes Balkenwerk ein hohes Alter verräth. Eine massive Thür von Eichenholz, mit großen, schweren Bändern, die sich über die Thürfläche verzweigen, stößt auf einen kleinen Vorplatz. Der Führer ergreift aus seinem Bündel einen der schwersten Schlüssel; knarrend bewegen sich die Schließhaken, die Thüre wird geöffnet, und wir stehen auf der nämlichen Schwelle, die der Mann Gottes ein ganzes Jahr lang täglich überschritten hat. Hier wohnte Luther im Jahre 1521 unter dem Namen Ritter Görg, — ein freiwilliger Gefangener. In dieser Zelle fertigte er das Riesenwerk seiner Gelehrsamkeit und seines Fleißes, die Bibelübersetzung, und während er verschollen schien, während die Hierarchie dem Volke die Lüge aufheftete, der Teufel habe den Ketzer lebendig zur Hölle geholt: — da schmiedete Luther in seiner Wartburgklause ruhig die Waffe, mit der er Rom besiegte.

Die Lutherzelle ist noch ganz so, als zur Zeit, da sie Luther bewohnte. Es ist eine mäßig große Stube mit 2 breiten, fast viereckigen Fenstern, deren kleine, in Blei gefaßte runde Scheibchen durch das Alter meist erblindeten. Die inneren Wände sind von der Decke bis zum Boden mit dicken Bohlen beschlagen, und der kindische, oder eitle Sinn vieler der Besucher hat auf denselben seit drei Jahrhunderten unbekannte Namen in Menge eingeschnitten. An der Wand, zur Seite der Thür, ragt ein Kachelofen, wie dergleichen noch da und dort in Thüringen auf dem Walde anzutreffen sind, dessen Feuerraum groß und weit genug ist, um einen mäßigen Baumstamm ungespalten aufzunehmen. — An der Wand, neben dem Ofen, ist der bekannte Tintenklecks zu schauen, der unsern Luther schärfer und treuer zeichnet, als tausend Federn, welche sein Leben schilderten. Die Legende von dem Klecks hat, wie alle Legenden, ihre Varianten; die anmuthigste ist wohl folgende: „Als Luther einst bei trübem Lampenschein noch spät nach Mitternacht über die richtige Deutung einer schwierigen Bibelstelle nachsann, — da erschien plötzlich Satanas, Doktorhut und Schwanz zierlich neben einander im Arme tragend, vor seinem Schreibtisch. Er sprach: „„Doktor Martin: — was sinnst du und zerbrichst dir den Kopf? — mir ist das ein Leichtes; schreib', ich will dir's diktiren"". Doktor Martin sah auf, räusperte sich, als ob er was sagen wollte; aber ehe sich's jener versah, faßte er das schwere Tintenfaß und schmiß es dem Versucher an den Kopf. Der Teufel verschwand mit großem Gestank, und er ist nie wieder gekommen". — Luther gebrauchte die rechte Waffe. Tinte und Druckerschwärze

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

können der Teufel und seine Vetterschaft auch jetzt noch so wenig vertragen, als in Luthers Tagen; und auch wir würden uns ihrer gewiß erwehren können, wenn wir stets volle Freiheit hätten, ihnen das Tintenfaß an den Kopf zu werfen. —

Der Klecks ist über eine Hand groß. Er ist seit vierthalbhundert Jahren bei dem öfteren Ausweißen der Ofenwand stets sorgfältig umfahren worden, und daher erscheint er um so viel tiefer, als die verschiedenen Lagen der Tünche betragen. Das Luther-Meublement, was davon noch übrig, besteht aus einem massiven Tisch von Lindenholz, dessen äußere Kanten seit langer Zeit mit starken Eisenschienen beschlagen sind, um ihn vor weiteren Spoliationen zu schützen. Der Volksglaube machte einen Span von Doktor Luthers Arbeitstisch zu einem unfehlbaren Mittel gegen Zahnweh, und am Ende wäre er, der schon um ein Drittel kleiner geworden ist, gar verschwunden, hätte man dem Wunder nicht noch rechtzeitig eiserne Riegel vorgeschoben. In der Ecke neben dem Tisch steht eine Truhe, stark mit Eisenbändern beschlagen, und mit Abtheilungen für Luthers Wäsche und Kleidern versehen; gegenüber der Thür aber fällt ein plumper, mit schwerem Beschlag versehener Schrank von Tannenholz in's Auge, Luthers Bücherschrank. — Statt des Armsessels, der, sammt der hölzernen Bettstelle Luthers, schon vor zwei Jahrhunderten unter den Messern der Besucher zu Trümmern gegangen ist, wird jetzt das Wirbelstück eines Wallfischgerippes vorgezeigt; der Sage nach hat es Luthern zum Fußschemel gedient. Ueber dem Tisch an der Wand hängt Luthers Bildniß mit den Portraits seiner Eltern, alle drei mit Kranachs, des Malers, Zeichen, aber sicherlich nicht von seiner, des Meisters, Hand; wahrscheinlich sind's alte Copieen ächter Bilder. — In der letzten Zeit seines Wartburg-Aufenthalts war das Geheimniß seiner Person den Bewohnern des Schlosses verrathen und Luther hielt zuweilen in der Burgkapelle statt des Schloßkaplans die Sonntag- oder Festpredigt. — Als der Tisch durch die eisernen Spangen vor den Messern der Besucher geschützt worden war, übertrug sich der Glaube an die Heilkraft der Späne von Luthers Tisch auf die Kanzel — und auch sie ist guten Theils spanweise durch die Welt gewandert.

Ich habe die Wartburg nur ein einziges Mal als Mann wieder besucht. Wie war doch damals der Eindruck ein ganz anderer, als der, welcher sich in den Erinnerungen aus den Jünglingsjahren wiederspiegelt! — Wie heilig, hehr und verklärt strahlte mich das Reformationswerk am Jubelfeste 1817 an, wie stand es so unverwüstlich vor meinen Augen, da noch die großen Führer des Protestantismus, ein Löffler, Bretschneider, Ammon, Schuderoff, Röhr, in Luthers Geist die Vernunft mit dem Glauben versöhnten und ein jeder derselben stolz war auf den Ursprung unserer Kirche — die Revolution des Gedankens gegen das Dogma, — den ihre heutigen Koryphäen muttermörderisch verleugnen. O laß sie doch, großer Luther! sich wärmen an der Flamme Deiner Empörung, die armen Schächer, die Deine Heerde nicht mehr wie Hirten, sondern wie Wölfe hüten! Wann that dem Protestantismus mehr noth die Wärme des Lebens? Wann war ihm die todte, starre Form entbehrlicher und schädlicher, als in unsern Tagen? Reden die Zeiten nicht mit feurigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zungen? Kann nicht ein Tag kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo uns protestantischem Volk die Wahl gelassen wird, Luthers Lehre abzuschwören — oder zu erwarten, daß sich erneuere das Schicksal der Waldenser? — Dann werden die Protestanten auf die Wartburg ziehen und gen Wittenberg, und pilgern zu Luthers Zelle und knieen an Luthers Grabe, und ihre Thränen werden Luthers Asche wegschwemmen und fluchen werden sie den Hohenpriestern, welche ihre Kirche zur Bettlerin werden ließen. Daß das Lutherthum das erfahren sollte, — daß die zur Hut Berufenen selbst den Gegnern die Waffen schmieden — und seine Kirche zum Spott machen würden ihrer Feinde: — solch ein Loos ist den großen Werken großer Menschen manchmal beschieden. Wehe aber über Diejenigen, welche es verschulden, daß das Heilige, der Ewigkeit würdig, zum Vergänglichen werde — und dreifach Wehe! den Schuldigen, stehen sie als Priester an den Altären.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCCI. Wilhelmsthal bei Eisenach.

Die Gegend zwischen Eisenach und Bad-Liebenstein ist „der Thüringer Park": — und ein Park ist's, wie ihn nur die Hand des Allmächtigen schaffen, — wie ihn kein König, kein Millionär, keine Kunst herstellen konnte. Menschen haben dabei nichts zu thun gehabt, als ihn zugänglich zu machen, Wege zu bauen, Pfade zu ziehen, Durchsichten zu hauen und einzelne Partien mit den Zierden der Kultur zu schmücken. Zwei Punkte sind es vorzugsweise, die, bezüglich einer Fülle anmuthiger und romantischer Scenerie, mit einander um den Vorrang streiten: — Wilhelmsthal, ein Lustschloß des Weimarischen Hofs, und Bad-Liebenstein mit Schloß Altenstein, die Residenz der Meininger Herzogsfamilie in der schönen Jahreszeit.

Von Eisenach ist Wilhelmsthal zwei Stunden entfernt. Die Chaussee dahin führt durch das romantische Marienthal, hinan zur „hohen Sonne", einem Jagdhause mit Kneipe, gelegen auf dem Scheitel einer felsigen Höhe mitten im wohlgepflegten Buchenforste. Die Straße ist streckenweise aus dem harten Konglomeratfels gehauen und auf mehren Punkten gönnt sie freie Blicke über Land und Wald. Von der „hohen Sonne" aus lohnt es, die Straße zu verlassen und auf dem Fußsteige nach Wilhelmsthal zu wandern, auch den kleinen Umweg über den Hirschenstein nicht zu scheuen, ein aus Waldesnacht emporsteigender Bergrücken, von dessen spärlich bewachsener Zinne der Blick weit über Berg und Thal hin, westwärts bis zur Rhön, südwärts durch das offene Werrathal bis zu den Höhenzügen Frankens reicht. Dicht unter dem Hirschenstein, tief unten im Grunde, blicken die Gebäude Wilhelmsthals aus einem Kranze von bunten Wiesen und glitzernden Seen. Die Anlage ist so anspruchslos, einfach, traulich und friedlich — „ähnlicher einer Herrenhuter Kolonie, denn einer großherzoglichen Residenz". Sie besteht aus einer Gruppe zweistöckiger Wohnungen und Oekonomiegebäuden und einem Wirthshaus. Das Schloß selbst ist ein kleines zweistöckiges Gebäude, eher ein Gartenhäuschen als ein Palast zu nennen, im italienischen Styl, dessen Säulenfronte sich dem See zukehrt. Ein Paar Blumenbeete umgeben es, breite Kiespfade führen an seine Pforte, eine Einfriedigung oder Schranke ist so wenig zu sehen, wie Garden und Polizei. Das Ganze ein Bild fürstlicher Bescheidenheit und Genügsamkeit, das jedem Fremden, der den Maßstab für die Sommerresidenz eines Monarchen den gewöhnlichen Vorstellungen entnimmt, überrascht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

WILHELMSTHAL.

Schloss und Park bei Eisenach.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Schlößchen hat sich Karl August nach Göthe's Entwurf gebaut, und es hat auch seinem Nachfolger genügt. Der zum Schloß gehörende Park bedeckt eine Quadratstunde Flächenraum. Ohne bestimmte Begrenzung schmilzt er unmerklich mit den Bergen und Thälern, Wäldern und Gründen der Umgebung zusammen.

Bequeme, guterhaltene Kiespfade durchwinden den Park in allen Richtungen, und überall, bald im Gebüsch versteckt, bald von den schönsten Baumgruppen beschattet, bald auf dem grünen Sammet eines Rasenplatzes, bald neben der Kaskade eines Forellenbachs, sind Sitze von Stein oder Holz angebracht, und kein Punkt, der einen schönen Ausblick gibt, ist ohne Ruheplatz, wäre es auch nur ein breiter, bemooster Felsblock. Manche werden als Lieblingsorte Karl August's und Göthe's (der manchmal von seinem fürstlichen Freunde auf ein Paar Wochen herbeschieden wurde) noch jetzt ausgezeichnet. Vor der einen dieser Bänke breitet sich der kleine See aus und tiefe Baumschatten färben seinen Spiegel. Die Sänger des Waldes lieben diese Stelle besonders, und mit tiefem Gefühle beschreibt der Fürst in einem Briefe an Göthe das Koncert, das ihm Grasmücke, Amsel, Drossel und Nachtigal an einem hellen Maimorgen gaben. — Auf einer andern, die von einem Hagedornbusch beschattet wird und mitten auf einer Wiese steht, saß der Fürst oft Stunden lang im Schmelze von tausend Blumen und lauschte dem Summen der Bienen und Käfer, oder sah dem Spiel der Schmetterlinge zu, die sich von Blumenkelch zu Blumenkelch jagten. — Auf einer Felskuppe, in der Tiefe des Waldes, hatte er sich mit eigner Hand ein Paar Steine zum Sitz hergerichtet. Dort sah er am liebsten die Sonne untergehen, und er hielt das Plätzchen so geheim, daß es nur wenige seiner Vertrautesten kannten. Manchmal verbrachte er da die Sommerabende bis Mitternacht, sich freuend des Himmels voll strahlender Welten, lauschend den Chorälen des Waldes, oder des fernen Wehrs, einathmend die Balsamdüfte, die über die blühenden Baumwipfel strömten. Verborgen vor der Welt konnte sich der Fürst in diesen heimlichen, genußreichen Stunden zur Ueberschau der großen Pflichten des Regenten, der allgemeinen Verhältnisse des Lebens, der Politik und der Menschheit ungestört erheben und seinen Geist von dem Kleinlichen freihalten oder befreien, das beständig so zudringlich an hochgestellten und großen Menschen sich hinaufrankt, wie die Waldrebe an der Ulme oder dem Eichbaum. In solchen Weihestunden war es auch, wo jene Freiheit und Unbefangenheit der Anschauung und des Urtheils in seine Brust einzog, und jener Hochsinn seine Stärkung fand, der diesen Fürsten ausgezeichnet hat vor allen andern seiner Zeit. „Da erhält meine Seele", schrieb er „ihre Botschaften vom Himmel, und selig, wie ein Gottverwandter, schaue ich hinein in das Meer seiner Welten und erfreue mich der Schönheit und Größe des Unbegreiflichen".

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

DCCII. Passaic-Falls bei Patterson.

(New-Jersey, Verein. Staaten von Nordamerika.)

Die Landschaftsbilder Amerika's unterscheiden sich von den europäischen durch charakteristische, fest ausgeprägte Züge. Diesen verleiht die alte Civilisation ihre eigenthümlichen Reize, die Geschichte ein besonderes Interesse; die alten Ritterburgen, deren Gemäuer Epheu und wilder Wein umkleiden; die hochstrebenden Giebel verlassener Klöster, welche von den sonnigen Gehängen in die Stromthäler herabschauen; die weißen Wallfahrtskapellchen auf den Höhen, die Städte mit ihren grauen Thürmen, Rathhäusern und ehrwürdigen Kirchen, deren Hallen sich über den Gräbern berühmter Menschen wölben, und so viele andere Oertlichkeiten, zu denen sich die Erinnerungen an wichtige Begebenheiten und interessante Persönlichkeiten gesellten, oder an die sich, der Sage nach, wunderbare Erzählungen knüpfen, staffiren eine Reise auf dem Rhein oder der Donau, in die Thüringer Wälder oder in die Gebirge Tyrols, in einer Weise, welche den Geist beständig beschäftigt.

In Amerika hingegen, namentlich in Nordamerika, haben Geschichte und Romantik keinen Theil an der Staffage der Landschaftsbilder. Der rothhäutige Urbewohner des Landes hat keine Geschichte, seine Sagen sind verschollen und seiner Hände leichte Werke sind noch früher verschwunden, als die Spuren seiner Tritte in den Wäldern. Die europäische Kolonisation aber reicht kaum auf einzelnen Punkten der Ostküste in die vierte oder fünfte Generation hinan — in die Zeit also, von der unsere Urgroßväter als von ihrer Zeit zu erzählen wußten. Die Natur allein in ihrer ursprünglichen Schönheit und Größe ist es, die das Auge fesselt und den Dichter zum Liede begeistert: die wilde Schlucht, der felsige Gebirgspaß, der schauerliche Abgrund, der tobende Wassersturz, die unabsehliche Savannah, das Grasmeer der Prairie, die Majestät der Ströme, die Unermeßlichkeit und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PASSAIC FALLS

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stille des Urwalds. Gegen den Missouri oder Mississippi sind unsere größten Ströme nur Bäche, neben den kanadischen Seeen schrumpfen Genfer- und Bodensee zu Teichen zusammen; neben dem Urwald werden unsere Wälder Büsche. — An Wasserfällen ist kein Land der Erde so reich, als das Unionsgebiet; da jedoch die Kolonisation fast nirgends zu den Thalspitzen der Ströme vorgedrungen ist, so sind verhältnißmäßig erst wenige bekannt und besucht. Als die berühmtesten Fälle gelten neben dem Niagara die des Trenton und Passaic.

Letzterer, der Gegenstand unsers lieblichen Bildes, ist das Prachtstück einer wilden Felsgegend in der Nähe der Fabrikstadt Patterson im Staate New-Jersey. Noch vor 35 Jahren war diese Landschaft eine menschenleere Einöde; der Bär hauste in den Höhlen und die Adler horsteten auf den Klippen, an deren Seite der Strom sich in die Tiefe stürzt. Jetzt führen geebnete Pfade in die ehemalige Wildniß, im Sommer hat die Spekulation Restaurationen in den Felsgrotten eingerichtet und vor einigen Jahren hat man sogar über die Zinne der Felswand eine Straße geführt und die Schlucht, durch die sich der Passaic hinabwälzt, mit einer bedeckten Brücke überbaut. Bär und Adler sind geflohen, statt dem nächtlichen Geheul wilder Thiere hört man den Gesang fröhlicher Menschen, und in den Akkorden der donnernden Wasserwogen verhallen die Töne konzertirender Musikbanden. Wie überall in Amerika hat die Civilisation auch hier der Natur nur genommen; den Fällen selbst hat sie mehr als die Hälfte ihrer früheren Wassermenge entzogen; denn durch viele Kanäle und Leitungen oberhalb des Sturzes machte sie den Strom dienstbar, und zwang ihn, die vielen Mühl- und Fabrikwerke umzutreiben, durch welche die Gegend seit einigen Jahrzehnten zu einer der volk- und gewerbreichsten geworden ist.

Die Romantik hat auch einen Anlauf genommen, — freilich in fast kindischer Weise. Sam Patsch ist der Held der Geschichte, der letzte Trapper, welcher in einer Felshöhle am Passaic lange Jahre seine Wohnung hatte. Als es keine Bären und Wölfe mehr zu jagen gab, legte er sich auf das Schießen von größeren Fischen, welchen er am Falle aufpaßte, wenn sie, von der Wucht der Fluthen erfaßt, hinabgestürzt wurden. Er war ein vortrefflicher Schwimmer und Taucher und er holte die Fische mit Behendigkeit aus dem tiefen Schlunde herauf, den sich der stürzende Strom am Fuße der Felswand ausgehöhlt hatte. Dennoch erging es ihm elend; die kümmerliche Fristung des Lebens ward ihm oft schwer genug. Da kam ihm einmal der Gedanke bei: — Ein glücklicher Sprung mit dem Strome in den Abgrund, und dies vor einigen tausend Zuschauern, — das könnte deine letzten Jahre erträglicher machen. — Der 4. Juli, der festliche Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, war nahe, und den andern Tag schon verkündeten Plakate an allen Straßenecken Pattersons das Vorhaben Sams. Tausende kamen, und Jeder zahlte willig seinen halben Schilling. Sam Patsch erschien zur festgesetzten Minute, das Sternenbanner schwingend, auf der Zinne des höchsten Felsens, die Böller donnerten und beim letzten Schusse sprang er in die Fluth und verschwand im Abgrund. „Todt!“ — „Zerschmettert!“ — „Er kommt nicht wieder!“ riefen die Tausende: — da

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kräuselte es aus der Tiefe empor, und die Stange des Banners hoch emporhaltend, tauchte Sam unter dem unbeschreiblichen Jubel des Volkes auf und schwamm wohlbehalten an's Ufer. Eine neue reichliche Sammlung lohnte das Wagniß: aber — der immer Durstige wußte nicht Haus zu halten, und ehe ein Jahr verging, war er so arm als zuvor. Er wagte den Sprung noch ein, zwei, drei Mal, bis sich das Interesse dafür verlor. Nun ging er nach Rochester, um am noch höhern und gewaltigern Trentonfall das Nämliche zu versuchen. Im Angesicht von 8000 Zuschauern stürzte er sich hinab, glücklich trugen ihn die Wogen über die ersten Felsstufen; aber nach dem letzten Sturze, 100 Fuß tief, verschwand er in der Fluth und ward nicht wieder gesehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

WEIMAR

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildb.

Eigenthum d. Verlages

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCCIII. Weimar.

Vor dem geistigen Auge ruht Weimars Größe in der Vergangenheit; dem leiblichen aber erscheint das heutige Weimar schöner als jenes, in dem die großen Menschen lebten und strebten. Die Fackeln sind ausgegangen; aber die Summe des Lichts, — brennen auch meist nur Pfennigkerzen — ist doch sehr groß, und es ist thöricht, zu sagen, daß der Ruf weimarischer Intelligenz an altbackenen Brodrinden nage. Man vergißt, daß Göthe, Schiller, Herder und Wieland, die Großschatzmeister der Kultur und Humanität, die Schätze nicht verschlossen gehalten haben, sondern sie verausgabten, und was einst bei Wenigen aufgehäuft lag, seitdem Vielen zu Theil geworden ist. Weimar hat sich in geistiger Beziehung seit seiner großen Zeit keineswegs zu seinem Nachtheil geändert. Die Stadt ist nicht nur wohlhabender, das Leben in derselben ist auch im Allgemeinen gebildeter, sittlicher, genußreicher geworden.

Daß Weimars äußere Verhältnisse, mit denen in seiner großen Vergangenheit verglichen, in der Gegenwart gewonnen haben, darüber herrscht nur eine Stimme. Das in Schillers Tagen noch so unbedeutende Städtchen von 5000 Einwohnern, das einem großen Dorfe ähnlicher sah, als der Residenz eines angesehenen deutschen Fürsten, ist zu einer anmuthigen Mittelstadt von 12,000 Einwohnern herangewachsen, und die sich beständig erhebenden neuen Wohngebäude und Anlagen beweisen, daß das Gedeihen des Orts noch im Zunehmen ist. Die Eisenstraße hat Weimar mit der Welt verbunden, manche früher unbekannte Quelle des Wohlstandes aufgethan, ältere erwei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tert oder reichlicher fließen gemacht, und auch dem geistigen Leben und Verkehr führt sie täglich frische Kräfte und Anregungen zu. Daß demungeachtet in Weimar Klagen gehört werden über Verlorenes und Mangelhaftes, darf das Urtheil nicht beirren. Nicht leicht ist der Mensch mit dem ihm in der Gegenwart beschiedenen Loose zufrieden. Wenn aber in Weimar die Unzufriedenheit gesprächig ist auch jetzt noch, so ist dies kein übles Zeichen. Wären laute Klagen immer ein Beweis von öffentlichem Unglück, dann müßten die unglücklichsten Menschen in England, die glücklichsten in Rußland oder Kurhessen wohnen. Man dürfte in Britannien, wo man die Minister zuweilen in effigie an den Laternenpfählen hängen sieht, nur einige Male jene Operation wirklich an den Personen der räsonnirenden Bürger vornehmen, um jede Aeußerung von Unzufriedenheit verstummen zu machen. — Weimar hat übrigens nicht nöthig zu klagen über das verlorne Paradies und das Verschwinden seines goldnen Zeitalters. Es darf sich auch nicht beschweren, daß ihm von der Last der allgemeinen und begründeten Unbehaglichkeit, welche die Zustände in Deutschland so Vielen verleiden, ein größerer Antheil geworden ist, als anderwärts. In Weimar ist's noch immer, selbst für den Mann, welcher die Freiheit liebt und dem die Verknechtung und die aus derselben hervorgehende Verderbniß des Volks an der Seele nagt, erträglich nach Zeit und Umständen. Die weimarische Regierung hat seit zwei Generationen im liberalen Geiste das Land verwaltet, sie war der Freiheit und den angeborenen Menschenrechten nicht feindlich. Dies gereicht ihr zum Ruhm. Aber noch höher ist's ihr anzurechnen, daß sie in dieser Zeit sich nie durch Beispiel und Zusprache auf die entgegengesetzte Bahn hinreißen ließ, daß sie keinen übermüthigen oder harten Gebrauch machte von dem Rechte des Stärkern und die Rolle des Despoten spielte. — In Weimar rathen noch gegenwärtig Männer als Minister dem Fürsten, welche durch das Volksvertrauen in den 48er Märztagen emporgehoben wurden, und das standhafte Fernbleiben der Regierung von der Doktrin, welche durch Treubruch und Meineid der Fürsten, durch Entsittlichung und Entmannung der Völker, durch das Herabwürdigen der Menge mittelst Gewalt, Betrug und Dressur zum Stande unvernünftiger Wesen das Recht der legitimen Herrschaft zu befestigen trachtet, und aus ihrem eigenen Werke, der Volksdemoralisation, die Folgerung zieht, die Masse sey ein Thier, zum Dienste des Herrn geboren, — das gereicht ihr um so mehr zur Ehre, da Weimar ein gar kleiner Staat ist, und es ihm, bei seiner Schwäche, folglich um so schwerer werden muß, den Kräften zu widerstehen, welche beständig zur entgegengesetzten Bahn hindrängen. Auch der neue Fürst, — es steht zu hoffen — wird an der Ueberzeugung seines Vaters halten, daß ein Verhältniß, welches die Berechtigung des Fürsten zum Despoten voraussetzt, das Volk hingegen zur Knechtschaft verpflichtet, — ein Verhältniß, das nur Räuber und Beraubte, Quäler und Gequälte, Starke und Schwache, Genießende und Darbende, willkürlich Befehlende und willenlos Gehorchende kennt, — nicht fähig sei, ein Staatswesen des Rechts und der Moral, des guten Glaubens und des gegenseitigen Vertrauens zu begründen, oder zu gewährleisten. Möge von der Schlechtigkeit und Niedertracht der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schleppträger der Tyrannei jene diabolische Doktrin als ewige Weisheit gepriesen werden, — sie kehrt die Ordnung der Natur doch nicht um, und wenn ihr Tag vergangen ist, wird sie an ihrer eignen Narrheit zu Schanden. —

„Weimar ist eigentlich ein Park, in welchem eine Stadt liegt". — Wirklich ist die Naturumgebung, die Landschaft, bei ihrer Größe, Mannichfaltigkeit und Schönheit das Vorherrschende im Bilde Weimars und selbst bis in die Mitte der Stadt säuseln und rauschen noch die Baumwipfel, spielen die Blätter und Blüthen am Ufer des Flüßchens und klettert rankendes Gesträuch an den Schleußen und Radstuben der Mühlen hinan. Der großherzogliche Park, Göthe's und Karl Augusts Schöpfung, beginnt an der Südseite des Schlosses und dehnt sich in weitem Bogen um die Hälfte der Stadt. Keine Mauer umschließt, kein Gitter umhegt die herrliche Anlage und läßt eine Scheidewand zwischen dem fürstlichen Besitzer und dem Volke, zwischen Park und Stadt erkennen. Feld und Wald, öffentliche Spaziergänge und Privatgärten, Straßen, Alleen, freie Plätze und Wiesengründe fließen überall in einander und das Gefühl unbegrenzter Freiheit wird durch keine Schranke beeinträchtigt. Dies eben macht die Umgebung Weimars so genußreich.

Von dem Parksaum führt eine mit Bäumen bepflanzte Kunststraße eine Landhöhe hinan nach Belvedere, dem schönen Sommeraufenthalte der fürstlichen Familie. Großartige Anlagen gruppiren sich um das Schloß und in reizvoller Abwechselung öffnen sich von den verschiedensten Punkten, über das Laubgewölbe hochstämmiger Buchen und Ulmen weg, nach jeder Seite Fernsichten in die Gefilde und Wälder Thüringens. Durch das Thal der Ilm und die blumenreichen Wiesen von Oberweimar knüpft sich der Park von Belvedere an die nähere Umgebung der Stadt, wo vielfach geschlungene Pfade zwischen Gärten und Baumpflanzungen zu mancherlei Ruhepunkten, einer schmucklosen Bank von Holz oder Stein, oder zu einer murmelnden Quelle, oder in eine Felsgrotte, oder zu einem Denksteine führen, geziert mit dem Bilde eines großen Mannes, oder zu einer Tafel, die an eine wichtige Begebenheit erinnert. An jeder Bank, an jedem Pfad und Steg haftet die Weihe von großen und edlen Menschen, welche einst auf ihnen ruhten oder wandelten, das Andenken an die Heroen und Propheten des Menschenthums, an jene Geisteskönige, welche ein kluger und genialer Fürst, der auch für seinen eigenen Ruhm bedacht war, in Weimar versammelt hatte. Viele Oertlichkeiten führen ihre Namen, und manche, z. B. das Borkenhäuschen am Ilmufer, rufen die Tage lebhaft in's Gedächtniß, wo Göthe, Schiller, Herder und Wieland genußreiche Stunden im Kreise ihres fürstlichen Freundes verlebten. Schade, daß die Pietät, die für ihre Erhaltung sorgt, doch nicht immer zart genug fühlt, um sie auch vor einer unangemessenen Bestimmung zu schützen. Jene Hütte von Baumrinde, deren enger Raum dem Großherzoge Karl August Jahre lang zur Sommerszeit als Wohn- und Arbeitszimmer, Schlafgemach, Empfang- und Speisesaal genügte, und wo er im Kreise seiner Auserwählten so oft noch um Mitternacht durch Sang und Becherklang das Weimarische Spießbürgerthum entsetzte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das an der Gesellschaft des Fürsten mit den „Poeten" beständig ein Aergerniß nahm, wird jetzt zur Aufbewahrung von Gartengeräthe benutzt, und wo die Geistesfunken blitzten, welche eine Welt erhellten, stehen Karren, Spaten und Schaufeln umher. Manche Aussicht, die zu einem unsterblichen Gedicht anregte, ist verwachsen, manche Lieblingsbank Schillers und Göthe's ist durch die überwuchernde Vegetation feucht, unheimlich und ungenießbar geworden. Wie tief jene großen Menschen für die Reize der Natureinsamkeit empfanden, sagen sie an tausend Stellen ihrer Werke und Briefe. So schrieb Göthe: (an Knebel 1780) „Es hat Neun geschlagen, — ich sitze, das Licht im Fenster, in meinem „„Kloster"" und schreibe Dir. Ich schlich den Abend um die Eingänge der kalten Küche (so nennt das Volk die kühle Parkgegend am Borkenhäuschen) und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist wahrhaftig nicht zur elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt! Ist's Einem ja doch nicht größer zu Muthe, als wenn man so die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, — und das Alles für sich, so wenig der Menschen halber; und doch genießen sie's so oft mit dem Glauben, es sey nur für sie. — Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen. Leb' wohl so lange. — — Ich komme daher. Das Wasser war kalt; denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war als tauchte ich in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinein that, da war's dunkel. Dann kam der volle rothe Mond über Oberweimar herauf. Es war so stille. Wedels Waldhörner tönten von Weitem und die Ferne machte mich reinere Töne hören -- —".

Vom Borkenhäuschen führen gewundene, bald auf-, bald absteigende Pfade der Ilm entlang, zu einer Felsentreppe, und diese zu einem freien Rasenplatz, auf dem Karl August in spätern Jahren sich ein bequemeres Tuskulum erbaute. Er nannte es das Römische Haus. Es ist ein tempelartiger Bau, dessen von Säulen getragenes Hauptportal sich dem Belvedere zuwendet, während seine östliche Fronte mit einem von braunrothen dorischen Säulen getragenen Portiko auf der Kante einer hohen Felswand steht, an deren Fuß die Ilm rauscht. Zwischen den Säulen ist ein großes steinernes Becken, aus dem einst ein Springbrunnen emporstieg; jetzt füllen es Erde und Blumen. Ein Vorgemach, mit einer Schale von Rosso Antico und einigen Statuen geschmückt, ein größerer Speisesaal, ein Arbeitszimmer und ein Schlafgemach, — das ist der Inhalt des Römischen Hauses, wo der Fürst bis zu seinem Tode mit den Besten und Größten des Volks die schönsten Tage der schönen Jahreszeit genoß. Noch ist die ganze Einrichtung im Innern so, wie er sie verlassen hat. Im Saale hängen einige Familienbilder neben seinem eigenen; im Arbeitszimmer steht ein schlichter Holztisch mit ganz gewöhnlichem Schreibgeräthe; darauf liegt eine Papierscheere, eine Loupe, eine Brille, ein aufgeschlagenes Buch; im offenen Schlafgemach neben an ist das Mobiliar auch nicht splendider, als in einem ordentlichen Bürgerhause; einige Sepia- und Aquarellzeichnungen, italienische Veduten darstellend, zieren unter Rahmen und Glas die Wände.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Komfort und Pracht nach modernem Begriff ist keine Spur; schön aber sind die Ausblicke in's Freie und sie lassen das Weimarische Land mit seinen Fruchtfeldern und Wiesengründen, Obsthainen und Wäldern, Kirchthürmen und Schlössern, Dörfern und Weilern, Bergen und Höhen wie einen Park erscheinen.

Wir verlassen Weimars Umgebung zu einem Gange in die Stadt. —

Siehst Du das kleine Eckhaus dort, an der Esplanade, mit der Steinplatte über der Pforte, auf welcher mit schwarzer Farbe Schriftzüge gemalt sind? Tritt näher und lies:

„Hier wohnte Schiller".

Bescheiden möchte sich das Haus unter den weit größeren und stattlicheren Nebengebäuden verbergen mit seinem kaum zimmergroßen Gärtchen; an jenen größeren aber weilt kein Blick, während an diesem kleinen kein gebildeter Mensch, ohne tiefe Erregung und ohne Ehrfurcht und Dankbarkeit zu empfinden, vorübergeht. Wie wenige Menschen haben, wie Schiller, so segensreich auf ihre Zeit und ihr Volk gewirkt! — Schiller kaufte das Haus um „den sehr theuern Preis von 2400 Thlr.", wie er seufzend seinem Freunde Körner schrieb. An demselben Tage starb seine Mutter; an demselben Tage, drei Jahre später, reichte er Göthen zum letzten Male die Hand. Es war am 29. April 1805 und am 12. Mai früh vor Tagesgrauen trugen sie ihn hinaus im „Dreithaler-Sarge!" Kein feierlicher Zug geleitete zum Friedhofe. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Nacht dunkel, die Straßen still und menschenleer. Zwei Groschenfackeln spendeten flackernd ihr spärlich Licht. An der Gruft harrten zwei Menschen — der Todtengräber und sein Gehülfe, mit ihren Stricken, um, ohne Sang und Klang, bei dem trüben Scheine einer zerbrochenen Laterne den Sarg in das feuchte, alte „Cassengewölbe" zu vielen andern hinabzulassen, in denen die Gebeine vergessener, unbedeutender Menschen moderten. Am nächsten Sonnabend aber verkündigte das Weimarische Wochenblatt der Einwohnerschaft in einer schwarzgerandeten Anzeige: der sachsen-meiningensche Hofrath Friedrich v. Schiller sey gestorben und „standesgemäß" begraben worden! —

Schillers Haus ist jetzt Eigenthum der Stadt. Sie kaufte es und sucht es zu erhalten. Es ist ein wohnliches, einfaches Bürgerhaus von zwei Etagen mit einem Erker, hinlänglich groß für eine Familie. Unten, zur Rechten des Eingangs, wohnt der Kustode; die Stube links hat derselbe zu einem Laden hergerichtet und mit allerhand Schillerangedenken: Statuetten, Büsten von Zink, Gyps und Terracotta, mit Portraits und Ansichten von Schillers Haus und Garten, mit Facsimile's von Schillerschen Handschriften, mit Schilleralbums u. s. w. zum Verkauf versehen. Das mittlere Stock, wo Schillers Familie wohnte, hat der wohllöbliche Magistrat — vermie-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

thet; nur der Erker, den Schiller selbst inne hatte, ist den Fremden geöffnet. Er enthält drei kleine Zimmer nach der Straße zu. Auch von diesen ist das eine profanen Zwecken hingegeben: in demselben verwahrt nämlich der Kastellan verschiedene Waarenvorräthe, Gyps, Gypsfiguren und allerhand Geräthe und Gerümpel. Das Mittelzimmer ist, leider! auch nicht mehr in dem ursprünglichen Zustande. — In der gut gemeinten Absicht, ihm ein „würdigeres" Ansehen zu geben, ließ es der Magistrat von Künstlerhand mit Bildern ausmalen, deren Motive aus Schillers Gedichten genommen sind. Ein gestickter Fußteppich bedeckt den Boden; gestickte Sessel, von Weimars Frauen verehrt, reihen sich an den Wänden umher, ein Paar Gypsabgüsse von Antiken stehen in den Ecken; das Ganze ist nett aufgeputzt, ruft aber doch das Bedauern jedes sinnigen Besuchers hervor, der keinen dekorirten Salon, wie es überall welche gibt, sondern die Wohnung Schillers zu sehen herkommt. Aus diesem zweiten Zimmer, das jetzt gleichsam die Stelle des Vorhofs zum Allerheiligsten vertritt, führt der Kustode in's eigentliche Arbeitsstübchen Schillers. Es hat zwei Fenster nach der Straße zu; ein drittes geht in das Seitengäßchen. Vor diesem letztern steht der Schreibtisch Schillers; — derselbe, von dem er seinem Körner schrieb: „er hat mich freilich zwei Karolin gekostet!" Niemand wird dieses Prachtstück des Schillerschen Mobiliars, auf dem die vollendetsten Werke des Dichters entstanden sind, ohne Pietät und zugleich ohne Mitleid betrachten, denn das Pult ist so niedrig, daß Schiller nur weit übergebogen und halb liegend an demselben schreiben konnte, — eine Gewohnheit, welche die verderblichsten Folgen auf seine Gesundheit äußerte und seinen Tod beschleunigte. Auf dem Schreibtisch liegen einige Schriftstücke von Schillers Hand, — Fragmente seiner Werke und Briefe — eingerahmt und unter Glas, eine Lage Papier und ein Paar Federn. 6 ordinäre Stühle von braungebeiztem Buchenholz mit rohem Kalbleder überzogen, ein kleiner schlechter Tisch, ein Spinett, über welchem eine Guitarre an der Wand hängt, ein Paar geringe colorirte Kupferstiche, sicilianische Ansichten darstellend, in braunen und schwarzen Rähmchen, eine hellgrüne Papiertapete mit dunkelgrünen Sternchen: — das ist die Ausstattung des Gemachs, zu der man noch das Bett gefügt hat, in dem Schiller starb, das kleine schwarze Nachttischchen mit der unscheinbaren Mundtasse, aus der er den letzten Trank schlürfte, und die Tabaksdose, die er beständig bei sich trug. Ueber dem Bette hängt Schillers Portrait nach Dannekers Büste und ein zweites, das Jagemann nach der Leiche zeichnete. Dieses letztere ist von mächtiger, ergreifender Wirkung. Selbst von der entseelten Stirn, von den geschlossenen Augenlidern, leuchtet noch die ganze Hoheit dieses göttlichen Geistes. Ein kostbar gebundenes Schilleralbum bewahrt in einer, dem Deckel eingefügten, Glaskapsel eine seidenweiche, blonde Locke von Schillers Haupt — eine Reliquie, aufrichtiger verehrt und der Verehrung werther, als die mancher Heiligen! — —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Licht, Liebe, Leben!" — so lautet die Inschrift auf dem bescheidenen Stein in der Stadtkirche, unter dem Herders Asche ruht. Vor der Kirche steht sein Standbild, das einzige Weimars, der Stadt, welche das deutsche Volk einst noch mit Denkmälern schmücken wird, wie die Griechen ihr Athen. Die Statue ist von Schaller in München eben so vortrefflich gedacht als ausgeführt. So mag sie ausgesehen haben, die edle, ehrwürdige Gestalt des großen Herder, der für sein Volk, für die Menschheit, für die Humanität beständig gestrebt hat. Ein noch schöneres und dauernderes Denkmal aber hat ihm Göthe aufgerichtet in jenen ewigen Strophen:

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton und Wort zu finden,
Der tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen!
— — — — — — — — — — — — — — — —
Wo sich's versteckte, wußt' Er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn die Zukunft zu begründen:
Humanität sey unser ewig Ziel!"

Inmitten des ältesten Stadttheils liegt die Jakobskirche, von einem viereckigen Platz umgeben, dem ältesten Friedhofe der Stadt. Da schlummern die Generationen von neun Jahrhunderten, und in jede Handvoll Erde ist der Staub unbekannter und berühmter Menschen gemengt. — Da siehst Du in Stein gehauen an der Kirchenmauer, sein Käppchen in der Hand, den alten ehrenfesten Meister Lukas Kranach „den Ersten", wie ihn die Inschrift nennt, zum Unterschied von seinem des Malens gleichfalls kundigen Sohne. Er war Luthers Freund und treuer Mitstreiter im Kampfe für christliche Wahrheit. Sein Schwert war nicht das Wort; seine Waffen waren Griffel, Pinsel und Schneidemesserchen; Kranach war der Maler und Holzschneider der Reformation. — Nicht weit von ihm steht der Denkstein des allbekannten und allverehrten Musäus. Wer hätte seine deutschen Volksmährchen nicht gelesen und wiedergelesen und wem hätten sie nicht die jugendliche Seele erfreut und erfrischt? Nicht weit von Musäus schläft Herders geistreiche Gattin, und viele Namen auf anderen Grabsteinen, z. B. Kraus, Bode, Gore und Mounier erinnern an Persönlichkeiten aus Weimars glänzendster Zeit. Aber was ist der Ruhm aller dieser Todten zusammen gegen den Einen — was will das Interesse für alle diese Grüfte heißen bei dem Anblick jenes von rankenden, schlingenden Kräutern überwucherten verfallenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grabgewölbes, das der Name „Schiller“ geheiligt hat. Es ist das „Cassengewölbe“, dasselbe, in welches man in jener düstern Mainacht Schillers Sarg senkte. Jetzt haben seine Gebeine in der „Fürstengruft“ eine Stätte gefunden, an der Seite Göthe's, des Ebenbürtigen und in der Nähe Karl August's. Die Versetzung war eine schwere Aufgabe; denn als man die Gruft öffnete, fand man Schillers Sarg mit dreizehn andern zusammengebrochen, und die Gebeine Aller lagen durcheinander, — ein wüstes, grauses Chaos. Sie wurden korbweise in die Anatomie getragen, um sie unter dem Beistand eines von Jena berufenen berühmten Anatomen zu sondern. — Schillers Schädel, dessen herrlicher Bau schon im Leben so bewundert worden, war leicht zu erkennen, und als dennoch der Zweifel die Möglichkeit einer Verwechselung geltend zu machen suchte, wurde der alte Diener Schillers von Jena herübergeholt, um wegen besonderer Merkmale Auskunft zu geben: — „Schillers Schädel“, sagte er, „muß noch alle Zähne haben, bis auf den einen Backenzahn, den er sich ausziehen ließ“ — und es traf zu. Es wurde dann Knochen an Knochen gepaßt, bis nach unendlicher Mühe das ganze Gerippe zusammengefügt war. Ein einziger Armknochen fehlte. Dieser, nirgends aufzufinden, war wahrscheinlich bei dem Hertragen so vieler Gebeine unterwegs verloren worden. In einen neuen Sarg verschlossen, wurde das Gerippe sodann „standesgemäß“ — die Gebeine eines Fürsten der Geister in ein fürstlich Begräbniß — beigesetzt.

Göthe hat die ganze Schmerzensempfindung über das Unwürdige in Schillers Geschick in die mahnenden Worte gefaßt:

„Drum feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben“.

Mit dem Besuche des geweihten Orts, welcher die Sarkophage der beiden Dioskuren, Schiller und Göthe, gegenwärtig umschließt, wollen wir unsere heutige Pilgerfahrt beendigen.

Die Fürstengruft befindet sich auf dem neuen Friedhofe, der einem wohlerhaltenen Garten gleicht, wo die liebende Sorgfalt ihre Todten unter Grün und Blumen bettet. Den schönen Namen „Gottesgarten“ verdient er mit Recht. Da ist kein Grabhügel vernachlässigt oder verwildert, fast alle prangen im reichsten Blumenschmuck, und wohlgehaltener Baumwuchs und blühende, duftende Gesträuche fassen die breiten Wandelgänge ein, welche ihn in allen Richtungen durchschneiden. Die Erbbegräbnisse der Reichen und Vornehmen sind nicht durch Mauern eingeschlossene, bedeckte, moderhauchende Gebäude; es sind offne, leicht oder gar nicht eingefriedigte Plätzchen und jedes stellt sich als ein Blumengärtchen dar, das die Hand der Angehörigen gepflanzt und gepflegt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat. Alles ist bescheiden und einfach. Prachtgräber des Stolzes und der Hoffart sind hier nicht zu finden. So sollte es überall seyn; denn der Tod macht ja Alle frei und — gleich.

Am höchsten Punkte des Friedhofs, in seiner Mitte, erhebt sich auf einem mit Stufen umgebenen Sockel ein kleiner offener Tempel, dessen vorspringendes Dach auf Säulen ruht. Der Raum ist ohne allen Schmuck, frei von Farbe und Ornamenten, „als sollten Auge und Sinn der Eintretenden durch Nichts abgezogen werden von Dem, um dessen willen sie gekommen". Eine umgitterte runde Oeffnung in der Mitte reicht in die Tiefe. Für den Besucher führt eine steinerne Wendeltreppe durch eine seitwärts angebrachte und verschließbare Pforte hinunter. Ein Küster ist der Pfortenhüter und gibt uns das Geleit. Mit der letzten Stufe stehen wir vor zwei Sarkophagen Sie sind einander gleich; die Form ist antik, der Stoff Eichenholz; sonst Alles schlicht und schmucklos. Auf den Deckeln sind Metallplatten eingelassen, und aus frischen Lorbeerkränzen, die immer erneuert werden, sprechen goldne Lettern die Namen aus: „Schiller" — „Göthe". Der Küster vertheilt bereitwillig die Blätter der Kränze an Alle, welche nach Reliquien verlangen.

Etwas tiefer im Gewölbe steht der Sarkophag ihres fürstlichen Freundes, Karl August's. Dieser ist von Erz, reich verziert; den regierenden Herrn verkündigend. Gewinde von Eichen und Lorbeer, Schwert und Wage, schmücken in kunstreicher, getriebener Arbeit den Sarg des Mannes, dessen Andenken so lange dauern wird, als die Namen Derer genannt werden, die ihm zur Seite ruhen.

Schillers Aufnahme in die Fürstengruft geschah am 9. November 1827. Fünf Jahre später folgte Göthe's sterbliche Hülle dem großen Freunde unter feierlichem Geleite nach.

„Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Versinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überschleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'sche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend".*)

*) Schillers „Braut von Messina".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir sagen Weimar Lebewohl, um später wieder zu kommen und Göthe's Haus und noch andere Orte großer Erinnerungen zu betrachten. Aus der Pforte des Gottesgartens werfen wir noch einen Blick auf das kleine Säulenhaus zurück und rufen ihm zu:

„Bist du auch klein, o Grab, den Mausoleen verglichen,
Welche der Könige Prunk aufbaut von Marmor und Erz,
Bist du doch herrlicher uns, denn was sie des Herrlichen schufen,
Heiliger bist du uns auch als der Heiligen Grab;
Denn es umfängt dein umhüllender Schooß die Erhabenen,
Schiller und Göthe,
Ihres Volks und Geschlechts Ehren und Bildner zugleich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Herrnhuter-Colonie Lichtenfels
in Grönland.

DCCIV. Die Herrnhuter-Kolonie Lichtenfels in Grönland.

Schon die vorchristliche Zeit war erfüllt von den Sagen einer neuen Welt jenseits des atlantischen Oceans. Virgil spricht von einem transatlantischen Kontinente, der außerhalb des bekannten Theils der Erde liege; Tibull erwähnt einer oceanischen Welt, als der andern Hälfte der Erdkugel, und Ammianus Marcellinus weiß von einer Insel zu erzählen, die jenseits des Oceans zu suchen und von größerm Umfange als Europa sey. Mit dem Verfall des Römerreichs gingen diese Sagen verloren und in den nachfolgenden Jahrhunderten barbarischer Finsterniß geschieht ihrer nirgends Erwähnung. Erst zu Anfang des Mittelalters, als sich normännische Schiffer in die nordwestlichen Meere wagten, die Faröer Inseln entdeckten und Island kolonisirten, tauchen die Erzählungen von weiten westlichen Landstrecken von Neuem auf. Island, durch Auswanderungen aus Norwegen rasch bevölkert, blühte in sehr kurzer Zeit auf, und die Flotten seiner kühnen Fischer verfolgten schon im zehnten Jahrhundert die Ungeheuer der arktischen Gewässer bis an Spitzbergens eisige Küste. Ein verwegener Seefahrer, Erik Raude, der Todtschlags wegen für drei Jahre aus Island verbannt war, segelte im Jahre 981 mit andern Genossen zu einem Entdeckungszuge nach den westlichen Meeren aus und erblickte im Herbste eine mit hohen Bergen umgürtete Küste, an welcher er eine Strecke hinfuhr, bis er am Eingange einer Bucht, welche er Eriksfund benannte, zu einer Insel gelangte, auf der er überwinterte. Im nächsten Frühjahr lichtete er die Anker, um das entdeckte Land weiter zu erforschen. Er segelte der Küste entlang mehre Breitengrade südwärts, stieg an verschiedenen Orten an's Land und machte mit seinen Genossen Jagderkursionen in's Innere. Er traf Heerden von Rennthieren und Moschusochsen auf fetten Weidegründen und die Berge waren mit Birken und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwergkiefern bewachsen. Das entdeckte Land nannte er, seines lachenden Ansehens halber, das grüne Land (Grönland). Er brachte fast drei Jahre auf demselben zu, bis die Zeit seiner Verbannung vorüber war. Dann kehrte er nach Island zurück und berichtete von seinen Entdeckungen. Es fand sich hierauf eine Genossenschaft zusammen, welche ein kleines Geschwader ausrüstete, um Grönland in Besitz zu nehmen und Niederlassungen zu gründen. Erik Raude ward Befehlshaber der Expedition und er segelte im Sommer 985 mit 25 Schiffen ab. Doch nach wenigen Tagen schon überfielen ihn schreckliche Stürme. Eilf Schiffe verschlang das Meer und nur 14 erreichten nach sechswöchentlicher Fahrt die östliche Küste Grönlands. Die Abenteurer gründeten eine Stadt und gelangten durch den außerordentlich reichen Fischfang bald zu Wohlstand. Es folgten neue Auswandererzüge von Island, zu denen sich später auch Kolonisten aus den Faröer Inseln und von Norwegen gesellten, so daß schon im eilften Jahrhundert an der grönländischen Ostküste über achtzig verschiedene Ortschaften blühten, und mehre christliche Kirchen und Schulen die Keime der Civilisation unter die wilden Völker im Norden der neuen Welt verbreiteten.

Die klimatischen Veränderungen, welche aus noch unerforschten Ursachen in den arktischen Regionen des Nordens innerhalb der letzten 1000 Jahre Statt gefunden haben, — die Erkältung der durchschnittlichen Jahrestemperatur um mehre Grade und das Vordringen der arktischen Eismassen in südlichere Breiten, haben die Küsten von Spitzbergen und die Hälfte von Island unbewohnbar gemacht, und auch die blühenden Kolonien Ostgrönlands mußten allmählig verlassen werden. Seit länger als drei Jahrhunderten sind sie verschwunden und die mit Eisbergen umgebene Ostküste ist ganz unzugänglich geworden. Die alten Kolonisten verließen das Land oder suchten auf der milderen Westküste neue Niederlassungen zu gründen, die jedoch auch nur ein dürftiges Fortkommen erzielten. Der norwegischen Herrschaft im Jahre 1261 unterworfen, entrichteten sie ihre Steuern in Seehundsfellen, Thran, Butter und Käse; letztere mußten ihnen jedoch schon im 14. Jahrhunderte erlassen werden, da die Heerden sich von Jahr zu Jahr minderten. Immer kälter wurde die grönländische Erde, nicht kälter aber der Bekehrungseifer ihrer Bischöfe und Priester. Schon im Jahre 1121 zog Bischof Arnold selbst an der Spitze einer Apostelschaar zu den Grönländern von Stamm zu Stamm, bis in ihre letzten nördlichsten Wohnplätze, verkündigte ihnen das Evangelium und schiffte sich im nächsten Jahre nach dem südlicher gelegenen Winlande, der Küste von Labrador und Neufundland ein, wo er Indianer bekehrte und das Kreuz aufrichtete. Im Jahre 1408 wurde Andreas als letzter Bischof von Grönland vom Papste ernannt; was aus ihm und seiner Heerde geworden ist, darüber schweigen alle Nachrichten. Seit jener Zeit ist Grönland für eine Periode von fast drei Jahrhunderten aus der Geschichte verschwunden. Die zunehmende Rauhheit des Klima's hatte die Kolonisten schon im vierzehnten Jahrhundert aus allen nördlichern Niederlassungen vertrieben und eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pest, der „schwarze Tod", rieb zu Anfang des fünfzehnten die Bevölkerung vollends auf. Nichts blieb zurück als die schwachen Stämme der Eingeborenen, bei welchen sich Kultur und Christenthum allmählig verloren.

Ewiges Eis umlagert seitdem die Ostküste Grönlands und die westliche, auch nur im Sommer zugänglich, wurde kaum noch von einzelnen Wallfischfängern besucht, die zuweilen landeten, um Robben zu schlagen. Das Land selbst gerieth in Vergessenheit. Nur die dänische Geistlichkeit hielt noch die Erinnerung an dasselbe dadurch aufrecht, daß sie einem ihrer Würdenträger von Zeit zu Zeit den Titel „Bischof von Grönland" verlieh.

Erst 1721, als die Entdeckung der Briten in den nordwestlichen Meeren wieder die Aufmerksamkeit auf jene fernen Gegenden richtete, und als England Miene machte, eine Fischereistation auf der Südspitze Grönlands zu gründen, konnte sich die dänische Regierung, auf Egede's Anregung, entschließen, einen neuen Colonisationsversuch zu machen. Sie sandte 2 Schiffe mit Auswanderern hin, begleitet von mehreren Missionairen, um die verwilderten Grönländer in den Schooß der Kirche zurück zu führen. Egede, ein würdiger und eifriger Priester, leitete die Unternehmung und seiner Beharrlichkeit und seinem Eifer lohnte ein guter Erfolg. Egede wurde der neue Apostel der Grönländer und die von ihm gegründeten Niederlassungen erlangten Bestand. Grönland erscheint fortan wieder in der Geschichte.

Das heutige Grönland ist aber nicht mehr das „grüne Land" vor tausend Jahren. Zu Neunzehntel seiner ganzen Küstenerstreckung ist es das Jahr hindurch von starren Eisbergen umlagert; nur einige Buchten im Westen sind für ein Paar Monate offen. Das Innere des weiten Landes, dessen Flächengröße die Deutschlands um das Dreifache übersteigt, ist mit hohen Gebirgszügen bedeckt, auf welchen Tod und Erstarrung wohnen. Auch zu den noch offenen westlichen Buchten senken sich ungeheure Gletscher nieder, und wo vor tausend Jahren zahlreiche Heerden auf grüner Alpe weideten, liegt ewiger Schnee. Manche der Berge im Innern sind so hoch, daß sie aus einer Entfernung von 20 Meilen gesehen werden können. Sie sind noch nicht gemessen und bleiben wohl für immer der menschlichen Forschung verborgen. Im Sommer bekleiden sich die sonnigsten Felswände und Anhöhen mit Moos und Flechten und in den allergeschütztesten Buchten, wo die Colonisten ihre Wohnungen errichtet haben, zeigt sich das höhere Pflanzenleben in einigen Zwergbirken, Kräutern und beertragenden Stauden. Ackerbau findet im ganzen Lande keine Stätte; in kleinen Gärtchen baut der Colonist Kresse und Rettig, die er auch im Hochsommer des Nachts durch Mattenbedeckung vor den Fröſten schützen muß. Im zwölften Jahrhundert wurde noch bis zum 70. Breitengrade Gerste gebaut; aber das ist schon lange nicht mehr möglich. Die Colonisten nähren sich vom Bären-, Robben- und Wallfischfang, für deren Ertrag sie sich Mehl, geistige Getränke und die übrigen Bedürfnisse des Lebens kaufen. Milch und Fleisch geben ihnen die Rennthierheerden, welche in den ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schützten Thälern nothdürftige Nahrung finden. Von Hausthieren findet bloß der Hund ein Fortkommen. Torf und Treibholz, das die Strömungen des Meeres der Küste in Menge zuführen, geben Brennstoff in Fülle.

Trotz der Oede und Verlassenheit des Landes fehlt es ihm doch nicht an landschaftlicher Pracht. Es ist aber jene Pracht, die durch ihre Größe und ihre Contraste mehr erdrückt, als erfreut. Keinen grandioserern Anblick, aber auch keinen furchtbarerern gibt es als die Gletscher und Schneeberge Grönlands, die sich oft bis in die Wolken verlieren und umgeben sind von strahlenden Eisgestalten aller Formen und Gestalten.

Einen noch imposanterern Anblick bieten öfters die felsigen Küsten dar. Eisberge thürmen sich vor denselben auf, deren Glanz, das Licht in allen Farben brechend, viele Meilen weit über das Meer hinstrahlt. Manchmal sind die schmalen, tief in's Land gehenden Buchten von Eisbergen überwölbt. Mit furchtbarer Gewalt wühlt die Brandung die krystallenen Gewölbe weiter aus, bis ein Theil derselben einstürzt und nichts stehen bleibt als eine ungeheure Brücke, die zuweilen Jahre dauert. So stand im Jahre 1852, und steht vielleicht noch, am südwestlichen Gestade, zwischen dem 61. und 62. Breitengrade, ein Eisgewölbe, das, bei 60 Klafter Breite und 100 Klafter Dicke, eine Bucht von nicht weniger als 3 Stunden Breite überspannte. Mit diesem Bauwerk der Natur verglichen, würden die größten Menschenwerke in Nichts verschwinden.

Trotz der entsetzlichen Rauhheit des Klima's, das selbst auf den südlichsten Punkten des Landes, unter einer Breite, welche die von Petersburg kaum erreicht, noch kälter ist, als in Lappland, ist doch die Luft in allen Ansiedelungen sehr gesund. Die Leute werden fast nie krank, und erreichen, wenn sie mäßig leben und sich durch warme Kleider schützen, ein sehr hohes Alter. Der Skorbut ist zwar eine große Plage; man kann sich aber durch angemessene Nahrung davor bewahren. Im Sommer hat Grönland keine Nacht; am 24. Mai geht die Sonne zum letzten Male unter und bleibt bis zum 20. Juli über dem Horizonte. Am 24. November nimmt sie Abschied vom Grönländer, der sie erst am 13. Januar wieder begrüßt. Nur auf einige Augenblicke zeigt sie sich an diesem Tage, steigt dann allmählig immer höher bis den 23. Mai, wo sie nur noch auf ein Paar Sekunden verschwindet. — Das Reisen in Grönland geschieht zur Sommerszeit gewöhnlich bei Nacht, während die Sonne am Rande des Horizontes zu wandeln scheint; denn dann ist fast immer die Luft still und heiter und die gefährlichen Schneestürme sind nicht zu fürchten. Im Juni und Juli ist die Sonne zur Mittagszeit oft so drückend heiß, wie in Rom oder Florenz. Dann sieht man, so zu sagen, Gras und Kräuter wachsen, so außerordentlich rasch geht die Entwickelung des Pflanzenlebens vor sich. In den sonnenlosen Wintertagen ist fast beständig Mondschein und die Sterne funkeln am Firmamente mit einer Pracht und Klarheit, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. So hell ist's in dieser langen Nacht, daß man im Freien mit Leichtigkeit lesen kann. Volle Tageshelle aber wird es dann, wenn das Nordlicht seine farbigen Strahlen über das Himmelsgewölbe spannt. Lufterscheinungen aller Art, Feuer-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kugeln, Nebensonnen, glänzende Mondregenbogen und andere Meteore sind in Grönland äußerst häufig und erregen Staunen oder Bewunderung. Auch hier ist die Natur vielgestaltig und trotz der scheinbaren Armuth ist sie doch in der That herrlich und reich. Ueberall prägt sich das Bild der versöhnenden Einheit aus. Nur dem Wilden ist dieser rauhe Norden mit seinen gewaltigen und fremdartigen Erscheinungen furchtbar; denn er sieht in ihnen ein grauenhaftes Gewirre zerstörender Kräfte und hassender Gewalten und schreckt vor ihnen zurück, wie vor einer Maschine, in deren unbegreiflichen Kraftäußerung er ein beseeltes Wesen argwöhnt. Der Gebildete aber, welcher aus allen Formen der Natur auf ein innewohnendes Leben schließt, das sich vom ewigen Urquell ableitet, wird auch in Grönlands Eisbergen und Gletschern den Gott der Liebe wiederfinden, und sich einen Wirkungskreis zu verschaffen wissen, der mit innerer Zufriedenheit und seligem Selbstbewußtseyn lohnt.

Das Bild eines solchen, — des stillen Friedens und des frommen Wirkens — zeigt die Darstellung, welches diesen Aufsatz veranlaßt. Es ist die Herrnhuterkolonie und Missionsanstalt Lichtenfels (Lichtenau) bei Julianenhaab im südlichen Grönland. Sie liegt in einem von Eisbergen umgebenen Thale und besteht aus einem Kirchlein, um welches sich die Schul- und Wohngebäude der Brüder mit den Zelten der Eingeborenen reihen, welche herkommen, die Lehre Dessen zu vernehmen, der alle Menschen gleich und glücklich machen will durch Bruderliebe. Was für Kontraste des Leblosen und Lebendigen, der Zerstörung und des Gedeihens, der Armuth und der Zufriedenheit, des äußern Kampfes und des innern Friedens drängen sich bei der Betrachtung dieses Bildes der Seele auf! — Schaut hin und schaut her! Dort die kleine Hütte des Herrn; — da die Fürstenschlösser und Mausoleen, die Zellengefängnisse und Kasematten, wo der „zu lebenslänglichem Kerker in Eisen" begnadigte Unglückliche alle Tage den menschlichen Gedanken verflucht, der ihn dem Henker entzog, und mit tausend freiwilligen Qualen die Wohlthat eines schnell endenden Schwertschlags erkaufen möchte! Dort Hütten der Demuth; — da die stolzen Tempel der Intoleranz und die Paläste der Ungerechtigkeit mit ihren Priestern und Richtern, Akten und Meßbüchern, Gerichtssiegeln und Hostien: dort stilles Leben in brüderlicher Eintracht; — da die Schlachtfelder, auf denen sich die Völker mordeten und würgten um eines Wahnes willen, oder als Opfer des Ehrgeizes ihrer Herrscher. —

„Sie sammeln Seelen ihrem Gotte", ruft der herzlose Spötter und grimmiger Sektenhaß hebt den Stein wider sie auf. Aber er würde die Hand verletzen, die ihn schleuderte. — Spricht nicht der Herr: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen?" — Des frommen, feurigen Zinsendorfs christliches Werk hat die harte Prüfung eines ganzen Jahrhunderts wohl bestanden. Die Zeit hat es geläutert; es ist befreit von seinen Schlacken. Auch die Zukunft wird noch Manches daran ändern, Manches klarer machen, Manches hinweg thun. Sie, die Richterin der gegenwärtigen Dinge, läßt unvermerkt fallen, was sich nicht halten läßt; jedoch das Beste, — die Frucht — wird sie bewahren und sie ausstreuen als neue Aussaat. Auch der Gesichtskreis des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrnhuterthums hat sich erweitert, die Wolken zogen fort, die Nebel lösen sich auf und verschwinden und die Brüdergemeinde geht ruhigen, festen Tritts durch die Zeit, sich läuternd und verständigend, sich fortpflanzend und ausbreitend unter dem Segen des Allgütigen.

Ja, mit dem Segen Gottes! Denn was ist segenwürdiger, als das Streben, Menschen zu erziehen und zu vereinigen zu einem Leben der brüderlichen Eintracht und zu werkthätiger Liebe? Was kann das Christenthum Höheres wollen? Die Missionsanstalten der Herrnhuter, — ihre Gemeindestiftungen unter den Götzendienern in den Ländern des ewigen Eises und in Afrika's glühenden Wüsten, unter den Antipoden Australiens und den menschenfressenden Rothhäuten Amerika's, Anstalten, durch die sie die wilden Horden nicht zu Sklaven machen, wie die Jesuiten, sondern ihre Sitten zu brüderlicher Menschlichkeit sänftigen und erziehen: was sind sie anders, als der Christuslehre christliche That? —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

JENA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCCV. Jena.

Noch ein Blatt aus dem Buche meiner Jugenderinnerungen. Wie ich, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, von Weimar herüberkommend, das heitere Jena zum ersten Male sah vor fast fünfzig Jahren, so liegt es heute noch da, gebettet in dem warmen Saalthale, mit seinen schöngeformten Berghöhen, Wäldern und Gründen. Die Gespielen aber, die dort Hand in Hand mit mir gingen, die mit mir gejubelt haben an jeder Stelle, welche eine weite Aussicht gab, und auf der Mauerzinne der Lobdenburg neben mir gestanden, sie sind von den Wogen des Lebens in die Ferne getragen, oder mir fremd geworden, oder sie ruhen unter ihren Rasenhügeln aus von einer längern Wanderung. Leid und Freud hat Keiner mit mir getheilt; die Hände, die noch so warm in den meinen liegen, die Augen, in welchen ich jeden Kummer und jede Freude wieder sehe, wie in einem Spiegel, die Herzen, die mit so treuer Liebe für mich schlagen, diese mir noch erhaltenen Blüthen des Lebens, welche die Trümmer meines Glücks und meines Wirkens und Schaffens umwinden, wie der Epheu zerbrochenes Gemäuer, sind spätere Geschenke Gottes.

Was die Schülerschaaren in jenen Jahren nach Weimar und Jena führte, ist längst kein Ziel mehr für unsere reisesüchtige Jugend. Die großen Männer sind im Sarge, kein Stern ersten Ranges glänzt mehr in jenen Städten. In welcher Glorie strahlten sie damals und welche hehren und heiligen Vorstellungen knüpften sich an die Orte, wo Schiller, Göthe, Wieland und Herder noch leibhaftig wandelten und als Apostel des Menschenthums lehrten! Noch erinnere ich mich der Schauer der Ehrfurcht, die meine junge Seele überrieselten, als ich den Einen oder den Andern zum ersten Male sah, und wie flog mein Blick mit begeisterter Hast hinan an das Erkerfenster „der Tanne", als einst ein Vorübergehender uns umhergaffenden Knaben zurief: „Seht doch dort hinauf, dort steht ja der Göthe!" — Sie sind alle fort die großen Menschen, und wenn ich jetzt nach Weimar oder Jena käme, so würde es mir seyn, als wandelte ich auf den Trümmern umgestürzter Hochaltäre und müßte ich auf bemoosten Grabsteinen verloschene Schriftzüge suchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jena und Weimar! — Wenn ich ein Kaiser wäre, so müßtet ihr strahlen von den goldnen Kuppeln der Säulenhäuser, und prangen mit Malen des Ruhms, gegen welche alle Denkwerke Indiens und Griechenlands, am Nil und an der Tiber zusammensänken, wie unsere Thüringer Berge vor den Alpen. Ich würde nicht wägen und markten: denn die Größten sind des Größten werth. In dieser selbstsüchtigen Zeit ist freilich für solche Werke nichts zu hoffen. Aber ein Tag wird kommen, wo die Nation thut, was ihre Väter zu thun unterlassen haben.

Der Saalstrom hat seine Rinne in das Sandsteinplateau eingeschnitten, welches vom Thüringer Waldrücken aus nordwärts in das tiefere Land hineinragt. Hüben wie drüben haben Flüßchen und Bäche ihr Bette gewühlt und bilden bald schmale, bald breiter auslaufende Gründe, welche in das Hauptthal münden. Die in solcher Weise von drei Seiten ausgekerbten Ränder der Hochebene stellen sich als die Berge des Saalthals dar. In der Umgebung von Jena fallen sie steil gegen den Strom ab und haben sehr malerische Formen. Ihre landschaftliche Schönheit wird erhöht durch den Schmuck der Kultur, durch Rebgelände und Obsthaine, durch freundliche Gartenhäuser und altergraue Trümmer von Burgen.

Von einem jener Berge, dem Hain- oder Galgenberge, ist der Anblick Jena's, seines Thals und seiner Höhenzüge am schönsten. Dorthin richtete Schiller an schönen Abenden häufig seinen Spaziergang; und allein oder mit Göthe sah man ihn zuweilen auf einem Stein sitzen, — auf dem, wie die Sage geht, vor Alters die armen Sünder ausruheten, ehe sie die Leiter betraten, die Keiner wieder hinabstieg.

Die Stadt nimmt sich, von fern betrachtet, recht ansehnlich aus mit ihren Thürmen und die Jenenser Chronisten erzählen, daß, als Karl V. in die Gegend kam, ihm der Ausdruck entschlüpfte: „Jena liegt ja da wie ein kleines Florenz". Näher besehen rechtfertigt es diese Vorstellung freilich nicht. Jedem Besucher wird es beim ersten Blick bemerklich, daß der Ort seit mehren Jahrzehnten im Sinken ist. Jena ist in der That mit seinen winklichen, von hohen, öfters baufälligen Häusern eingeschlossenen Gassen einer alten, herabgekommenen Landstadt so gleich, wie ein Ei dem andern. Spuren von Neubau sind nirgends zu sehen und mancher verschlossene Laden zeugt von dem Verkümmern des Erwerbs und Verkehrs. Die meisten Häuser sind für Studentenwohnungen eingerichtet, und wenn man bedenkt, daß vor sechzig Jahren die Universität 1700 Besucher zählte, und unter diesen fast 1100 meist reiche Ausländer waren, während ihre Frequenz seit den letzten Jahrzehnten niemals 500 erreicht hat, so kann man sich die Abnahme des bürgerlichen Wohlstandes bei der Menge der leerstehenden Wohnungen, dem Sinken der Miethen und dem Versiegen sonstiger Nahrungsquellen wohl erklären. Auf den Charakter der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bewohner haben aber diese Verhältnisse nicht nachtheilig gewirkt. Die Jenenser sind noch der lebensfrohe, anmuthige Menschenschlag, und ein gebildeter, guter Ton ist selbst den mittlern und bürgerlichen Schichten eigen. Reinlichkeit im Hause und in den Straßen ist ein alter Ruhm Jena's. Die Zeiten sind vorüber, wo der zügellose Studentenadel Kurlands, Ungarns und Mecklenburgs den Ton angab; das damalige, wegen seiner Rohheit verrufene Jenenser Studentenleben hat der Sitte und Anständigkeit im Benehmen der Musensöhne Platz gemacht, ohne doch die Erscheinungen einer harmlosen, lebensfrischen Romantik ganz zu verdrängen, die den Jünglingen, wenn sie nicht mit anmaßlicher Renommisterei und widerlichem Cynismus in Worten und Werken verbunden ist, jedenfalls besser zu Gesicht steht, als das kopfhängerische Frommthun, das jetzt auf so vielen deutschen Hochschulen auffällt und den Beobachter mit Ekel und Bedauern erfüllt. Möge Jena sein heiteres Studentenleben sich bewahren, zugleich mit jener Achtung auch vor den äußeren Formen der Bildung, die jungen Männern ziemt, aus deren Kreise die Richter, Lehrer, Prediger und Staatsmänner des Volks hervorgehen sollen. — Die Universität, — Jena's Leben und Jena's Stolz, — ist zu allen Zeiten ein Hort der deutschen Gelehrsamkeit und am Firmament der Humanität und Wissenschaft ein strahlendes Sternbild gewesen. Eine längere Reihe von glänzenden Namen hat keine deutsche Universität aufzuweisen, als das kleine Jena, und zu den Geisterschlachten hat es seit Jahrhunderten allezeit ein tapferes Kontingent gestellt. Bis in die Gegenwart herab ist es der Universität möglich geworden, eine rühmliche Stellung zu behaupten, und wer daran zweifeln könnte, dem dürfte man bloß die Namen: Schiller, A. v. Humboldt, Fichte, Schelling, Hegel, Voß, Reinhold, Griesbach, Schlegel und viele andere in's Gedächtniß zurückrufen, welche Zierden der Jenenser Lehrstühle in den letzten 60 Jahren waren. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Dürftigkeit der äußeren Mittel, gegenüber den Ansprüchen, welche unsere Tage an eine Hochschule der Wissenschaften machen, die Möglichkeit mehr und mehr in Frage stellt, ihr Ansehen ungeschmälert fort zu erhalten und gegen die reicher dotirten Schwestern nicht zurückzustehen. Jena's Flor ist, trotz der berühmten Männer, die heute noch sein Stolz sind, in Abnahme begriffen. Nur eine sorgfältige Pflege von Seiten der Regierungen, deren Patronat die Universität unterworfen ist, und die Bewilligung bedeutend größerer Geldunterstützung kann sie vor weiterem Verfall bewahren. Es wäre eine schöne Aufgabe der jetztlebenden, meistens jungen sächsischen Herzöge, den Ruhm ihres Jena zu erneuern, der Hochschule das Feld großartiger geistiger Wirksamkeit nach allen Seiten hin zu öffnen, die Schranken niederzuwerfen, die sie beengen, und die verwachsenen Pfade zu reinigen oder wieder gangbar zu machen. Die Tempel der Gelehrsamkeit bedürfen der beständigen Pflege und ihre Opfer-Priester des erwärmenden und belebenden Feuers. Auch die Feldzüge, Eroberungen, Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften verlangen Zustände, Verhältnisse, Vorbereitungen und Anstalten, die Geld, und öfters viel Geld kosten. Die Misère der kleinen Universitäten in Deutschland ist, daß sie arm sind und ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dotation in der Regel so spärlich und knapp bemessen ist, daß sie nicht selten darauf verzichten müssen, an den wissenschaftlichen Wettläufen Theil zu nehmen, die den Siegern Preis und Ehre bringen. Die Beschränktheit der Mittel läßt die Anschaffung mancher Apparate und Hülfsmittel gar nicht zu, welche manche Disciplinen zu ihrem Fortschreiten nicht entbehren können. Dieser Umstand, verbunden mit der Kärglichkeit der Besoldungen, hat zur Folge, daß die Professur von dem hervorragenden Talente gar oft nur als Staffel zum Erklimmen einer andern Stellung, oder als ein Wartepostен betrachtet wird, von dem es scheidet, sobald der Ruf an eine besser dotirte Anstalt aus der Ferne ertönt. Die Mittelmäßigkeiten bleiben, die Berühmtheiten gehen; — ein Umstand, der dem Charakter des Lehrerstandes an kleinen Universitäten auch nicht günstig seyn kann, da sich mit der Mittelmäßigkeit leicht das Gefühl der Abhängigkeit verknüpft und dieses nur zu häufig der Festigkeit des Charakters und männlicher Gesinnung Eintrag thut. Man denke sich Jena ausgerüstet mit größern Geldmitteln und in diesem Jena einen festgeschlossenen Kreis von Männern wie Oken, Schleiden ꝛc. unter dem Schirm freier Gesetze und unter dem zuverlässigen Schutze von Fürsten, wie Karl August einer war, und frage sich, wie lange es dauern würde, die glanzvollen Zeiten zurückzuführen, da 1800 Jünglinge, deutsche und fremde, sich um seine Lehrstühle drängten und die Universität auf den Namen „Saal-Athen" stolz seyn konnte. Gerade jetzt wäre es die Zeit. — Bevormundung und Knechtung der Lehr- und Hörfreiheit verleidet manchem berühmten Lehrer eben so sehr wie der studirenden Jugend das Leben auf vielen größern Hochschulen und das Gift einer geheimen Regierung in jesuitischem Geiste richtet auf manchen Geister und Wissenschaft zu Grunde. Gegen solches Gift wäre kein Mittel wirksamer, als die liberale Ausstattung einer kleinen Universität wie Jena mit allen Mitteln zur Berufung berühmter Lehrer und zur Anschaffung der umfassendsten wissenschaftlichen Apparate, unter der offiziellen Erklärung, daß sie der Freiheit der Wissenschaft und der Lehre ein unantastbares Asyl sey. Oder ist der Geist ohne Erbe, der einen Oken auf das Katheder berief, und Schillern einen Lehrstuhl gab, — Schillern, der auf die Frage: Was glaubst du? antwortete.

„Welche Religion ich bekenne? Keine von Allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? — Aus Religion".—

Schillern, der bekannt hat, daß er den Abfall der Niederlande nur deshalb schrieb, weil ihn „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Kampfe siegen", begeistert habe; — der als Professor die kühnen Worte drucken ließ: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu ähnlichen Thaten rufen"; — Schillern, sage ich, — der in seinem Schwanenliede, im Tell, vor seinem Volk das ewige Wort gesprochen:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden;
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hängen unveräußerlich —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, — wenn kein andres mehr
Verfangen will — ist ihm das Schwert gegeben!"

Es gehört jetzt freilich etwas mehr Muth dazu, ein Karl August zu seyn, als damals, und wo ist Muth jetzt zu finden? —

Aus einer stillen Stadtecke, zwischen Hecken und verfallenem Gemäuer, an baufälligen Hintergebäuden, Scheunen und Ställen vorüber, führt ein schmaler, grasbewachsener, wenig begangener Pfad, das Mönchsgäßchen genannt, hinaus zu einigen Gärten, die eine mäßige Anhöhe bedecken. Aus einem derselben schaut ein zweistöckiges Haus zwischen Obstbäumen hervor. Es ist unschön, unregelmäßig, mit einem Anbau, der einen kurzen, thurmartigen Aufsatz trägt. Dies ist Schillers Gartenhaus, jetzt die Wohnung des Direktors der Universitäts-Sternwarte, welche in dem Anbau eingerichtet ist. An derselben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologie brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni ausgestattet hat, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft der modernen Bildung den Lauf und Wandel der Gestirne nach ewigen Gesetzen. —

Einsam und abgeschieden, wie diese Gartenwohnung ist, so lebte auch Schiller in Jena, zurückgezogen von der Welt, seinen Umgang auf wenige Vertraute beschränkend, unbekannt den meisten seiner Mitbürger. Viele Jenenser jener Zeit haben Schillern nie gesehen, obschon er so viele Jahre unter ihnen gelebt hat.

Hinter dem Hause ist eine hochgelegene Baumpflanzung mit Pfaden durchwunden. In der südlichen Ecke derselben, auf einem Vorsprunge, von dem man einen freien, reizenden Blick über Stadt und Thal genießt, liegt, an der Stelle eines jetzt abgebrochenen Borkenhäuschens ein bemooster Felsblock, auf dem die Worte stehen:

„Hier schrieb Schiller den Wallenstein".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine Linde, ein Paar Tannen und Akazien beschatten das Plätzchen. Schiller kaufte diese Besitzung im Jahre 1796. Auch als er schon nach Weimar gezogen war, kehrte er oft des Sommers dahin zurück. Die herrlichsten Werke dieser Periode sind in dem Erkerstübchen entstanden, in demselben, wo er oft mit Göthe bis spät nach Mitternacht zusammensaß,

Den Sphären lauschend,
Gedanken tauschend;
Einer dem Andern, zu Beider Ruhme,
Sonne zugleich und Sonnenblume.

In sternenheller Nacht, oder wenn der Vollmond sein bleiches Zwielicht in die schattigen Gänge warf, sah man sie oft wallen, Arm in Arm, horchend den Chorälen in den Baumwipfeln, oder sprechend von den Kräften, welche Welten um Welten führen, und von der Macht, welche die Gestirne im unermeßlichen Raume aufgehangen und ihre Bahnen geordnet. „Da flogen", berichtet ein Freund Göthe's von solchen Stunden, „die Lichtheere an ihrem Blick vorüber, ihre Seele badete im Strome der Milchstraße und wälzte sich jubelnd im Blüthenstaube junger Welten". —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KIRKWITZ

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCCVI. Liegnitz.

Man kann recht pretentiös werden, wenn man fortwährend Gutes genießt und Schönes sieht. Man wird eigensinnig und undankbar zugleich. Auf den langen Genuß des Guten verlangt der lüsterne Sinn nach dem Besten, und wenn man immer Schönes vor Augen hat, will endlich nur das Allerschönste noch behagen. So fühlen sich Viele mitten im Ueberflusse arm und dürftig und ich habe einen alten Schiffskapitän gekannt, der fünf Mal die Welt umfahren hatte, und der, bei Betrachtung einer Landschaft, welche andere Menschenkinder in Entzücken setzte, zu gähnen gewohnt war. Der arme Mann darbte bei voller Tafel.

Mir selbst, als Universumschreiber, geht's zu Zeiten nicht viel besser. — Wenn ich, von einem Welttheil zum andern mich versetze, bald von Bergen herabschaue, bald über Meere schwebe, bald goldne Paläste, bald schaurige Katakomben durchwandere, bald die Gletscher des Himalaya betrachte, bald den Sturz des Niagara schauen muß und endlich mit müden Flügeln und verwöhnten Sinnen zu einem Alltagsbild gelange, an dem nichts zu sehen und nichts zu beschreiben ist, was die ermattete Phantasie erfrischen und reizen kann, — so wende ich mich ab, und langweile mich und Andere.

So ein Alltagsbildchen — die Liegnitzer mögen's mir verzeihen — ist das Conterfei der hübschen, blühenden Hauptstadt eines schlesischen Regierungsbezirks mit ihrer wohl kultivirten, obschon einförmigen Umgebung. Andere mögen über Liegnitz ein Buch schreiben, ich beschränke mich auf die Notiz, daß in kaum 800 Häusern 15,000 Menschen Raum finden, und die Stadt eine Menge Anstalten besitzt, welche von ihrer Bewohner lebendigem Sinn für christliche Wohlthätigkeit und für ihre Liebe zur Wissenschaft, Kunst und Literatur ehrendes Zeugniß geben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Finde ich die Prosa in den Mauern, so suche ich die Poesie außerhalb der Thore", — sagte der alte Gellert von seinem Leipzig. Auch Liegnitz hat in seiner Nähe einen Ort, wo Helden-Geister um Mitternacht Schlachten schlagen, wie die Sage geht. Auf der Wahlstatt an der Katzbach sank das deutsche Banner, getragen vom Herzog Heinrich von Liegnitz, am 9. April 1241 mit 40,000 deutschen Männern in der Vertheidigung der Reichsgrenze gegen das zahllose Heer weltverwüstender Mongolen, und 572 Jahre später errang Blücher mit seinen Preußen auf demselben Felde den unsterblichen Sieg zur Rettung Deutschlands aus fremden Ketten.

„Aus fremden Ketten!" — so ruft verspottend die lachende Echo,
Ruft's und die Söhne des Teut senken erröthend das Haupt. —

DCCVII. Jefferson City in Missouri.

Seit Jahrhunderten quälen sich die Völker im alten Europa mit Experimenten ab, ihre gesellschaftlichen Zustände zu verbessern und ein Staatssystem zu finden, welches auf Einfachheit, Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit dauernd ruht. Sie sitzen in Schmerzen und Ungeduld und schmachten und dulden und sehen den Schneckengang des gesellschaftlichen Fortschritts mit an; jedem Versuch, ihn zu beschleunigen, folgt ein Rückgang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

JEFFERSON CITY

MISSOURI - RIVER

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und an der Völker eignen Thorheit, an ihrem Aberglauben, ihrer Unbeständigkeit, ihrer Selbstsucht und ihrer Feigheit erkaltet allmählig auch das glühendste Hoffen auf eine befriedigende Lösung der großen Frage.

Jene Sehnsucht und diese Hoffnungslosigkeit sind die Quellen des Menschenstromes, welcher sich, mit jedem Jahre breiter und tiefer werdend, aus Europa den Ländern des Westens zuwälzt. Die Amerikawanderer sind keine Abenteurer mehr, oder Auswürflinge ihrer Heimath; es sind keine Revolutionsmacher, keine Demagogen, keine Journalisten, keine Freiheitstheoretiker, keine schwärmerischen Jünglinge; zum größten Theil sind es Gutsbesitzer, schlichte Handwerker und arbeitskräftige Landleute. Oft feilen sie Jahre lang beharrlich an der Kette, welche sie an die alte Galeere fesselt, und wenn sie gehen, so gehen sie ohne Fluch und ohne Klage, wenn auch mit gebrochenem Herzen.

An den Einschiffungshäfen theilt sich der Strom der Auswanderung; der eine richtet sich nach New-Orleans, der andere nach New-York oder Baltimore und unsere Landsleute vertrauen sich zum größten Theile diesem letztern an. In Amerika spaltet sich nochmals der Zug in vier Hauptarme, deren Ziele die Namen Minnesota, Illinois, Jowa und Missouri, — junge, rasch aufblühende Staaten des fernen Westens, — bezeichnen. Missouri besonders nahm mehre Jahre lang einen großen Theil der deutschen Auswanderer auf. Jetzt richtet sich die deutsche Colonisation nicht minder häufig nach Minnesota und Illinois.

In jenen jungen Staaten ist das Colonisationsleben in beständiger Erregung, und mit unbegreiflicher Schnelligkeit breiten sich Kultur und Ansiedelung aus. Ununterbrochen schallen die Urwälder von den deutschen Axtschlägen und die Riesen der Forste neigen ihre Häupter vor unsern arbeitsamen Landsleuten. Was heute undurchdringliche Waldöde war, ist morgen schon Saatfeld, und wo der Wolf den Bison durch das Dickicht jagte, klettert die edle Rebe, gepflanzt und gepflegt von dem fleißigen Pfälzer oder dem Franken. Deutsche Farms bedecken oft ausschließlich in Strecken von vielen Quadratmeilen das gerodete Land, die Gehöfte wachsen schnell zu Dörfern zusammen, Flecken entstehen, Städte richten sich empor von deutschen Händen, und ehe wir noch ihre Namen auf unsere Karten eintragen, oder sie in unsere Lehrbücher einregistriren, haben sie sich öfters schon durch eiserne Pfade verbunden.

Wer hat von Jefferson City am Missouri gehört? Gewiß die wenigsten meiner Leser. Und doch ist's die junge Hauptstadt des Staats Missouri und schon über tausend Deutsche haben sich dortherum Wohnsitze gebaut. Jefferson City, die Capitale einer Republik, deren Umfang größer ist, als England und Wales zusammen genommen, ist zwar noch ein Kind; aber in 20 Jahren wird es seine Bewohner nach Zehntausenden zählen. Vor fünfzehn Jahren campirten noch Indianerhorden auf der Stätte, — und im vorigen Herbste fuhr mein Sohn ununterbrochen auf der Eisenstraße von New-York, eine Entfernung von 1200 engl. Meilen, in vier Tagen dahin. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die deutschen Niederlassungen in diesen Gegenden und ihr schnelles Aufblühen beweisen, wie leicht sich der Deutsche, dessen politische Unfähigkeit in seinem alten Vaterlande so verschrien ist, in den freien Formen des Staats- und Gemeindelebens zurecht finden kann und wie diese vom Geiste der Freiheit durchdrungenen Verhältnisse die Kraft haben, in kurzer Zeit eine gänzliche Verwandlung des politischen Menschen hervorzubringen.

Bekanntlich wurzelt in Amerika die bürgerliche Freiheit vorzugsweise in den Gemeinden. Wo die Gemeinde nicht frei ist, da kann überhaupt nicht von einem freien Staate die Rede seyn. Freie Gemeinde-Verfassung ist für die bürgerliche Freiheit, was die Volksschule für die Wissenschaft ist; sie bringt die Freiheit dem Volke näher und sie gewöhnt es an den friedlichen Gebrauch derselben. Ohne freie Gemeinde-Verfassung kann eine Nation sich nie eine freie Regierung geben; noch wird sie je durchdrungen werden vom Geiste der Freiheit, kurz, sie wird nie frei seyn. Vorübergehende Aufwallungen, gewaltig erregte Gefühle, leidenschaftliche Freiheitsliebe, die Noth des Drucks und die Qual der Knechtschaft können wohl die Alleinherrschaft stürzen und dem Staate die äußerliche Form der Republik und des freien Bürgerthums verschaffen; aber fehlt das freie Gemeindeleben, so wird auch die freieste Staatsverfassung ein todtes Wort bleiben und nicht verhindern, daß die besiegte und verdrängte Einzelherrschaft früher oder später wieder in den Besitz der Gewalt komme und sich von Neuem befestige. Die Geschichte hat dies zu allen Zeiten bewiesen. Sieben Revolutionen haben Frankreich alle möglichen freien Regierungsformen gegeben; aber keine gab ihm freie Gemeinden; und sechzig Jahre aufopferungsvollen Strebens nach bürgerlicher Freiheit haben jetzt in einem Despotismus ihr Ziel gefunden, der kein Recht achtet und dem kein Gesetz Schranken steckt. In der Schweiz hingegen wurde die freie Gemeinde das Fundament der Unabhängigkeit und diese besteht, segnend und beglückend, seit einem halben Jahrtausend. Die freie Gemeinde macht England wirklich frei trotz der Krone, die es trägt, und die Republik Polen hat niemals ein freies Volk erzogen, weil sie keine freie Gemeinde gekannt hat.

Das Volk ist in Nordamerika die Quelle aller gesellschaftlichen Gewalt, und nirgends übt das Volk seine Macht unmittelbarer aus als in der Gemeinde. Die Gemeinde-Verfassung der Vereinigten Staaten sollte von jeder Nation, die nach bürgerlicher Freiheit strebt, zum Muster genommen und nachgeahmt werden und ihre Einführung sollte allemal die erste Frucht einer Aenderung seyn, die den freien Staat zum Zweck hat. Durch Vertretung wirkt in Nordamerika die Majorität der Bürger nur dann, wenn es sich um allgemeine Angelegenheiten des Staats handelt; in der Gemeinde hingegen, wo die gesetzgebende und verwaltende Thätigkeit den Regierten viel näher liegt, ist auch ihre Theilnahme an der Regierung unmittelbar. Es gibt dort keine regierenden Bürgermeister, Stadträthe oder Magistrate in deutschem Sinne. Die Magistratspersonen der Gemeinden sind mehr Ehren- oder Titularposten; die Gemeinde regiert sich selbst, und sie hat beständig Anlaß, ihre Regierungsgewalt zu üben. Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Amtsbefugnisse der Magistrate sind immer sehr beschränkt und die Wahrnehmung der Gemeindeinteressen ist unter eine sehr große Menge von Bürgern, die auf kurze Zeit gewählt werden, vertheilt; ihre Aemter sind meist Ehrenämter ohne Lohn und stehen unter beständiger Controle der Gemeindeversammlungen. Die das meiste Vertrauen bei ihren Mitbürgern genießenden Gemeindeglieder bilden überall einen permanenten Ausschuß, um die Verwaltung der Gemeindebeamten in allen Zweigen zu überwachen. Dieser durch jährliche Wahlen erneuerte Ausschuß beruft die Gemeinde, wenn es gilt, Mißbräuche abzustellen, Uebelstände zu entfernen ꝛc. Das Veto der Gemeinde entscheidet endgültig. Der Ausschuß kann so wenig, wie die übrigen Gemeindebeamten, eine Wahl ablehnen, oder sich der Ausübung der Pflichten entziehen, welche ihm das Vertrauen der Mitbürger auflegt; er ist für die rechte Erfüllung seiner Funktionen stets persönlich verantwortlich. Dem Ausschuß (select men) liegt es ob, in jeder Gemeinde die Steuerlisten anzufertigen, und das Vermögen und den Erwerb eines Jeden einzuschätzen: ein schwieriges und undankbares Geschäft, das große Gewissenhaftigkeit und ein scharfes Urtheil erfordert. Läßt sich der Ausschuß dabei eine Nachlässigkeit oder Ungerechtigkeit zu Schulden kommen, so ist er schweren Strafen verfallen. Sehr häufig übt der Ausschuß, wenn er sich des vollen Vertrauens seiner Mitbürger bewußt ist, eine diskretionäre Gewalt aus. Er kann sich dadurch den Dank seiner Mitbürger erwerben; aber immer ruht die volle persönliche Verantwortlichkeit auf allen seinen Handlungen und jeder Bürger hat zu jeder Zeit das Recht, ihn vor der Gemeinde oder durch die Presse zur Rechenschaft zu ziehen. Will er aber die mindeste Aenderung in der Organisation der Gemeinde einführen oder etwas unternehmen, was den Gemeindesäckel, die gewerblichen oder Eigenthums-Interessen der Mitbürger berührt, so muß er allemal auf die Quelle seiner Gewalt zurückgehen und die Sache der Berathung und dem Beschluß der ganzen Gemeinde unterwerfen. Er beruft die Gemeinde, setzt in öffentlicher Versammlung das Bedürfniß auseinander, das sich im Gemeindeleben fühlbar gemacht hat, trägt die Mittel vor, ihm abzuhelfen, hört die Einwürfe, sucht irrige Ansichten zu berichtigen, und nachdem der Gegenstand besprochen und geprüft ist von allen Seiten, fordert er die Gemeinde zur Abstimmung über jeden Punkt und über alle Verbesserungsanträge auf. Die Versammlung beschließt und legt die Ausführung ihrer Beschlüsse in die Hände ihrer Beamten.

Der Ausschuß wird jedes Jahr neu gewählt, gewöhnlich im April oder Mai. Gleichzeitig besetzt die Gemeinde die während des abgelaufenen Jahres durch den Tod erledigten Gemeindeämter, oder solche, welche nur Jahresdauer haben. Die kleinste Gemeinde hat etwa 20 verschiedene Gemeindewürden; große haben oft viel mehr. Fällt die Wahl auf Bürger, die nicht ohne großen Nachtheil ihre Zeit den Amtsfunktionen widmen können, so werden sie, nach Maßgabe Dessen, was sie geleistet haben, durch Gemeindebeschluß wohl aus der Gemeindekasse belohnt. Feste unveränderliche Besoldungen sind fast niemals ausgeworfen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Verhältniß der Gemeinde zum Staat weicht von dem, was wir uns in Deutschland darunter vorstellen, gänzlich ab. Der Amerikaner gehorcht nur deswegen der Gesellschaft, weil die Vereinigung mit seines Gleichen ihm nützlich scheint. Er gibt von seiner persönlichen Freiheit an die Gesellschaft gerade nur so viel ab, als dieselbe nöthig hat, um ihre auch ihm zum Nutzen gereichenden Zwecke zu erfüllen. In diesem Sinne und in keinem andern, nennt sich der Amerikaner Staatsangehöriger und ist dem Staatsgesetz unterthan. In Allem, was ihn selbst angeht, ist und bleibt er eigner Herr; sein Handeln, sein Thun und Lassen hängt von seiner Selbstbestimmung ab; er ist frei und für seine Handlungen nur Gott verantwortlich. Daher der Grundsatz, daß das Individuum der beste und einzige Richter über sein Privatinteresse sey, und die Gesellschaft nur in sofern ein Recht habe, seine Handlungen zu bestimmen, als sie sich durch dieselben verletzt fühle, oder wenn sie seinen Beistand bedürfe.

Die Gemeinde ist die ursprüngliche Gesellschaft. Sie war früher da, als der Staat, und dem Staate, als einer Gesammtheit von Gemeinden gegenüber, ist sie gleichsam ein Individuum, wie es der einzelne Bürger gegenüber der Gemeinde ist. Dies Verhältniß ist in der gesellschaftlichen Entwickelung naturgemäß begründet. Jeder Amerikaner ist darüber klar, denn diese Entwickelung geschieht noch täglich vor seinen Augen. Alles politische Leben in Amerika ist im Schooße der Gemeinden entstanden; denn jede stellt ursprünglich einen selbstständigen, sich selbst regierenden Verein vor. Selbst in den frühesten Zeiten der Colonisation war es nicht anders. Am Delaware und am Potomak lebten die ersten Gemeinden in voller Freiheit, und als später die Könige von England ihre Souveränitätsrechte geltend machten, nahmen diese nur die Centralgewalt in Anspruch. Sie ließen den Gemeinden ihre freien Verfassungen; ihr selbstständiges Leben blieb unbeeinträchtigt. So sind die Gemeinden in Nordamerika allezeit unabhängige Gesellschaften geblieben, und kein Angehöriger der Union wird je dem Staate das Recht zugestehen, sich in die Leitung von Gemeindeangelegenheiten zu mischen. Man sieht daher in der ganzen Union die Gemeinden ihre Einnahmen und Ausgaben selbst reguliren, Unternehmungen machen, kaufen und verkaufen, Schulen, Kirchen, Brücken, Straßen bauen, polizeiliche Einrichtungen treffen ꝛc., ohne daß es einer Staatsbehörde jemals einfiele, sich darum zu bekümmern, oder sie zu bevormunden.

Den gesellschaftlichen Pflichten gegen den Staat nachzukommen, kann keine Gemeinde sich weigern. Diese Pflichten sind einfach und klar: ihre Grenze ist durch die Verfassung bestimmt gezogen. Will der Staat eine Eisenbahn, einen Kanal, eine Poststraße anlegen, so darf die Gemeinde ihr Gebiet ihnen nicht verschließen. Will er höhere Unterrichtsanstalten, Gerichtshöfe ꝛc. errichten, so hat die Gemeinde keinen Einspruch zu thun. Die Gemeinde muß ausführen helfen, was das Volk zum Nutzen und zur Erhaltung des Staats gesetzlich votirt und vollzogen haben will. Aber der Vollzug geschieht nie durch die Regierungsbehörden selbst und unmittelbar; er ist der Gemeinde überlassen. In Deutschland erheben die Staatseinnehmer die Abgaben und Staatsgefälle, in Nordamerika ist der Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meinde-Einnehmer allein dazu berechtigt. Dort leiht die Regierung ihre Beamten den Gemeinden; hier leiht die Gemeinde ihre Würdenträger der Regierung. Sie duldet keinen Eingriff in das Gemeindeleben von außen; sie verwaltet sich selbst, auch in ihren Beziehungen zum Staate.

Dieses freie Gemeindeleben, das eifersüchtig seine Selbstständigkeit wahrt, das mit Argusaugen jeden Versuch des Staats, die Schranken seiner Macht zu erweitern, erspäht und mit Selbstbewußtseyn zurückweist — ist die Mutter jenes Gemeingeistes, der in Amerika so Vieles schafft, was wir bewundern, aber nachzuahmen zu schwach sind. Jede Gemeinde ist eine kleine Republik und jeder Staat ist nur eine Föderation solcher Republiken. Jede Gemeinde ist unabhängig in ihrem Kreise und machtvollkommen. Alle ihre Bewegungen sind frei. Wo aber Macht, Freiheit und Unabhängigkeit sich vereinigen, da hängt der Mensch mit Liebe an den gesellschaftlichen Einrichtungen und die Liebe allein ist's, die willig Opfer bringt. Jeder Gemeindeangehörige f..hlt sich geehrt, wenn ihn die Wahl und das Vertrauen seiner Mitbürger zu einem unbezahlten Gemeindeamte ruft. Für die Gemeinde zu wirken, hält er seines Ehrgeizes allezeit werth.

Wie ganz anders ist dies im monarchischen Europa, wo man ein freies Gemeindeleben niemals aufkommen läßt, wo das Princip der Centralisation aller Macht und Regierungsgewalt beständig darauf hinwirkt, die immer neu aufsprießenden Keime der Freiheit und der Selbstständigkeit in der Gemeinde zu zertreten und zu zerstören und das Gemeindeleben beständig am Gängelbande der Herrschaft zu halten. Ist es unter solchem Verhältniß nicht seltsam, Klagen der Regierungsorgane über Mangel an Gemeingeist zu vernehmen? — Die Klagen beweisen, daß die Regierungen wissen, welch ein großes Element der Ordnung der Gemeingeist ist: aber sie wagen es nicht, ihn zu erzeugen. Sie fürchten, wenn sie die Gemeinde stark und selbstständig machen, die Staatsgewalt zu theilen und den Staat der Anarchie auszusetzen. Sie möchten die Wirkung wohl, aber sie scheuen die Ursache. Und doch sind beide nicht zu trennen. Eine Gemeinde ohne Macht und Kraft, ohne Freiheit und Unabhängigkeit, wird allezeit nur Verwaltete erzeugen, niemals Bürger.

Geht, — möchte ich Allen zurufen, die eine Stimme haben im Regieren und Organisiren der Staaten — geht hinüber in die jungen Republiken Nordamerika's und beobachtet dieses rührige und glückliche Gemeindeleben, das den Staatsregierungen ihre Arbeit so leicht und gedeihlich macht. Die kleinste Gemeinde in Amerika ist wie ein Bienenschwarm, so thätig und voll Ordnung. — Jeder Tag bringt dem Gemeindeangehörigen die Erfüllung einer Pflicht oder die Ausübung eines Rechts. Dieses regsame, politische Leben des Gemeindebürgers gibt der Gesellschaft eine beständige Bewegung: aber sie ist eine friedliche, eine Bewegung der Ordnung. Sie belebt, ohne zu verwirren; sie macht frei und schafft den Allgemeinsinn für Gesetzlichkeit. Sie zerstört nicht; sie erhält und baut auf. Zufriedenheit Aller ist ihr Ziel, und im Gemeindeglück findet das Glück jedes Einzelnen eine Stütze. Bei dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tiefen Frieden im Innern und der großen materiellen Wohlfahrt Amerika's sind Stürme im Gemeindeleben nur selten. Wenn solche ausbrechen, sind sie allemal von kurzer Dauer und wenn auch heftig, doch niemals verheerend. Sie haben keine Nahrung in dem Ständeunterschied, in der Herrschsucht der Familien, im Nepotismus. Solche Dinge bestehen in Amerika nicht einmal dem Namen nach. — Kein Theil der Gemeinde *kann* in eine Versuchung kommen, den andern zu unterdrücken, oder durch Ungerechtigkeit zu kränken. Die *öffentliche Meinung*, durch die freie Presse unterstützt, ist so *allgewaltig*, daß selbst der Verwegenste so etwas gar nicht wagen könnte. Verwaltungsfehler aber, welche Gemeindebehörden machen, sind bei der Durchsichtigkeit des ganzen Haushalts und der Vielseitigkeit der Controle immer sogleich bemerklich und werden korrigirt, ehe sie dem Gemeindeleben beträchtlichen Schaden bringen können. In dieser Beziehung steht Amerika einzig da und ist ein Muster für die ganze übrige Welt.

Wie *schnell* der ächte Gemeingeist unter einer angemessenen Verfassung gedeiht und gedeihen kann, ist an den jungen Gemeinden recht deutlich zu erkennen, die, aus den heterogensten Elementen der Colonisation und öfters aus den ungleichartigsten Nationalitäten gebildet, täglich im fernen Westen entstehen. Wenig Monate reichen hin, sie zu vereinigen und sie in der Gemeinde den Mittelpunkt ihres friedlichen Zusammenwirkens erkennen zu lassen, und oft ehe ein Jahr um ist, ist aus dem störrigen Iren und dem dummen deutschen Bauer ein Gemeindebürger geworden, der seine Pflichten klar erkennt und freudig erfüllt. Er wird ein eifriges Glied der Gesellschaft und ist stolz darauf, wenn er berufen wird, an ihrer Leitung mitzuwirken. Er liebt sie, weil sie ihn hebt und veredelt, weil sie sein Loos verbessert; er setzt in ihr Wohl seinen Ehrgeiz und seine Zukunft; er betheiligt sich an jeder Erscheinung des Gemeindelebens, er versucht in dem beschränkten Kreise, der ihm erreichbar ist, seine politischen Fähigkeiten und diese gelangen durch die Uebung zur Kraft und Bildung; er gewöhnt sich an die Regeln des Gesetzlebens, ohne welche die Freiheit nur zu leicht ausartet; er durchdringt sich mit ihrem Geiste, begreift ihre Formen und gelangt zu klaren und praktischen Begriffen sowohl über die Natur seiner Pflichten, wie über die Ausdehnung und Grenzen seiner Rechte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BROADWAY
New York

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCCVIII. Broadway in New-York.

Jeder Graukopf hat im Leben Augenblicke gehabt, wo er sich dem Teufel verschreiben mochte. Wenn Noth und Sorge zwicken und zwacken an allen Nervenbündeln der Seele; wenn Furcht und Haß, Unmuth und Zorn mit der neunschwänzigen Katze geißeln; wenn jeder Glücksplan in Unheil ausgeht, keine Arbeit, kein Können, kein Wagen mehr verfangen, kein Gebet mehr trösten will; wenn der Platzregen des Unglücks auf den Menschen niederprasselt, wie aus den Schleußen des Himmels während der Sündfluth; wenn kein Freund mehr Stand hält und jede Treue in Verrath umschlägt: — dann mögen wohl auch starke Geister den Bösen anrufen und als letzten Helfer in der Noth citiren. Wer, in dessen Leben Sturm und Sonnenblicke, Auf und Nieder, häufig wechselten, hat nicht schwache Stunden gehabt, wo er sich von Gott verlassen wähnte? Ich habe es an mir selbst erfahren. Mein ganzes Daseyn ist ein Ringen und Kämpfen, ein Mühen und Plagen, ein beständiges auf der Bresche Stehen gewesen, und seit meine Wehrkraft sinkt und das Alter Körper und Geist schwächt, wird das Gefühl der Ueberlegenheit geringer und das stolze Selbstvertrauen wankt auf seinen Fundamenten. Die feindlichen Gewalten, die es auf Verderben angelegt, haben meine Schwächen und meine Noth erforscht, und wo keine ist, da weiß der schleichende Verrath welche herbeizuführen. In solchen bedrängnißvollen Tagen hatte ich wohl auch zuweilen ein Gelüste, den Teufel zu citiren: aber der träge Bursche ist allemal zu spät gekommen, und wenn er kam, so wurde ihm die Thür gewiesen. Ein Verzweifeln kann auf Augenblicke auch den tüchtigsten Menschen überkommen. Es ist ihm keine Schande. Wo es aber dauert, führt es in sicheres Verderben. Sichselbstverlassen ist der Seele Tod. — „Herr! führe uns nicht in Versuchung!" — bete darum Jeder am Morgen, wie am Abend. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Guten Tag, Reichs-Parlamentsmann! Was gibt's Neues?" — „„Pierce hat, um die Vollblütigkeit unseres Staatsschatzes zu kuriren, für Kanada 100 Millionen geboten, und bei Barnum ist Washingtons Tante und die Seeschlange ausgestellt"". — „Die Schlange möchte ich sehen —", sagte mein Sohn, der New-Yorker Buchhändler, und Arm in Arm schlenderte er mit seinem Freunde Fröbel, — der einst mit Robert Blum auf der Schwelle der Ewigkeit gestanden, — von White-Hall-Kay durch die schattigen Gänge des Parks nach der Marmor-Fronte des Rathhauses. Sie waren wenige hundert Schritte gegangen und Broadway that sich auf mit seiner unendlichen Perspektive. Broadway ist die prächtigste Straße in der neuen Welt. Sie beginnt am Südende der Stadt, fast am Meerstrand und führt in gerader Linie, in einer Breite von 100 Fuß, anfänglich unter dem eigenen, dann unter anderen Namen, bis zum nördlichen Ende New-Yorks, so daß sie es der ganzen Länge nach durchschneidet. Der ländliche Charakter, welcher in den Gängen des Parks und den Alleen der Batterie oder Castle-Gardens Dich in New-York anweht, ist mit dem ersten Tritt in Broadway verschwunden; es umfängt Dich das Leben der Weltstadt wie eine brausende, schäumende Woge des Oceans.

Ein Dualismus beherrscht die ganze amerikanische Welt, und er macht sich kenntlich in jedem ihrer Theile. Das ganze Wesen des Yankeethums spiegelt sich in Broadway wieder. Es ist da Etwas, was der Ebbe und Fluth des Meeres, Tag und Nacht, Mann und Weib gleicht. Zu den Gegensätzen gesellt sich das Uebermaß; es ist sichtbar in allen Dingen und Erscheinungen. Wo aber ein Uebermaß ist, ist auch ein Mangel. Jedes Süß hat sein Sauer, und jeder Fähigkeit, durch die wir Vergnügen empfangen, ist eine entsprechende Strafe für ihren Mißbrauch auferlegt. Die Natur haßt Uebertreibung, sie duldet kein Monopol des Genusses und des Vergnügens, ohne die Monopolisten zu züchtigen. Wenn der Reichthum praßt, vermehren sich auch Die, welche ihn verzehren; häuft der Sparsame Besitzthümer auf, so gibt die Natur ihm die Sorge zum Begleiter. Für jedes Ding, das der Mensch gewinnt, verliert er etwas. Die sich aufbäumenden Wogen des Meeres suchen nicht eiliger die ausgleichende Ebene, als das Uebermaß im Leben und dessen Erscheinungen ein nivellirendes Verhältniß. Es findet sich immer ein Etwas, das den Uebermüthigen, den Starken, den Reichen, den Mächtigen, den Glücklichen hinabdrückt, und mit dem Minderbegabten und Minderglücklichen in ein Gleichgewicht zu bringen trachtet. Das beobachtende Auge wird dies überall finden; nur darf es sich vom Schein nicht täuschen lassen.

Das äußerliche Leben in Broadway trägt durchgängig den Stempel des Reichthums, des Luxus und des Vergnügens. Alle Etablissements in dieser Straße, — die Läden, Hotels, Kaffee- und Speisehäuser, Konditoreien, Austernkeller, Lesezimmer und Klubs — alle, bis zu den Salons der Haarschneider, Barbiere und Zahnausreißer herab, sind mit übertriebenem Prunk ausgestattet. Es macht, von außen besehen, eine großartige Wirkung, zumal auf den Neuling. Ueberall blitzt's und blendet's, flackert's und funkelt's; doch unter all' dem Schein und Schimmer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann ein recht behaglicher Genuß nicht aufkommen. Nachts zumal, wenn die Falten der reichgeblümten, schweren Seidengardinen, die Silbertapeten und die Goldrahmen der gewaltigen Spiegel von Gasflammen bestrahlt werden, bieten Restaurationen und Kaffeehäuser einen fast zauberhaften Anblick dar. An den heißen Sommerabenden, wo die schwüle, drückende Luft die Spaziergänger schnell ermüdet, sind namentlich die Eiscremesalons gedrängt voll wohlgekleideter Männer und Frauen. Nicht minder die Austernkeller ersten Rangs, welche, die Souterrains vieler Prachtgebäude einnehmend, sich, wie Aladdins Höhle, funkelnd von Licht und Pracht, auf den Broadway öffnen und die lustwandelnden Schaaren in ihre Tiefen locken. Schauen wir selbst! — Folge mir hinab in die schimmernden Trinitatistempel des Luxus, der Lust und des Genusses! — Von der letzten Stufe einer breiten Marmortreppe, auf der ein Gaskandelaber hinableuchtet, treten wir durch eine Pforte von vergoldeten Säulen in einen Feensaal. Zu beiden Seiten des langen gewölbten Raums streckt sich, schwimmend in Licht, das zurückgeworfen und vervielfältigt wird von zahllosen Spiegeln, unter Draperien von Gold- und Silberstoffen hin, eine lange Reihe der prächtigsten Arkaden aus. Sie sind mit anmuthigen Malereien und Schnitzwerk geziert, mit kostbaren ultramarinblauen oder carmoisinrothen Gardinen verhängt und an den Pfeilerwänden, oder in den Cassetten der Decken mit Krystallglas ausgelegt. Jede der Arkaden bildet eine Anzahl durch Marmorsäulen und Vorhänge getrennte Kämmerchen, manche durch Kronleuchter strahlend erleuchtet, andere durch gefärbte Lampen in Helldunkel gehüllt, in denen das kostbarste Mobiliar, ein schwellender Divan von Sammt, geschnitzte Lehnsessel und Longchaises, allerliebste Tischchen von Rosenholz, im Verein mit den Bildern an den Wänden durch die Vorstellungen des ausgesuchtesten Luxus und Comforts auf die unbewachten Sinne wirken. Hier ist Alles, was das Auge sieht, mit seinen Lichtern und Schatten auf das Meisterhafteste für das Eine berechnet, die Begierde zu erregen, die Lust für Genuß zu erwecken. Da ist kein leeres Plätzchen, auf dem das Auge ausruhen, der Gedanke sich sammeln und abkühlen könnte; jedes Winkelchen ist verziert, geschmückt, ausgefüllt mit reizenden Gegenständen und jeder Gegenstand leitet immer auf den einen Zweck hin. Dort lauert ein Amor mit zielendem Pfeil von einem Postamente, daneben füllt die Statue einer halbentkleideten Venus eine Nische, dort fesseln die drallen, schwellenden Glieder eines Ganymed, der dem Vogel des Jupiter die Nektarschale reicht, den Blick, es strahlt die funkelnde Flaschenpyramide auf dem Schenktisch, es glitzert das Silbergeschirr, es duften die Krystallvasen mit Blumen von der Marmortafel — und einladend blicken aus dem Grün der blühenden Umgebung die Schüsseln, angefüllt mit den rothen Hummern und Krabben und den appetitlich zubereiteten Seefischen in allen Größen und Gestalten, die geschliffenen Caraffen und Gläser, die Vasen und Schüsseln mit Austern, hinter denen schmucke Kellner stehen, eines Worts oder Winks von Dir gewärtig, um Dir die Leckerbissen auf silbernen Schalen zu präsentiren. Wie Wenige, welche diese Zaubergrotten betreten, können den von allen Seiten auf sie andringenden Erregungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

widerstehen, und glücklich, wenn sie diese Orte nur mit leichteren Börsen und schwererem Kopfe wieder verlassen! Denn auf den Neuling lauert in den unterirdischen Lichtpalästen die elegante Gaunerschaft, der Veteran der Ausschweifung oder des falschen Spiels, und hat er sein halbes hundert Austern verspeist und sich mit einer Flasche Sherry oder Madeira den Kopf drehend gemacht, so sammeln sie sich um ihn, wie um ein Aas die Geier. Die Bekanntschaften, welche hier angeknüpft werden bei dem Lichte von tausend Flammen — sie endigen nur zu oft in den dunkelsten Höhlen, wohin sich viehische Laster und grauenvolle Verbrechen verbergen, oder in der stillen, finstern Zelle des Gefängnisses. Seht dort den blonden, bartlosen Jüngling, der am Arme des ältlichen Herrn die Marmortreppe hinan auf die Straße wankt. Er ist die Beute eines ergrauten Kartenkünstlers, eines Werbers für eine jener fashionablen Spielhöllen, die ihre Agenten in den Kaffeehäusern und Restaurationslokalen unterhalten, um reiche Gimpel zu fangen und ihnen Beute zuzuführen. Das Paar hat nicht weit zu gehen. Nebenan, im Hofe des palastähnlichen Gebäudes, — dort, wo die Reihe hoher Fenster ist und matter Kerzenschein durch die Jalousien zittert, ist der Tempel, dessen Pforten sich nur auf die Parole des Eingeweihten erschließen. — Dort tauscht er, Grad für Grad, die Mysterien des Spiels und der Lust an den grünen, mit der elegantesten Gesellschaft umgebenen Tischen und in den Boudoirs der schönsten Frauengestalten, gegen sein Vermögen, seine Kraft, seine Ehre, sein gutes Gewissen und die Ruhe seiner Seele ein, bis er selbst herabsinkt zum Vollblutschurken, zum Veteranen des Lasters, zum Werber und Kuppler für die Teufel, deren List er zum Opfer fiel.

Alle Kaffee- und Speisehäuser des Broadway sind Anlagen im großen Styl und beständige Fundgruben für den Beobachter und Menschenkenner. Die ungeheure Zunahme des Handels und Verkehrs in New-York hat aus dem älteren Stadttheile, wo die Geschäfte ihren Hauptsitz haben, die Wohnungen in die nördlichen, neueren Stadtviertel, oder über den Strom nach Williamsburg und Brooklyn gedrängt, oder auf die anmuthigen Gilande verlegt, welche den Hafen von New-York vom Ocean trennen und die, noch vor ein Paar Jahrzehnten Wald und Weideplätze, jetzt mit Parks, Gärten und Tausenden von Landhäusern bedeckt sind. Dort ist der Kaufmann zu Hause; im Broadway und den angrenzenden Stadtvierteln hat er seine Geschäftslokale. Bis zum vierten Stock bestehen die meisten Häuser aus Niederlagen und Schreibstuben, und da Zeit in Amerika Geld ist, und Geld der Werthmesser der Menschen, so denkt Keiner der geschäftlichen Bevölkerung daran, eine Viertel- oder halbe Stunde Zeit dem Wunsche zu opfern, in seiner Familie zu speisen. Zur festgesetzten Minute entleeren sich die Komtoire und die Geschäftsleute strömen nach dem nächstgelegenen Kaffee- oder Speisehause, um den inwendigen Menschen mit dem zu erfrischen, was Leib und Seele zusammenhält. Während die Kinnladen sich beschäftigen, erquickt sich der Geist an den Zeitungen und empfängt der Spekulationssinn den neuesten Handelsbericht und Kurszettel als fruchtbringende Saat. Ueber 50,000 Handelsherren und ihre Gehülfen speisen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in diesen Mammuthsgarküchen Jahr aus Jahr ein, und man kann sich nach dieser Zahl das Leben an diesen Orten zur Essenszeit vorstellen, dies unablässige Wogen der Gehenden und Kommenden, das Gewirr und Gewühl von Hungrigen und Gesättigten. In manchem Hause rechnet man die täglichen Gäste nach Tausenden. Viele der Paläste im fashionablen oberen Stadttheil sind von den Schillingsstücken gebaut worden, mit denen die Geschäftsleute in diesen Speisehäusern ihr einfaches Mahl bezahlen, und mehr als einer der stolzen Landsitze auf Staaten-Island und in Jersey gehören Leuten, die in den Restaurationen von Broadway in kurzen Zeiträumen große Vermögen erwarben. —

„Die Seeschlange aber?" — Schau' hinüber auf die Wand des Palastes, von dessen Dach das riesige Sternenbanner flattert, dort an der Ecke der Annestreet, — dort hängt ja ihr Conterfey unter Mißgestalten und Bestien aller Zonen, und umgeben von dem Wappengethier vieler Könige und Fürsten. Eine goldene fünf Ellen hohe Inschrift kündigt Dir an, daß Du vor Barnum's Museum stehst. Der Yankee-Doodle schallt von den Balkonen, Böller knallen auf dem Plateau des Daches, und im Innern des Gebäudes lärmt's, tobt's und brüllt's wie aus einem Pandämonium; bei Nacht aber beleuchtet eine künstliche Sonne den Tempel des Gottes Humbug, dessen Verehrer der Oberpriester täglich zu Tausenden zehntet.

Barnum, der Erbauer und Eigenthümer dieses merkwürdigen Hauses, in dessen Sälen und Korridors aus allen Ecken und Enden der Welt, ohne Wahl und Kritik, hunderttausend leblose und lebendige Dinge, — Kuriositäten, Kunsterzeugnisse und naturhistorische Sammlungen, Riesen und Zwerge, ägyptische Mumien und Schädel berühmter Männer, — aufgestapelt sind, ist in seiner Weise ein Genie, — ein Genie freilich, das ihn in der alten Welt auf die Galeere oder in's Zuchthaus gebracht haben würde, während es in der neuen sein Glück gemacht hat. Barnum, seines Zeichens ein Kürschnergesell, kommandirt jetzt eine Million Dollars, ist der größte Güterbesitzer in Konnektikut und Ohio, Partner oder Direktor mehrer Banken; sein Name figurirt auf den Kandidatenlisten bei den Wahlen von Govornors und Senatoren; der Mann präsidirt in politischen und landwirthschaftlichen Vereinen, er empfängt als Mäcen der Wissenschaften und Künste die Huldigungen der Dichter. Er hat es mit Vielem versucht, ehe er den rechten Weg zum Glück ausgemittelt. Er war nach einander Seifensieder, Essigbereiter, Schriftsetzer, Buchdrucker, Wahlagent, Stumpredner, Schiffsmäkler und nebenbei ein Lump überall. In einer sonnigen Schicksalsstunde gerieth er auf den Einfall, einem bankerotten Menagerieführer seine verhungerten Bestien abzukaufen — und gefunden war die Leiter des Glücks, auf der er von Staffel zu Staffel emporstieg, bis er im Stande war, sein Museum zu bauen für 120,000 Dollars, fünfzig Federn zu miethen und fünfhundert Zeitungen zu bestechen, um seinen Humbug durch die Union zu posaunen, täglich 150,000 Straßenecken, Omnibusse, Dampfboote, Wirthsstuben und Ladenwände mit seinen Plakaten und Annoncen zu bekleben, und bald

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den General Tom Dumb, bald die Jenny Lind an seinen Triumphwagen zu spannen. In der Wahl der Mittel macht sich Barnum niemals Skrupel. Er näht ein Rudel Büffel in Bisonfelle ein, streicht ein halb Dutzend junger Bursche, ächte Kinder von New-York, roth an, putzt sie mit Federmütze, Köcher und Bogen als Indianer des Felsengebirgs heraus und ladet dann zum Schauspiel einer Bisonjagd ein; er läßt aus Pferdeknochen und Fischgräten unbekannte, riesige Ungeheuer der Vorwelt zusammensetzen und bringt die gelehrte Welt mit „unzweifelhaften Zeugnissen" ihrer Aechtheit und mit „glaubwürdigen Berichten" über Vorkommen und Fundorte in Staunen und Streit; er verwandelt weißhäutige Knaben in schwarze Aethiopier; er räumt die Trödelbude eines Hebräers aus, um die Lumpen und Lappen, die alten Tabaksdosen und ausgedienten Spazierstöcke, die verrosteten Degen und Pistolen ꝛc. als Reliquien von Fürsten des Geistes und von Helden der Schlachten in vergoldeten Schränken hinter Spiegelgläsern zu zeigen. Zur Zeit des merikanischen Krieges producirte er das Bein von Santa Anna in einer ungeheuern Spiritusflasche, obschon dem merikanischen Feldherrn in der Schlacht von Buena-Vista nur ein Stück seines hölzernen Stumpfs abgeschossen worden war, da er das Bein selbst schon zehn Jahre früher vor Vera-Cruz verloren hatte; und wenn eine Zeitungs-Ente durch die Union schwimmt, ein Bericht von einem fabelhaften Geschöpf der Tiefe, einer Meermaid oder einer Seeschlange, — so kannst Du gewiß seyn, es nach wenigen Wochen bei Barnum zu sehen. Das Publikum rennt, läuft, zahlt, schaut; es lacht, betrogen, seine eigene Leichtgläubigkeit aus, oder es murrt, schimpft, schreit Humbug! — aber Barnum setzt der guten, wie der bösen Laune stoische Gleichgültigkeit entgegen, freut sich seiner goldenen Ernte, lacht sich in's Fäustchen und macht den Spektakel durch einen neuen Humbug vergessen. Der Tom-Dumb-Humbug, — er ließ den Zwerg auf einem, aus einer Schildkrötenschale gefertigten, mit Silber verzierten Wägelchen von acht Elephanten durch die Stadt ziehen, — warf ihm 60,000 Dollars ab; der Jenny-Lind-Humbug, für den er mit einem Aufwande von 50,000 Dollars alle Komponisten, Redakteure, Autoren, Buch- und Musikalienhändler, alle Haarkräußler, Putzmacherinnen und alle Künste der Reklame in Bewegung setzte, um das ganze Land für seine schwedische Nachtigall toll zu machen, brachte ihm über 200,000 Dollars ein; und jetzt, wo der Mann eine Million sein nennt, erinnert man sich kaum mehr des Schmutzes und der Unehre, die daran haftet, und Barnum gilt in der neuen Welt als „ein großer Geschäftsmann", glücklicher als Cagliostro und St. Germain, die mit weit größeren Fähigkeiten in der alten Welt es nie über den Ruf „famoser Betrüger" bringen konnten.

„Wie ist es aber nur möglich" — wird man fragen, „daß ein so weltkluges Volk sich mit so kindischer Leichtgläubigkeit vom plumpsten Betrug beständig täuschen lassen kann? Wie verträgt sich solches mit dem Rufe des praktischen Verstandes, der ihm in so hohem Grade beiwohnt?" Ich sehe keinen Widerspruch. Verstand allein schützt nicht vor Leichtgläubigkeit. Der Mangel an Gemüth, Geist, Genie erklärt das Uebrige. Der Verstand bringt Pläne,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Entwürfe, Systeme hervor. Er ist die Zeugung des Geistes für's praktische Leben; er vermählt gleichsam den Gedanken mit der nützlichen Anwendung. Wo aber mit Genie ein reiches Gemüth verbunden ist, da sind auch Idee und Offenbarung bei einander. Die Offenbarung aber ist jeder Zeit ein Wunder, ein für den Verstand Unbegreifliches, Etwas, das den Forscher beständig in Erstaunen setzen und verblüffen wird. Sie ist der Eintritt der Wahrheit in die Welt, eine neugeborene Gedankenform, die zum ersten Mal im Universum erscheint, ein Kind der alten, ewigen Weltseele, ein Atom des Unermeßlichen, Unbegrenzten. Das Genie erscheint gleichsam als der Erbe von allem Dagewesenen; es schreibt die Gesetze der Zukunft, es wirkt mit dämonischer Gewalt auf die Vorstellungen der Menschen ein und zaubert ein Neugestalten in den Verhältnissen hervor. Aber das Genie bedarf einer Vermittelung zu seinen Offenbarungen; die wunderbarsten Inspirationen sterben mit dem Begeisterten, wenn ihm die Fähigkeit abgeht, sie den Sinnen darzustellen, dem Lichtstrahle gleich, der unsichtbar den Raum durchstreift, wahrnehmbar erst da, wo er auf einen Gegenstand fällt.

Ein Uebermaß von praktischem Verstand, aufgewogen von Mangel an Genie und Gemüth, bildet einen Grundzug im Volkscharakter der Yankees. Auf diesem Boden wird die Saat der europäischen Bildung, gute wie böse, das nährende Korn, wie das giftige Unkraut, ausgestreut. Es ist kein durch die Arbeit vorausgegangener Jahrhunderte sorgfältig bereiteter Boden, auf dem das Ausgestreute in eigener Entwickelung und Selbstständigkeit überall gedeihen könnte. Das Leben in Amerika bewegt sich beständig auf der Rennbahn; die Hast macht das Uebertreiben zur Nothwendigkeit; Zeit zum gegenseitigen Durchdringen, Ineinanderleben, Assimiliren ist nirgends gelassen. Dadurch erhalten Uebertreibung und Unnatur Berechtigung in den wichtigsten Lebensverhältnissen, und wo das Unnatürliche in die Rechte des Natürlichen eintritt, — da haben auch Wunderglaube und Humbug Spielraum und es können uns die Erscheinungen nicht befremden, die diesem entsprechen. Von Allem, was der Verstand nicht fassen kann, von allem ihm Unbekannten, läßt sich der Amerikaner imponiren und er behält die empfangenen Eindrücke so lange, bis sie andere, neue wieder verwischen. Seine krankhafte Leichtgläubigkeit begeistert ihn für eine Sache unglaublich schnell; sein rechnender Verstand läßt ihn jedoch eben so schnell Das wieder aufgeben, was ihm unpraktisch erscheint. Er schwärmt für politische und religiöse Meinungen; von Dem, was sich dreist als außerordentlich, übernatürlich, an das Wunderbare grenzend ankündigt, wird er unwiderstehlich angezogen, die schreiendsten Gegensätze erregen seine Theilnahme, das Unmögliche bringt ihn in Bewegung. Daher findet der Humbug — jene auf's Höchste potenzirte Charlatanerie, für welche die alte Welt keinen Ausdruck hat, — in Amerika jeder Zeit Gläubige in Menge und in allen Klassen. Der Humbug durchdringt die ganze Gesellschaft, ja, in vielen Verhältnissen wird er zur anerkannten Nothwendigkeit. Jeder, der in Amerika war, wird hundertmal die Bemerkung vernommen haben, Humbug gehöre zum Geschäft — eine starke Dosis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Charlatanerie könne auch der ehrenhafteste Charakter, wenn er sich geltend machen wolle, sey es als political man, sey es auf der Börse, oder im Atelier, auf dem Katheder oder im Gerichtshofe, gar nicht entbehren. Wo der Amerikaner hinschaut, begegnet ihm Humbug, er kann ihm nicht ausweichen, und er wird, ehe er sich's versieht, selbst ein Priester an dem Altare des Gottes, dem seine Leichtgläubigkeit opferte. Darum ist der Amerikaner auch so tolerant in seinem Urtheile über Täuschungen, die wir schlechthin Betrug nennen, und er knüpft an Handlungsweisen keine Unehre, mit denen sich diesseits des atlantischen Meeres Keiner beflecken darf, der Anspruch macht auf den Namen eines rechtlichen Mannes.

Dies wird sich ändern, wenn das amerikanische Volk in ein höheres Lebensalter tritt und die Periode des „Dollarmachens" zurückgelegt hat. Dann werden neben dem Verstand auch Geist und Gemüth wieder zu ihrem Rechte kommen und wahre Bildung wird an die Stelle jenes Firnisses eines Halbbarbarenthums treten, das, wie der Parvenue auf sammtnen Polstern, noch die Manieren und den Geschmack seiner jüngsten Vergangenheit verräth. Die wahre Bildung ist ein Ganzes und verlangt Vollständigkeit und Harmonie in allen ihren Theilen. Eine solche Bildung wird aber weder von einem Volke, noch von einem Individuum ohne Anstrengung oder im Fluge erworben: sie geht nach unwandelbaren Gesetzen in organischer Entwickelung vor sich, und verlangt ihre Zeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der GÖLTZSCH-THAL-VIADUCT

(SACHSEN)

DCCIX. Der Viadukt über das Göltzschthal.

Bei diesem Anblick mag man wohl das nil admirari vergessen. Es ist dieses Werk des deutschen Eisenbahnbaues das größte seiner Art auf der Erde und selbst das Alterthum hat nichts Massenhafteres in seinen bewunderten Weg- und Wasserleitungen aufzuweisen. Zu beklagen bleibt es jedoch, daß man den Forderungen der Schönheit nicht mehr Rechnung getragen. Die Form ist plump, die Verhältnisse sind ohne Harmonie: es wäre gewiß zu ermöglichen gewesen, mit den unabweislichen Forderungen an Festigkeit und Dauer auch die des Schönen in Einklang zu bringen. Der Mangel an edler Einfachheit und Ebenmaß beeinträchtigt die Großartigkeit des Eindrucks, welchen man erwartet; und aus der Ferne betrachtet, sieht das Werk fast aus wie eine Kaserne ohne Fenster. — Schönheit hat Berechtigung bei allen Werken der Baukunst, zumal bei öffentlichen Werken monumentalen Charakters, welche bestimmt sind, späten Jahrhunderten Zeugniß zu geben von dem Geschmack, dem Kunstsinn und der Bildung ihrer Zeit.

Der Viadukt ist ein Theil der Leipzig-Hofer Eisenbahn auf der Strecke von Reichenbach nach Plauen. Er überbrückt das Flüßchen Göltzsch, welches, aus den Bergen des Voigtlandes kommend, durch eine tiefe, felsige Schlucht der Elster zufließt.

Der Viadukt hat eine Gesammtlänge von 2026 Fuß und die Breite der Fahrbahn zwischen den Ballustraden ist 28 Fuß. Seine größte Höhe von der Flußsohle bis zur Schienenebene beträgt nicht weniger als 274 Fuß; von der tiefsten Stelle des Fundaments sogar 325 Fuß. Sie wird folglich von den höchsten Thürmen Deutschlands nur in wenigen Fällen übertroffen. Von den gekuppelten Pfeilern des Mittelbaues geht die Brücke in 4 Stockwerken den Thalwänden zu. Die Spannungsweite des untersten großen Mittelbogens über den Sockel ist 101 Fuß, die des oberen 109 Fuß. — Das Material des Fundaments, der Sockel und der Pfeilerecken ist Granit oder fester Sandstein; zu den übrigen Theilen nahm man Ziegel, von denen über 20 Millionen verbraucht wurden. Mörtel hält das Riesenwerk zusammen. Eiserne Klammern und Anker sind ganz vermieden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Bau hat 2⅓ Million Thaler gekostet. 5 Jahre (1846—51) genügten zur Ausführung. Die Baumeister waren die Ingenieure Wilke und Dost. Was Solidität und Zweckmäßigkeit der Konstruktion betrifft, so wird dies kühne Werk von keinem vorhandenen übertroffen.

DCCX. Der Friedhof auf Mount Auburn bei Boston.

Es ist ein wunderliches Volk, diese Amerikaner. Ihr kurzes, in Hast und Jagen dahin eilendes Leben hat wenig Sinn und Freude an der Natur, sie gönnen sich kaum Zeit zu einem Spaziergang in Feld und Wald; für Millionen schmückt der Frühling das Land vergeblich mit Blumen und Blüthen und die Berge mit jungem Grün. Für sie ist der Mai umsonst ein beredter und freundlicher Prediger im Tempel der Natur, wiegen vergeblich sich die bunten Schmetterlinge auf den glänzenden Büschen, läuten die Maiblümchen ihre Glöckchen zum Feste, hauchr der Fichten- und Kiefernwald balsamische Düfte. Was sie sich selbst im Leben versagen, das gönnen sie aber ihren lieben Todten! Die Friedhöfe — wo wir unsern Geliebten mit widerlicher Kargheit kaum den allerdürftigsten Raum gewähren, und wo jede Handbreit Erde über das polizeiliche Maß hinaus mit Geld aufgewogen werden muß, — wissen sie zu einem lieblichen Paradiese umzugestalten, und dem Amerikaner thut der Gedanke wohl, daß die abgerufenen Seinen, die er nicht mehr an sein Herz drücken kann, in einem Garten unter duftenden Rosenbüschen oder im Schatten blühender Baumgruppen schlummern.

Der Friedhof der Bostoner auf Mount Auburn ist ein Muster amerikanischer Ruheplätze für die aus dem Leben Geschiedenen. Der Todtenpark nimmt den Raum einer halben englischen Geviertmeile ein und entfaltet die Schönheiten einer überschwenglichen und reichen Natur in größter Mannigfaltigkeit. Freiheit herrscht im unendlichen All, Freiheit herrscht in der Vorstellung des Volks; die freie Natur soll daher die Bewahrerin und Erbin seines Staubs seyn. In Auburn sieht man keine steifen Alleen, nach deren Linien der Sexton die Gräber

AUBURN-CEMETERY Am BOSTON

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aneinanderreiht; man sieht keinen Abklatsch des Uniformen und Despotischen. Allenthalben bringt noch der Boden und Himmel hervor, was sie hervorbringen können und darum sollen, ähnlich dem Menschen selbst, der in Amerika schafft und wirkt in gesetzlicher Freiheit, was er selbst als das Beste erkennt. Im Auburn-Todtenpark ist darum ein Stück Urwald so gut an seiner Stelle wie die duftenden Jasmin- und Rosengehäge es sind, und die Haine von Tulpenbäumen und Oleander.

Durch Wald und Gesträuch, um Blumenparterres und Rasenplätze winden sich enge Pfade und breite Wege, und sinnige und reiche Denkmäler wechseln mit den einfachen Malsteinen, oder dem bescheidenen Holzkreuz. Jedes Grab hat Raum genug übrig, daß die Liebe es schmücken kann nach ihrem Wohlgefallen. Alle Wege und Pfade aber führen aus der Tiefe der Höhe zu, von der man durch eine Oeffnung des Waldes das meerumspülte Boston erblickt, das seinen Kindern die herrliche Ruhestätte schuf, — eine Ruhestätte, welche an die Worte des Dichters erinnert:

„Nicht unter Steingewölben, die Gottes Licht verbergen,
Nicht in des Domes Kreuzgang, umringt von Leichensärgen,
Und wo mit Prunkgewändern zur Schau die Menge steht,
Quillt aus des Herzens Tiefen Trauer — Lieb' — Gebet.
Dort, wo durch Buchenkronen und durch die heil'gen Eichen
Geheimnißvoll die Lüfte mit leisen Flügeln streichen,
Wo aus den Blüthenästen der Sang der Vögel schallt, —
Dort ist es, wo ich bete; mein Tempel ist der Wald: —
Da haucht's der Lieben Nähe, da kann ich Gott begreifen,
Wenn meine trunknen Blicke durch seine Werke streifen;
Da hör' ich seine Worte, da les' ich seine Schriften
Auf buntgeschmückter Erde und in den blauen Lüften;
Da steht sein großer Tempel auf unsichtbaren Säulen,
Da darf der Christ, der Heid', der Türk' und Jude weilen;
Da dürfen Alle beten, wenn's nur im Herzen flammt,
Denn aller Menschen Vater übt selbst das Priesteramt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DCCXI. Im Bosporus.

Die Meerenge, welche zwei Welttheile scheidet — der Bosporus — ist zur Kluft geworden, welche Europa täglich mehr entzweit, und um eine Brücke darüber zu schlagen, ist — das Schwert gezogen! Wieder einmal haben die Könige die Faust als obersten Richter unter sich anerkannt, haben sie sich selbst dem Stärkerrecht unterwürfig gemacht; — wer aber das Schwert noch fassen werde in diesem Streite, wer weiß dies vorherzusagen? Noch hat Deutschland sich den Standpunkt bewahrt, von dem es die weite, tiefbewegte Gegenwart mit all' ihren Gewittern, die aus der Ferne langsam und drohend herangezogen kommen, überschauen kann; aber auf wie lange wird dies noch möglich seyn? Viele Mahnungen sind an uns geschehen; wie die Seherin an dem Römerkönig, so ist das Schicksal mit seinen Erinnerungen mehrmals an uns vorübergegangen, und die Zeit naht, wo es, wie jene das letzte Kleinod, auch uns die letzte Warnung bietet. Soll auch sie nicht gehört werden?

Wohl kann man der dem deutschen Volke ursprünglich und allzeitig innewohnenden Freiheit des Geistes das Recht versagen; aber dann soll man sich auch nicht wundern, wenn die Federkräfte, im Kampfe mit ihrer Unterbindung, endlich zu einer Expansion gelangen, die allen Widerstand aufhebt. Wenn die Autorität jede

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im BOSPORUS beim FORT MAJAR KARIASSI

POST HUMBLI KOOSE

FORT YAKARARI

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freie Regung des Gedankens auszutilgen strebt, dann soll sie nicht klagen, wenn sie schweigende Einsamkeit überall empfängt, und ihr keine andere Stimme, als ihre eigene, in der weiten Wüste auf ihre Fragen Antwort gibt. Dieses Schweigen ist der stumme Bote der Dinge, die vielleicht nahen; es ist schlimmer als das frechste Geschwätz des Jakobinismus; es lügt die Autorität mit der Ruhe der Gräber an, es läßt sich als ein Symptom der größten geistigen Erschlaffung deuten, die doch an der Grenze höchster Erregung steht. Möchten in einer Zeit, welche, wie die jetzige, so große, unbekannte Veränderungen in ihrem Schooße verborgen trägt, doch Alle, die mehr der Idee als dem Staube angehören, die Schwingen regen; möchte doch Jeder, der den Ernst der Gegenwart erkennt, der Betrachtung des Höheren ihr Recht geben und ihr Rede gestatten; möchte doch Jeder, der zu sprechen und zu lehren weiß, nicht bloß Hörer und Schüler seyn wollen; möchte doch ihnen im lebendigen Glauben am endlichen Siege des Rechts, und in der festen Ueberzeugung von dem endlichen Triumph des Guten der Muth nicht mangeln, sich auszusprechen zum Troste Aller, die da verzweifeln an der Gegenwart, wie an der Zukunft! Warum sollten wir verzweifeln? Sind nicht an diesem Geschlecht schon der Zeichen und Wunder genug geschehen, und haben wir nicht Alle Dinge erlebt, daran zu erkennen, daß den Herrschern, wie den Beherrschten, ein Maß in die Hand gegeben ist, daran zu messen all' ihr Thun und Lassen? Was haben wir nicht Alles erfahren seit Menschengedenken? Laßt sie einmal vorüberziehen die lange Reihe der ermordeten oder hingerichteten Kaiser und Könige, der entthronten Monarchen, der dienstbar gewordenen oder vertriebenen alten Herrschergeschlechter; laßt sie vorüberziehen die von der Höhe herabgeworfenen Emporkömmlinge, die gestürzten Usurpatoren der Königsmacht, die Tyrannen der Freiheit, welche das eigene Blutgesetz gerichtet hat; laßt sie vorüberziehen die Völker, welche Gott um ihrer Verdorbenheit, Feigheit oder um des Mißbrauchs der Freiheit willen gezüchtigt! Und die Tage des Gerichts sind noch nicht vorüber. Von Neuem zittert die bewegte Erde von dem Donner des Kriegs.

Es nahen große Verhängnisse. Wer den Glauben an eine allwissende Vorsehung verloren hat, den müssen ihre Zeichen mit Grauen erfüllen. Die den Sturm erregt haben, überfällt ein Beben und Zagen, und obschon mitten im Krieg, sehen wir die geängstigte Politik doch noch beständig beschäftigt, den losgelassenen Orkan durch Zuspruch zu beschwören und den kaum geöffneten Janustempel wieder zu verschließen. Aber es haben die Flammen schon so weit um sich gefressen, daß nicht zu glauben ist, es stehe in der Macht Derjenigen, die sie entfesselt haben, sie wieder zu bemeistern. Der Uebermuth eines Menschen hat es für ein ausführbares Beginnen gehalten, über den reichen Besitz eines Lebenden, wie über das Erbe eines Todten zu verfügen; man hat es als ein unschwieriges Unternehmen dargestellt, die Türken aus Europa zu vertreiben:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Ereignisse dürften jedoch dieses Kalkül selbst dann noch zu Schanden machen, wenn die Osmanen den Kampf mit Rußland allein auszufechten hätten. Schwerlich kann für die Vertheidigung eines entschlossenen und für seinen gefährdeten Glauben begeisterten Volks eine günstigere Oertlichkeit gefunden werden, als jene ist, die das Land den Türken bietet. Umgürtet in erster Linie von dem einem feindlichen Heere kaum zugänglichen Balkangebirge, schließen in zweiter Linie Meerengen und Meere straßenlose Provinzen von großer Ausdehnung mit dünner Bevölkerung ein, die den feindlichen Heeren keine Subsistenzmittel bieten, und welche theils durch niedrige Lage den Angreifenden tödtlich, oder, durch Gebirge, Schlösser, Festungen und kriegerische Völkerschaften geschützt, dem Feinde jeden Zugang auf's Aeußerste erschweren; in dritter Linie aber erscheinen unwirthliche Wüsten und Einöden, welche einer Armee den Durchzug oder eine Okkupation zur Unmöglichkeit machen. So dreifach gepanzert kann das türkische Reich der Macht Rußlands viel länger Widerstand leisten, als Rußlands Kräfte — an Menschen wie an Geld, — ausreichen. Wenn in neuer Zeit das türkische Reich unzweifelhaft an Macht sehr herabgekommen ist, so ist doch noch nicht an einen Zerfall desselben, an Untergang, Tod und Auflösung zu denken. Das Sinken der türkischen Macht ist zunächst in der Schlaffheit begründet, mit der seit einer Reihe von Jahren die auf den straffen Despotismus angewiesenen Beherrscher der Gläubigen die Zügel führten und nicht minder sind auch die das innerste Wesen des Osmanenthums zerfressenden Reformbestrebungen eine Ursache seiner Schwäche. Bei der Unzufriedenheit, welche diese Reformen hervorriefen, war es den Knechten ein Leichtes, sich gegen den Herrn zu erheben, und in den sich beständig wiederholenden Aufständen der Provinzen glaubte Europa die Vorzeichen innerer Auflösung, die den Tod bringen müsse, zu gewahren. Es ist jedoch nun klar geworden, wie sehr man sich getäuscht hatte. Wir haben mit Staunen gesehen, wie der russische Einbruch schnell alle getrennten Interessen in dem weiten Reiche wieder vereinigte; wie sich die rebellischen, unbotmäßigen, mächtigen Vasallen wetteifernd beeilten, dem Padischah ihre Schätze, Heere und Flotten zur Verfügung zu stellen; wie die freien Söhne der Wüsten und der Gebirge, die Jahrhunderte lang im tödtlichen Kampfe gegen die Souveränitäts-Ansprüche des Sultans gestanden hatten, in bewaffneten Schaaren nach den Kriegsschauplätzen an der Donau und am Kaukasus zogen; wie es an energischen, tapfern und geschickten Führern, so wenig wie am Heldenmuth der Truppen gefehlt hat. Statt der verweichlichten Türken sehen wir in allen Gefechten Männer, die den Tod verachten; und die sie ausgeartet und verdorben gescholten, bekennen ihren Irrthum mit Verwunderung. Aber eben jene heldenmüthige Tapferkeit, welche die Türken im gegenwärtigen Kriege gegen die Russen beständig gezeigt haben, mag uns den Blick in einen Abgrund öffnen, aus dem eine, durch irgend ein großes Ereigniß angeregte, religiöse, nationale und politische Begeisterung leicht das Ungeheuere heraufbeschwören kann, dem ein weiter Länderkreis, durch denselben Glauben eng verbunden, und bis in's Innerste Asiens und in die numidischen Wüsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reichend, unerschöpfliche Nahrung beut. Rußland, verblendet von Selbstüberschätzung, will den Beschwörer machen. Es hat das Kreuz an seine Fahne geheftet; es hat das aus tiefer Ruhe aufgeschreckte Europa zum Feldlager gemacht und seine Fürsten zu Kriegsobersten. Selbst Deutschlands Gewappnete harren nur des Steins, von der Schicksalshand geworfen, um auf die eine oder die andere Seite zu treten und Theil zu nehmen an dem dann allgemeinen Kampfe.

So trifft denn, wo der Blick auch hinfalle in die weite Runde, das Auge auf nichts als wechselseitige Befehdung unverträglicher Elemente, auf Räthsel von unbekannter Lösung, auf Zeichen unheilvoller Deutung. Politische Kuppelei ist überall thätig, um unglückliche Ehen zwischen Staaten und Dynastien zu schließen, die nur Hader und öffentliches Aergerniß erwarten lassen. Nirgends sehe ich ein inniges Zusammengehen der Interessen unter den verbündeten Autoritäten, nirgends eine aufrichtige Zuneigung; überall lugen verhaltene Entzweiung oder geheime Abneigung, Hintergedanken und tödtlicher Argwohn, und daneben laufen die Spuren oberflächlich beschwichtigter Volksleidenschaften und Bestrebungen hin, welche in großen Umwälzungen Befriedigung suchen.

Das ist in wenigen Zügen die Fassung von Europa, in der es den größten Katastrophen entgegentritt, mit welchen das Jahrhundert schwanger geht. Ungern von der süßen Gewohnheit des Friedens lassend, ist, gegen den Willen der Kabinete, durch die herausfordernde That des Czars urplötzlich ein Kriegsgetümmel entstanden, welches den ganzen Welttheil in seinen Strudel zieht. In diesem Streite, dem größten, weitaussehendsten, den das Jahrtausend geboren, bewegt sich Alles in kolossalen Massen und vor den Augen der Lebenden schreibt das Schicksal eine Weltgeschichte mit so mächtigen Lettern, daß sie auch dem Kurzsichtigsten lesbar erscheinen. Vierzig Jahre haben die Fürsten unter sich Frieden gehalten; ihre Kriege wurden nur gegen Völker geführt. Vierzig Jahre Frieden haben die Menschheit mit unzähligen Erfindungen und Mitteln für den Fortschritt bereichert; sie haben unermeßliche Güter und Werthe geschaffen — und doch haben sie die Menschen, der Masse und Mehrzahl nach, nicht glücklicher, nicht zufriedener, nicht wohlhabender, nicht selbstständiger, nicht freier gemacht. Eine Minorität war das Erbe ihrer Segnungen, — und diese Minorität beklagt am Meisten des Friedens Ende. —

Der schöne Stahlstich, welcher diesen Aufsatz begleitet, stellt einige neuere Befestigungen des Bosporus, unweit von der Einfahrt in das schwarze Meer, dar. Die wichtigsten Punkte sind die Forts Rumeli

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kawak, und Fanaraki. Ihr Kreuzfeuer aus 120 schweren Geschützen würde jedem feindlichen Geschwader, das die Passage forciren wollte, verderblich werden. Die Zahl der Geschütze der sämmtlichen Batterien und festen Punkte der Meerenge, an deren Besitz sich schon öfters die Herrschaft in zwei Welttheilen knüpfte, beläuft sich gegenwärtig auf 2100. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichniss

des fünfzehnten Bandes.

48 Ansichten und Beschreibungen, nämlich:

	Seite
Itasca Lake; die Quellen des Mississippi	1
L'Hotel des Princes in Paris	8
Ingolstadt	14
Der Pyräus, Hafen von Athen	15
Der Hof der Tuilerien in Paris	17
Freiburg in der Schweiz	22
Culmbach und die Plassenburg	25
Hartford in Connecticut	27
Am San Croix-River in Minnesota	29
Ivrea	39
Der Kuffstein und sein Thal	43
Krakau	44
Halle der Repräsentanten zu Washington	45
Vietri	59
Der Königsee	61
San Juan de Nicaragua in Mittelamerika	63
Panama	69
Die königliche Erzgießerei in München	82
Die Ruhmeshalle und die Bavaria bei München	89
Die Ruinen von Futtepore in Indien	91
Aarau	93
Die Goldwäschereien in Kalifornien	101
Saragosa bei Leon in Mittelamerika	103
Bajä	106
Sacramento-City in Kalifornien	109
Die Kapelle bei Morgarten in der Schweiz	118
Eine Savannah in Mosquitia	122
Ein Landschaftsbild bei Colombo auf Ceylon	124
Nauvoo und die Mormonen	129
Der Kyffhäuser in Thüringen	140
Die Ruine Alt-Boimeburg in der Pfalz	141
Granada am Nicaragua-See	143
Die New-York-Erie-Eisenbahn	147
St. Etienne du Mont in Paris	156
Die Kirche zu Sachseln im Melchthale	157
Auf dem Todtenacker zu Mannheim	158
Die Lutherzelle auf der Wartburg	163
Wilhelmsthal bei Eisenach	168
Passaic-Falls bei Patterson	170
Weimar	173
Die Herrnhuter-Kolonie Lichtenfels in Grönland	183
Jena	189
Liegnitz	195
Jefferson City in Missouri	196
Broadway in New-York	203
Der Viadukt über das Göltzschthal	211
Der Friedhof auf Mount Auburn bei Boston	212
Im Bosporus, beim Fort Madjar Fabiassi	214

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichniss

des fünfzehnten Bandes.

	Seite
Ältere Zeit; die Quellen des Mississippi	1
Capitol des Staates in Texas	8
Jugendzeit	14
Der Pyrenäen-Pass von Biden	15
Der Hafen Antwerpen in Flandern	17
Freiburg in der Schweiz	22
Gutenberg und die Pfalzburg	25
Hafenort in Connecticut	27
Ein San Grael-Ritter in Steiermark	29
Jagd	30
Der Kaufstein und sein Thal	43
Kreuzen	44
Hafen der Kriegsfahrzeuge in Washington	45
Kloster	58
Der Königssee	61
Don Juan de Alcaraque in Südamerika	63
Panama	69
Die königliche Gruftkirche in München	82
Die Ruhmeshalle und die Walhalla bei München	89
Die Ruinen von Hurtpore in Indien	91
Waren	93
Die Schwalbenfelsen in Kalifornien	101
Carnagia bei Teon in Südamerika	103
Wald	106
Carcassonne-Sitz in Südfrankreich	109
Die Kapelle bei Wergarten in der Schweiz	118
Eine Cavanne in Westindien	122
Ein Familienfest bei Colombo auf Ceylon	124
Mannoe und die Normannen	129
Der Pfeffersack in Lübingen	140
Die Ruine Alt-Heinsburg in der Pfalz	141
Granada am Nicaragua-See	143
Die Neu-Perl-Erie-Eisenbahn	147
St. Clemens an Bord in Florida	150
Die Kirche zu Sachsen im Südthale	157
Auf dem Todtenacker zu Neunheim	158
Die Fischerzelle auf der Insel	163
Bildhauerthal bei Eilenach	168
Waffair-Falle bei Baltimore	170
Reimar	173
Die Hexenhütte-Kolonie Fichtenfels in Grönland	183
Jena	189
Viegnitz	195
Zerstörung Sitz in Mississippi	199
Brandmark in Neu-Mexiko	203
Der Blankenhain bei Heiligenthal	211
Der Friedhof auf Neuen Kirchen bei Berlin	212
Im Hafenort, beim Herrschaftlichen Gasthof	214

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichniss

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DRAWN AFTER NATURE

for the Proprietor HERMANN J. MEYER

ITASCA LAKE

(QUELLE DES MISSISSIPPI)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HOTEL des PRINCES
(Paris)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

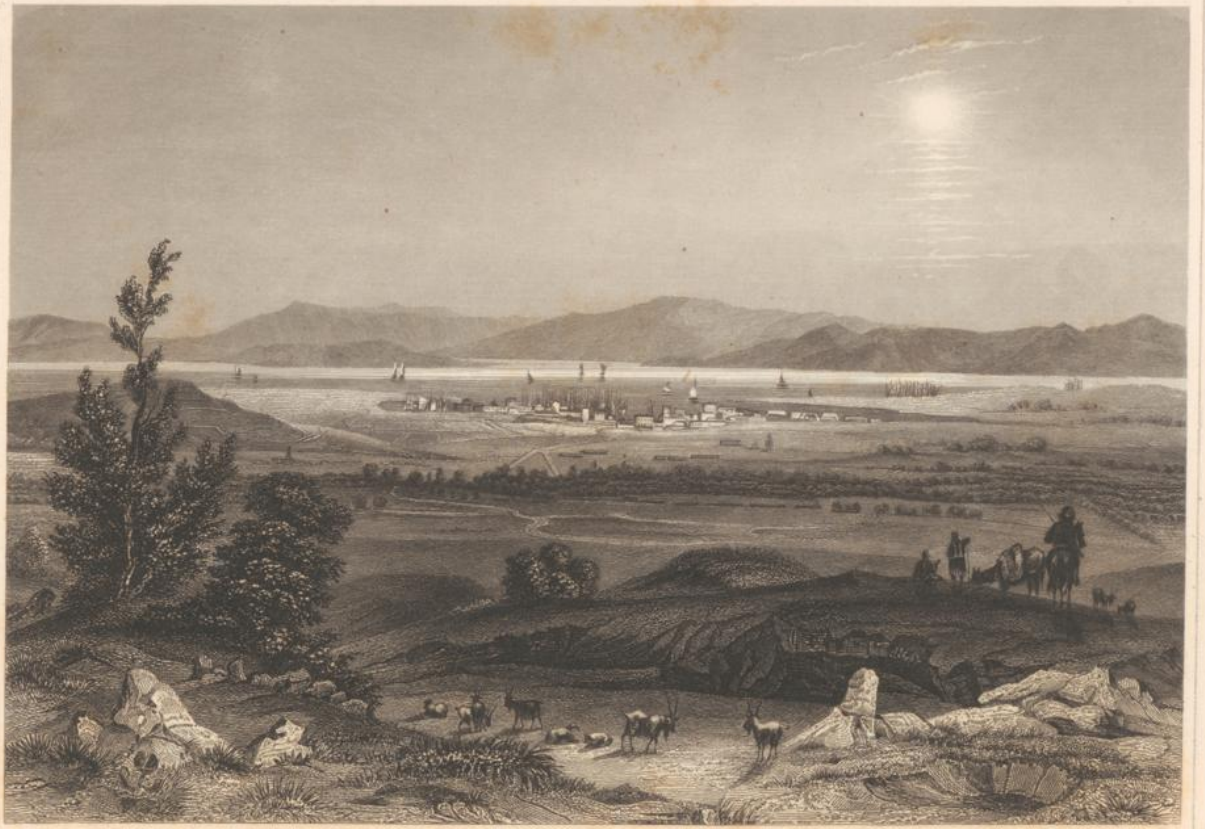
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

INGOLSTADT
in Bayern.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Der PIRAEUS
(Griechenland)

Aus d. Elementar. d. Bibl. Institt. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der HOF der TUILERIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gest. v. Martini 1880

FREIBURG

in der Schweiz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CULMBACH mit der PLASSENBURG

Aus d Kunstanst d. Bibl Inst in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HARTFORT in CONNECTICUT

(Vereinigte Staaten v N. America)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERMANN J MEYER

MOUTH OF THE St CROIX RIVER

(MINNESOTA)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildb.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Martini sc. 1836.

IVREA
(Italien)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VESTE KUFSTEIN im TYROL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CRACAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

C. R. 1851. 20.L.

JOHN POPPEL SC.

Die CONGRESS-HALLE im CAPITOL

(WASHINGTON)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Martini sc.

VIETRI
(Italien)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(Die Frauseninsel) (Die Herreninsel)

DER KÖNIGSEE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SAN JUAN DE NICARAGUA

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PANAMA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildh. Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die KÖNIGL. ERZGIESSEREY
in München.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die BAVARIA

und die Ruhmeshalle in München.

Aus d Kunstanst. d. Bibl. Institf. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ad. Rottmann sc.

Die RUINEN bei FUTTEPORE
in Indien.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verlegers.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Martini sc.

AARAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ad. Rottmann sc.

Die GOLDWÄSCHEN am MOKELUMNE RIVER
in Californien.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SARAGOSSA; VORSTADT VON LEON.

(CENTRAL-AMERICA)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Martini sc.

BUCHT vom BAJAE

(Neapel)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SACRAMENTO.CITY
in Californien.

Aus d. Kunstmat. d. Bibl. Inst. in Hildh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die MORGARTEN-CAPELLE

in der Schweiz.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SAVANNAH (MOSQUITO)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburghausen. Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BEY COLOMBO (INSEL CEYLON)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DRAWN AFTER NATURE. For the Proprietor HOGGMAN J. MEYER.

NAUVOO

MISSISSIPPI

Published for HOGGMAN J. MEYER, 184 William-Str. NEWYORK.

Copyright secured according to ACT of CONGRESS.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der KIFFHÄUSER und die ROTHENBURG

Inst. d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ALT. BOYNEBURG (oder ALT. BOIMBURG)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der MARKTPLATZ in GRANADA
am Nicaragua-See.
(MITTEL-AMERICA)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

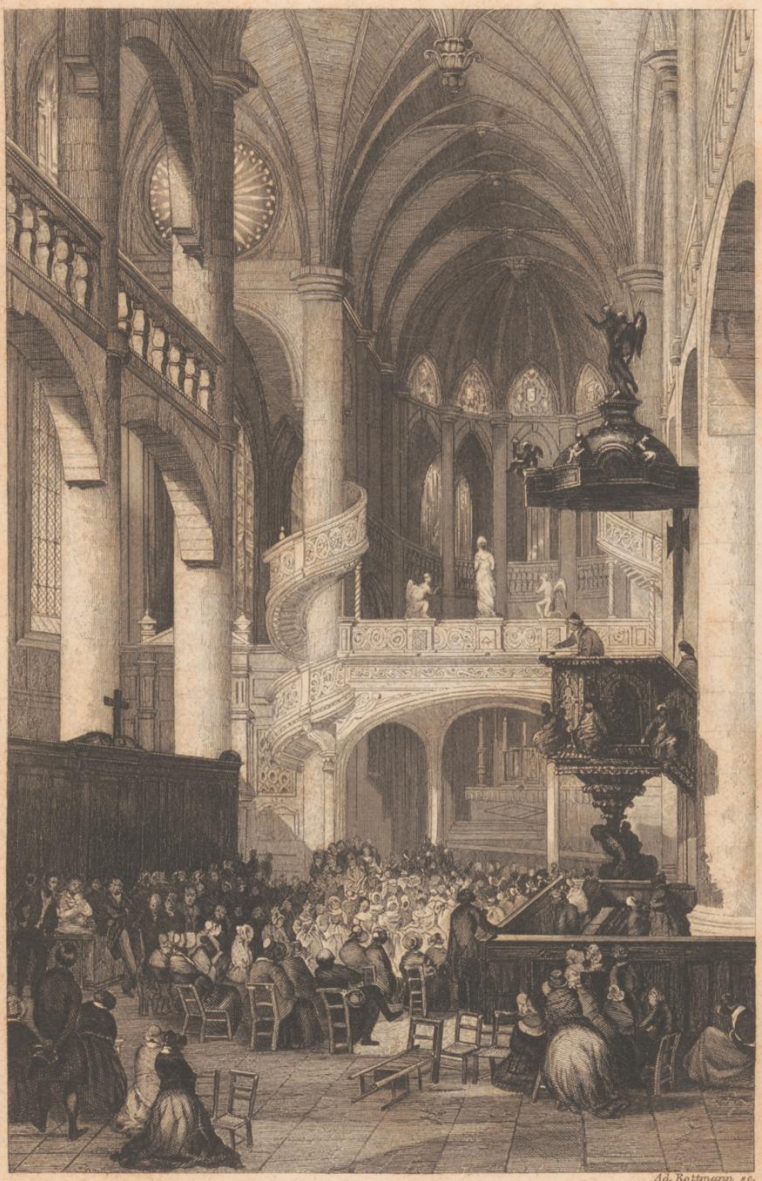
STARUCCA VIADUCT, ERIE-EISENBAHN

IM STAATE NEWYORK

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildb.

Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Ad. Rottmann sc.

ST ETIENNE du MONT

(Paris)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KIRCHE von SACHSELN

Schweiz

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die GRÄBER der GESTANDRECHTETEN

auf dem Kirchhof zu Mannheim.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die LUTHERZELLE
auf der Wartburg.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instituts in Hildb.

Eigenthum d. Verlegers.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

WILHELMSTHAL

Schloss und Park bei Eisenach.

PASSAIE FALLS

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

WEIMAR

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die HERRENHUTER-COLONIE LICHTENFELS
in Grönland.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

JENA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LIEGNITZ

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor: HERMANN J. MEYER.

JEFFERSON CITY

(MISSOURI - RIVER)

Published for HERMANN J. MEYER. 154. William-Street. NEWYORK.

Copyright secured according to ACT of CONGRESS.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BROADWAY

New York

C.R. 1851 DEL. JOHN POPPEL SCULPS.

Der GÖLTZSCH-THAL-VIADUCT

(SACHSEN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AUBURN-CEMETRY in BOSTON

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im BOSPORUS beim FORT MADJAR FABIASSI

FORT HUMBLI KAWAK — FORT PANAHAKI

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf